

SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache

Gemeinsam mit

Hans Eggers, Johannes Erben, Hans Neumann und Hugo Steger

herausgegeben von Hugo Moser

Schriftleitung: Arne Schubert

BAND V

SPRACHE GEGENWART UND GESCHICHTE

Probleme der Synchronie und Diachronie

JAHRBUCH 1968



PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN
DÜSSELDORF

© 1969 Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten. 1. Auflage 1969

Umschlagentwurf Paul Effert

Satz und Druck: Hans Richarz, Niederpleis/Siegburg

Einband: Schwann Düsseldorf

INHALT

Geleitwort	7
<i>Hans Eggers</i> , Deutsche Gegenwartssprache im Wandel der Gesellschaft ...	9
✓ <i>Eberhard Zwirner</i> , Zu Herkunft und Funktion des Begriffspaares Synchronie – Diachronie	30
✓ <i>Klaus Baumgärtner</i> , Diachronie und Synchronie der Sprachstruktur – Faktum oder Idealisierung?	52
<i>Gerold Ungeheuer</i> , Zum arbiträren Charakter des sprachlichen Zeichens. Ein Beitrag zum Verhältnis von synchronischer und ahistorischer Betrachtungsweise in der Linguistik	65
<i>Hans Glinz</i> , Synchronie – Diachronie – Sprachgeschichte	78
<i>Otmar Werner</i> , Das deutsche Pluralsystem (Strukturelle Diachronie)	92
<i>Ernst E. Müller</i> , Synchronie – Diachronie, an einem Beispiel aus der Wortgeschichte	129
<i>Kaj B. Lindgren</i> , Diachronische Betrachtungen zur deutschen Satzstruktur.	147
<i>Bernhard Engelen</i> , Eine Möglichkeit zur Beschreibung komplexer Sätze. Mit einigen Bemerkungen zum Verhältnis von Syntax und Semantik ...	159
<i>Ingo Reiffenstein</i> , Suffixsynkretismus	171
<i>Leo Weisgerber</i> , Die inhaltliche Geltung verbaler Kompositionstypen (synchronische und diachronisch)	187
<i>Gerhard Cordes</i> , Synchronische und diachronische Methode für Grammatiken älterer Sprachsysteme	207
<i>Johannes Erben</i> , Synchronische und diachronische Betrachtungen im Bereich des Frühhochdeutschen	220
<i>Bruno Colbert</i> , Diachronie und Synchronie vom Standpunkt des Fremdsprachenunterrichts	238
Das Institut für deutsche Sprache in den Jahren 1967/68	246



Geleitwort

Die Vorträge der Jahressitzung, die vom 28. Februar bis 2. März 1968 in Mannheim stattfand, galten methodischen Problemen der modernen Sprachwissenschaft. Es ging um mehrere Fragenkreise: Sprache von gestern – Sprache von heute, historische – ahistorische Betrachtungsweise, insgesamt aber – und so lautete das Thema der Tagung – um Diachronie und Synchronie. Wieweit existieren die verschiedenen Erscheinungen einer Sprache einzeln oder in gegenseitiger Abhängigkeit? Wieweit sind die Erscheinungen punktuell – isoliert, wie weit in querschnitthaftem Zusammenhang zu untersuchen? Alle diese Fragen stellen sich für die Sprache der Gegenwart wie für ältere Zustände gleichermaßen.

Der Thematik entsprechend gingen die Erörterungen zunächst ins Prinzipielle, um die Grundlagen für die Erforschung der deutschen Sprache zu sichern. An beispielhaften Untersuchungen aus dem Gebiet des heutigen wie des historischen Deutsch wurde weiterhin die Tragfähigkeit der Grundlagen zur Diskussion gestellt. Ein öffentlicher Vortrag ging den Veränderungen des neueren Deutsch im Zusammenhang mit Wandlungen der Gesellschaft nach.

Als Ergebnis der Tagung darf festgehalten werden: Die verschiedenen Betrachtungsweisen – diachronisch und synchronisch: historisch – ahistorisch haben je nach dem Forschungsziel ihre volle Berechtigung. Sie stellen aufs Ganze gesehen, keine Gegensätze dar, sondern sind, wie es in der Formulierung des Tagungsthemas geschehen war, durch ein „und“ zu verknüpfen.

Die Herausgeber

Deutsche Sprache der Gegenwart im Wandel der Gesellschaft¹

Von Hans Eggers

Über „diachronische und synchronische Betrachtung des heutigen Deutsch“ wird während der diesjährigen Tagung des Instituts für deutsche Sprache gehandelt. Beide Aspekte werden auch im folgenden zu berücksichtigen sein. Auf dem Gebiet der Synchronie werden wir uns bewegen, solange wir es mit dem System der deutschen Sprache der Gegenwart zu tun haben. Wir werden aber um den Nachweis bemüht sein, daß unsere Sprache sich gewandelt hat, und werden Zusammenhänge mit dem Wandel unserer Gesellschaft postulieren. Damit aber werden wir, da jeder Wandel sich im Ablauf der Zeit vollzieht, auch die Diachronie zu berücksichtigen haben.

Immer wieder wird in unseren Beratungen von Wilhelm von Humboldt und seinem Einfluß auf manche moderne Sprachtheorien geredet. Es ist deshalb vielleicht nicht ganz überflüssig, daran zu erinnern, daß die Sprache nicht nur ihm, sondern ebenso sehr vielen seiner Zeitgenossen und auch schon deren Vorläufern zum Problem geworden war. Unter vielen anderen Namen, die mit Vorrang zu erwähnen wären, soll hier nur einmal auf die sprachtheoretischen Schriften Friedrich Gottlieb Klopstocks hingewiesen werden. Neben recht skurrilen Auffassungen finden sich bei ihm doch auch gute Beobachtungen und kluge Bemerkungen.

¹ Die Form des am 29. 2. 68 gehaltenen öffentlichen Vortrags wird in der Druckfassung beibehalten. Ergänzend treten die Anmerkungen hinzu. Einiges, was des besseren Verständnisses halber im Text des Vortrages zur Sprache kam, ist hier in die Anmerkungen verwiesen.

kungen. So spricht er z. B. „von dem Strome der Sprachveränderlichkeit, welcher Zeichen und Bezeichnetes ergreift“², und bekundet damit – 140 Jahre vor de Saussure – bereits eine erkenntnismäßig und terminologisch überraschend „moderne“ Auffassung.

Gerade das Problem der „Sprachveränderlichkeit“ – wir würden sagen: des Sprachwandels – hat ihn wiederholt beschäftigt. Dabei kleidet er, der Dichter, seine sprachwissenschaftlichen Gedanken gern in ein poetisches Gewand. So personifiziert er in dem dritten seiner „Grammatischen Gespräche“³ die „Grammatik“ und den „Sprachgebrauch“ und läßt sie einen Streit ausfechten. Die Grammatik hält eine Versammlung ihrer Helfer ab und hat die wimmelnde Schar ihrer kleinsten Diener, der Buchstaben, beiseite gescheucht: „Ihr könnt euch, bis man etwa dem einen oder dem anderen von euch winkt, in dem großen Schranke dort auf den Folianten, oder wenn ihr das lieber mögt, auf den Handschriften belustigen.“ In diesem Augenblick tritt nun der Sprachgebrauch auf, und es entwickelt sich folgendes Gespräch, in dem die eben noch herrische Grammatik plötzlich recht kleinlaut erscheint. Sprachgebrauch: „Ich hörte, und sehe es nun auch, daß du Versammlungen hältst, die ich nicht veranstaltete. Was soll das bedeuten, Grammatik?“

Grammatik: „Ich nehme nur die Meinigen ein wenig in Augenschein, und sehe, ob alles in Ordnung sey.“

Sprachgebrauch: „Das sagst du in Gegenwart deines Herrn? Was gehen sie dich ohne mich an?“

Grammatik: „Ich habe auch deine Rathgeber die Sprachähnlichkeit, die Ableitung und den Wohlklang mitgebracht.“

Sprachgebrauch: „Ich gebiete ohne Rathgeber. Meinst du, daß ich einer der gewöhnlichen Regenten sey? Ich herrsche allein!“

Grammatik: „Aber wenn du nun über dieses und jenes nicht entschieden hast?“

Sprachgebrauch: „So bleibt es unentschieden, bis ich mich erkläre. Es ist einmal das Schicksal der lebenden Sprachen, daß sie immer etwas haben, welches nicht festgesetzt ist.“

Wir brechen hier ab; der Ton wird lehrhaft, das Gespräch wendet sich Einzelfragen zu. Der Sprachgebrauch jedenfalls ist der Herrscher, die Grammatik in die Rolle einer bescheidenen Dienerin gerückt. Ihr

² Friedrich Gottlieb Klopstock, Zur Geschichte unserer Sprache, Sämtliche Werke Bd. 9, Leipzig 1855, S. 446 (zuerst veröffentlicht 1779).

³ ders., Grammatische Gespräche, a. a. O., S. 44 f. (zuerst 1794 erschienen).

kommt eine deskriptive, aber keine normierende Aufgabe zu, und die grammatische Beschreibung hat dem Wandel des Sprachgebrauchs zu folgen. Dieser aber ist ein autokratischer Herrscher. Auf Wohllaut, etymologischen Zusammenhang und Wahl des Ausdrucks nimmt er keine Rücksicht. Schon Klopstock hat also erfahren, was auch die moderne Sprachpflege immer wieder beobachtet: Der allgemeine Sprachgebrauch läßt sich durch sprachästhetische Erwägungen nicht beeinflussen.

Klopstocks Gedankengang befaßt sich mit dem inzwischen wohlbekannten Wechselverhältnis zwischen der vorgegebenen Sprache und der Gemeinschaft⁴ derer, die sie sprechen. Zwar erkennt er noch nicht die Grammatik als ein vom Sprachwissenschaftler entworfenes Modell der Sprachbeschreibung, faßt sie vielmehr als ein inhärentes, mit der Sprache selbst gegebenes System auf. Aber es ist ihm bewußt, daß jeder einzelne Sprachteilhaber in eine Sprache hineingeboren wird, deren Grundzüge – eben das, was er Grammatik nennt – zu verändern nicht in der Macht des einzelnen steht. Wohl aber kann er, im unbewußten Zusammenwirken mit den anderen Sprachteilhabern in geringfügigen Einzelschritten am System dies und jenes ändern, so daß die Sprache sich allmählich wandelt. Denn die lebenden Sprachen haben immer etwas, „welches nicht festgesetzt“, sondern dem Wandel unterworfen ist.

Was Klopstock allerdings nicht erkennt, oder jedenfalls nicht ausspricht, ist die Erfahrung, daß der Sprachwandel kein automatischer Vorgang ist. Er sagt es nicht, daß es stets die Sprechenden (und Schreibenden) Sprachteilhaber sind, die – im allgemeinen unbewußt und unbemerkt – durch ihren Sprachgebrauch die Veränderungen allmählich herbeiführen. Diese Tatsache ist zwar heute bekannt und anerkannt. Aber die Forschung hat ihr nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Anthropologen haben uns darüber belehrt, daß Sprachfähigkeit und Sprachbesitz den Menschen überhaupt erst zu einem Wesen sui generis, eben zum Menschen machen. Die Leistung der Muttersprache für die Sprachgemeinschaft und jeden einzelnen Sprachteilhaber wurde in Auseinandersetzung mit Gedanken Wilhelms von Humboldt, z. B. von Leo Weisgerber, von Benjamin L. Whorf und anderen in vielen eingehenden Untersuchungen ergründet. Aber in Arbeiten dieser Art wird

⁴ Es sei gestattet, den fragwürdig gewordenen Gemeinschaftsbegriff in der engen Determination als „Sprachgemeinschaft“ zu verwenden. Damit ist nichts anderes als die Menge aller Teilhaber an der gleichen Einzelsprache gemeint.

nach dem Einfluß der Sprache auf den Menschen gefragt. Sehr selten ist dagegen die umgekehrte Frage gestellt worden: Welchen Einfluß übt die Sprachgemeinschaft auf die Entwicklung ihrer Sprache aus? Wir bewegen uns daher weithin auf unbekanntem Gebiet, wenn wir das Thema „Deutsche Sprache der Gegenwart im Wandel der Gesellschaft“ von dieser Seite her zu beleuchten gedenken.

Zunächst allerdings bleiben wir auf dem sicheren Boden philologischer Beobachtung und fragen nach besonderen Merkmalen der heutigen deutschen Sprache. Im Vergleich mit älteren Sprachzuständen wird dabei ein Wandel erkennbar werden. Das erst wird uns Anlaß sein, nach den Menschen zu fragen, in deren Sprachgebrauch sich der Wandel vollzogen hat, und die die Entwicklung gerade in jene Richtung gelenkt haben, die zu beschreiben sein wird.

Es gibt offenbar Perioden im Verlauf der Geschichte einer Sprache, in der sich Wandlungen nur in unmerklich kleinen Schritten vollziehen, und andere, in denen der Sturm der Entwicklung einen erstaunlich raschen Wandel herbeiführt. Eine solche stürmische Entwicklung beobachten wir z. B. zu Beginn der frühneuhochdeutschen Periode. Es gibt aber Anzeichen dafür, daß sich im Verlauf der ersten Hälfte dieses 20. Jahrhunderts ein ähnlich sprunghafter Wandel vollzogen hat. Zwar ist der in das Geschehen verstrickte Zeitgenosse sich dessen nicht klar bewußt, aber gefühlsmäßig hat man diesen Wandel doch schon lange empfunden. Das ergibt sich aus den Bezeichnungen, die wir für unsere heutige Sprache anwenden.

Im Jahre 1900 erschien erstmalig die deutsche Grammatik von Ludwig Sütterlin, die bis 1923 fünf Auflagen erlebte. Sie trug den Titel „Die deutsche Sprache der Gegenwart“, und das ist m. W. das erste Mal – zum mindesten in einem Buchtitel – daß diese Bezeichnung für unsere Sprache gewählt wird. Üblicher war um die Jahrhundertwende und noch lange nachher jene andere Bezeichnung, die z. B. Konrad Duden noch verwendete, als er Friedrich Bauers Werk im Jahre 1907 neu bearbeitet unter dem Titel „Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete“ erscheinen ließ. Allmählich verschwindet dann die Bezeichnung „neuhochdeutsch“ aus den Buchtiteln. Als im Jahre 1935 Otto Basler als vierten Band des Großen Duden seine Grammatik erscheinen ließ, gab er ihr den Titel „Grammatik der deutschen Sprache“, und nur im Vorwort erwähnt er, daß „die Sprache unserer Zeit“ sorgsamer Pflege bedürfe. Die neue,

von Paul Grebe bearbeitete Duden-Grammatik von 1959 trägt dann den Titel „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“. Daß schon seit etwa 1920 bis heute eine ganze Anzahl von Schriften mit Titeln wie „die deutsche Sprache unserer Zeit“ oder „Deutsch von heute“ erschienen sind, sei nur beiläufig erwähnt.

Was Sütterlin an der Jahrhundertwende offenbar noch zögernd ausspricht – er hat „bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgegriffen und vor allem unsere großen Schriftsteller vom Ausgang des 18. Jahrhunderts berücksichtigt, . . . weil ihre Sprache alle Arten der sprachlichen Darstellung noch heute mächtig beeinflußt“⁵ – ist der neuen Duden-Grammatik bereits zur Selbstverständlichkeit geworden. Der Begriff „Gegenwartssprache“ wird angenommen, aber nicht eigens erklärt, so wenig wie Sütterlin eine Erklärung für nötig befunden hatte.

Nun bietet allerdings eine systematische grammatische Darstellung auch kaum die Möglichkeit, auf den Sprachwandel einzugehen. Denn sie hat in synchronischem Verfahren das zu einer bestimmten Zeit vorhandene System darzustellen, kann also nicht den Wandel einbeziehen. Das wäre Aufgabe einer historischen Grammatik oder einer Sprachgeschichte. Aber das Problem liegt tiefer. Zwar hat sich der Sprachgebrauch gewandelt; aber von gewissen geringfügigen Änderungen abgesehen sind die morphologischen und syntaktischen Möglichkeiten, z. B. die Verwendung der Kasus bei den Nomina, der Tempora bei den Verba, die Gebrauchsmöglichkeiten von Attributen und Appositionen, von Infinitiven und Nebensätzen, heute noch dieselben wie vor 150 Jahren. Nicht in den Sprachmitteln selbst (die sich kaum geändert haben) liegt der Unterschied, sondern in der Auswahl, die die Sprachgemeinschaft heute im Unterschied von damals bevorzugt.

Es ist aber überhaupt nicht einfach, zu definieren, was man unter „deutscher Gegenwartssprache“ verstehen soll. Am ehesten verfällt man auf die Antwort, daß der deutsche Wortschatz sich stark verändert habe. Das ist z. B. auch die Lösung, die Lutz Mackensen 1956 gefunden hat⁶.

⁵ Ludwig Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart (Ihre Laute, Wörter, Wortformen und Sätze), Ein Handbuch für Lehrer und Studierende, Leipzig 1923. Das Zitat dort, aus der Vorrede zur ersten und zweiten Auflage wiederholt, auf S. VII f.

⁶ Lutz Mackensen, Die deutsche Sprache unserer Zeit, Heidelberg 1956. In acht Kapiteln wie „Dichter und Umgangssprache“ – „Großstadt und Umgangssprache“ zeigt er darin in aufsehenerregender Weise das Eindringen von Hunderten und Tausenden neuer Wörter aus den verschiedensten Lebens- und Fachbereichen.

Die üppige Fülle neuer Wörter und Wendungen ist gewiß nicht zu unterschätzen. Aber selbstverständlich fordern neue Sachen und Vorstellungen auch neue Bezeichnungen, und unser Weltbild wie auch unsere materielle Umgebung hat sich in den Jahrzehnten seit dem ersten Weltkrieg geradezu umstürzend gewandelt. Tausende von neuen Bezeichnungen sind dadurch notwendig geworden, während alte Wörter mit den Sachen, die sie bezeichneten, in Vergessenheit geraten. Denn Wörter, die Zeichen, kommen und vergehen mit den Sachen und Vorstellungen, dem Bezeichneten⁷. Dieser ganz natürliche Vorgang ist bemerkenswert nur als ein Spiegel der Geschichte – im weitesten Sinne: politisch, ökonomisch, soziologisch, geistes-, kultur- und sittengeschichtlich. Doch bedeutet der Wandel des Wortschatzes nicht eigentlich einen Wandel der Sprache. Wohlgemerkt: ich rede vom Wortschatz, also dem Lexikon der Sprache, nicht von den Möglichkeiten der Wortbildung, die ich unter die syntaktischen Erscheinungen einreihen möchte. Darüber später!

Die einzelnen Wörter selbst aber, die sprachlichen Zeichen, stellen nur die kleinsten selbständigen Bausteine dar, aus denen wir das Mosaik unserer Rede aufbauen. Tauschen wir nur die Steinchen aus, so mögen die Farben wechseln, aber die Strukturen bleiben erhalten. Erst wenn wir neue Linien ziehen, andere Muster entwerfen, d. h. – auf die Sprache angewandt – wenn wir die Gewohnheiten verändern, nach denen wir unsere Rede fügen und unsere Sätze bauen, erst dann tritt ein Strukturwandel ein.

Nun sagte ich schon: Alle oder fast alle syntaktischen Möglichkeiten, die wir heute haben, hat es auch schon in der Zeit unserer klassischen Autoren gegeben. Bei eifrigem Suchen läßt sich für fast jede Erscheinung von damals eine heutige Parallele entdecken, und einem solchen Verfahren müßte die heutige Sprache – abgesehen vom Wortschatz – unverändert erscheinen. Eine grammatische Beschreibung von 1800 könnte immer noch weithin gültig sein.

Fast also hat es den Anschein, als handle es sich bei Bezeichnungen wie „die deutsche Sprache der Gegenwart“ oder „Sprache des 20. Jahrhunderts“ um bloßes Gerede. Aber immerhin hat man längst beobachtet, daß wir heute z. B. geneigt sind, den Konjunktiv aufzugeben oder zu umschreiben, oder daß wir bei den Substantiva anstatt der obliquen Kasus gern präpositionale Fügungen verwenden. Natürlich besitzen wir

⁷ Vgl. oben Klopstocks Wort „von dem Strome der Sprachveränderlichkeit“.

noch den Konjunktiv und das vollständige Kasusystem; aber wir vernachlässigen gern die uns dadurch gebotenen Möglichkeiten. Wir verwenden sie seltener, als es früher üblich war.

Damit aber gelangen wir auf das Feld der Statistik. Sie kann uns zeigen, was aus einem im wesentlich gleichbleibenden Bestand an grammatischen Möglichkeiten mit Vorliebe ergriffen wird, und was, früher vielleicht sehr beliebt, heute in den Hintergrund tritt. Aus statistischen Erhebungen sind deshalb auch die folgenden Angaben gewonnen. Sie beruhen auf der Überprüfung von je 1000 aus fortlaufendem Text gewonnenen Sätzen von 100 Autoren, aus 100 000 Sätzen also, die je zur Hälfte aus populärwissenschaftlicher und journalistischer Prosa unserer Tage entnommen wurden⁸. Damit ist klar, daß hier von einer mittleren Schicht heutiger deutscher Schriftsprache die Rede ist, einer Sprachschicht, die wohl als einigermaßen durchschnittlich gelten darf. Ich befasse mich also nicht mit der gesprochenen Sprache; aber wenn man von Gegenwartssprache und von sprachlichen Wandlungen spricht, dann hat man wohl ohnehin die Schriftsprache im Auge.

Zunächst ergibt die statistische Übersicht, daß unter den 50 000 Sätzen aus populärwissenschaftlicher Prosa der Satz mit 16 Wörtern der beliebteste ist. Bei den Journalisten sind die Sätze noch etwas kürzer; in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung sind Sätze mit 13 Wörtern die häufigsten. (Für die Bildzeitung ergab kürzlich eine Untersuchung von allerdings nur 1000 Sätzen eine Spitze bei dem Satz von 5 Wörtern!)⁹ Das ist bereits ein erstes und wichtiges Ergebnis. Denn die deliberative Prosa unserer Klassiker und erst recht die ihrer minderen Zeitgenossen bevorzugt ganz wesentlich längere Sätze. Wenn sich aber der Satzrahmen, in dem wir unsere Gedanken Denkschritt für Denkschritt aneinanderreihen, nachweislich stark verkürzt hat, so bedeutet schon das gewiß einen Strukturwandel.

⁸ Eine erschöpfende Untersuchung und Darstellung der Ergebnisse ist in Vorbereitung. Ein vorläufiger Bericht findet sich in: *STUDIUM GENERALE* 15, 1962, S. 49–59. Denkbar wäre natürlich auch die Untersuchung fortlaufender Texte; sie wäre sogar unentbehrlich, wenn wir untersuchen wollten, wie in unserer heutigen Sprache der Redezusammenhang gestaltet wird. Uns aber kommt es auf die Untersuchung des Satzes als der kleinsten, in sich geschlossenen Redeeinheit an, und auch das hat seine Vorteile.

⁹ Ekkehart Mittelberg, *Wortschatz und Syntax der Bild-Zeitung* (= Marburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 19), Marburg 1967.

Sehr viel deutlicher aber wird die Veränderung, wenn man feststellt, daß die Zahl der einfachen Hauptsätze, die von keinerlei Nebensatz oder satzwertigem Infinitiv begleitet werden, weit mehr als 40 % ausmacht. Dementsprechend ist die Zahl der Satzgefüge, deren Anteil bei den klassischen Autoren und ihren Zeitgenossen auf schätzungsweise 80 % zu veranschlagen ist, sehr stark zurückgegangen. Vor allem aber ist es selten geworden, daß ein Satzgefüge mehr als einen Nebensatz oder Infinitiv enthält. Nebensätze zweiten, dritten oder niedrigeren Grades finden sich nur noch in geringer Zahl. Im übrigen ist unter den Nebensätzen die weitaus häufigste Gruppe – ich schätze ihren Anteil auf 65–70 % – die der Relativsätze, einer recht simplen Art von Nebensätzen also, die meist als Attribut zu nominalen Gliedern des übergeordneten Satzes fungieren. Ihre Zahl war freilich auch in der deutschen Schriftsprache um 1800 bereits hoch, erreichte aber bei weitem nicht den heutigen Prozentsatz.

Die zweitstärkste Gruppe sind die Daß-Sätze, auch diese vornehmlich als Subjekt-, Objekt- oder Attributsätze zwar syntaktisch relevant, aber von schlichtem Aussagecharakter. Dagegen sind gedanklich gliedernde, logisch zuordnende Nebensätze, z. B. Kausal- oder Adversativsätze im heutigen schriftsprachlichen Gebrauch nur überraschend selten anzutreffen.

Auch syntaktisch unvollständige Sätze (Typ: *Das ganz gewiß nicht – Nicht aber im Traum*) sind nicht selten zu beobachten. Denn ihr Anteil von 2,5 % an unserem Gesamtmaterial, mag er auf den ersten Blick auch geringfügig erscheinen, gewinnt doch erheblich an Gewicht, wenn man bedenkt, daß solche Fügungen in deliberativer Prosa vom Beginn des 19. Jahrhunderts nahezu überhaupt nicht vorkommen¹⁰.

Halten wir einen Augenblick inne: Kurze Sätze, weitgehender Verzicht auf Nebensätze, vom Periodenbau gar nicht zu reden, und nicht ausgeformte Sätze charakterisieren die heutige Schriftsprache, jedenfalls in der von uns untersuchten mittleren Schicht. Das sind hervorstechende Merkmale, die vor hundertfünfzig oder hundert Jahren, ja selbst vor 50 Jahren, als der erste Weltkrieg zu Ende ging, noch kaum zu vermerken waren. Die Statistik, die eine große, repräsentative Menge von Sprach-

¹⁰ Anders verhält es sich in der Dichtung. Man denke etwa an den Sturm und Drang oder die Romantik und vergleiche die Literatur des Expressionismus oder unseres Jahrzehnts. Aber dabei handelt es sich um Stilfragen künstlerisch gestalteter Sprache.

material verarbeitet, enthüllt also einen sprachlichen Wandel, den die systematische Grammatik nicht zu erfassen vermag.

Hier stehen wir nun an einem ungemein wichtigen Punkt, der für unseren soziologischen Erklärungsversuch von größter Bedeutung ist: Die besonderen Merkmale, die wir an unserer heutigen Schriftsprache beobachtet haben, treffen ebenfalls für die alltägliche gesprochene Umgangssprache zu. Auch sie liebt die kurzen Sätze, zieht die Parataxe der Hypotaxe vor und scheut sich nicht, ungrammatische und nicht ausgeformte Fügungen zu verwenden. Wir übersehen nicht, daß es auch in der gesprochenen Sprache viele verschiedene Schichtungen gibt. Doch ist das für unsere Darstellung unerheblich. Wenn im folgenden von Umgangssprache die Rede ist, so ist damit das durchschnittliche Sprachverhalten gemeint, das im Alltagsleben unserer Städte zu beobachten ist.

Dies freilich ist zuzugeben: Während wir die Schriftsprache von heute mit derjenigen, die vor 100 oder 150 Jahren geschrieben wurde, leicht vergleichen können, ist die Umgangssprache von damals verklungen. Aber es gibt gewisse Konstanten, in der Psychologie des Menschen begründet, die sich in der aus dem Augenblick geborenen und für den Augenblick bestimmten gesprochenen Sprache an jedem Ort und zu jeder Zeit gleich bleiben. Gerade die von uns ermittelten Charakteristika aber gehören dazu.

Wegen der Annäherung an diese sprechsprachlichen Konstanten dürfen wir behaupten, daß die heutige deutsche Schriftsprache der gesprochenen Sprache nahesteht, und weil diese Konstanten in der deutschen Schriftsprache des 19. Jahrhunderts nur in sehr geringem Maße zu beobachten sind, ist auch die Behauptung erlaubt, daß die Schriftsprache unserer Klassiker und des 19. Jahrhunderts der gesprochenen Sprache sehr fern stand¹¹.

Ist man auf solche Erscheinungen erst einmal aufmerksam geworden, so drängen sich zahlreiche Parallelen zwischen dem heutigen schriftsprachlichen Gebrauch und der Umgangssprache dem Bewußtsein geradezu auf. Zu erwähnen wäre z. B. der sogenannte Nachtragsstil in Sätzen wie *Was hatte er nun erreicht durch diese Anstrengungen?* Ich rede nicht von

¹¹ Man erinnere sich der komischen Wirkung, die Schriftsteller noch vor wenigen Jahrzehnten erzielten, indem sie eine ihrer Gestalten — Professor und Schulmeister waren beliebte Zielscheiben solchen Spottes — schriftdeutsch reden und damit völlig aus dem Rahmen natürlich gesprochener Sprache heraustreten ließen.

Fällen, in denen ein Schriftsteller durch solche Mittel besondere stilistische Wirkungen erreichen will. Aber auch in unserer Gebrauchsprosa finden wir solche Fügungen auf Schritt und Tritt. Man mag sie nachlässig nennen – und noch vor 50 Jahren wären sie gewiß so gebrandmarkt worden. Aber das trifft nicht den Kern der Sache. Sie sind im heutigen Schriftdeutsch nur eine Teilerscheinung jener zahlreichen Bestrebungen, den Spannungsbogen des Satzes zu verkürzen – und das steht wieder im Einklang mit der Umgangssprache.

Aus vielen anderen Merkmalen, in denen sich das heutige Schriftdeutsch mit der Umgangssprache vergleichen läßt, sei nur noch eines herausgegriffen, die nachlässige Wortwahl. Ein Psychologe, der von einem fehlgeschlagenen Versuch berichtet, schreibt:

Im Nachhinein bemerkte ich, daß ich es gewesen war, der sich in dieser Situation vorbeibenommen hatte.

„Sich vorbeibenommen hatte“: Die Älteren unter uns haben es noch miterlebt, wie dieses Verb um 1920 nach Mustern wie „vorbeischießen, vorbeiworfen“ aufkam, und daß es eine gesellschaftskritische Spitze enthielt, die heute niemand mehr empfindet. Aber man wundert sich doch, einem solchen Ausdruck in schriftsprachlicher Formulierung zu begegnen, wenn mancher auch bereit sein mag, ihn als unkonventionell und farbig zu verteidigen. Aber in diesem Satz ist auch das Wort *Situation* falsch gewählt. Ein Experiment erbrachte nicht das erwartete Ergebnis, und der Versuchsleiter erkannte, daß er es falsch angesetzt habe. Er hatte bei der Vorbereitung einen Fehler gemacht, aber weder eine „Situation“ heraufbeschworen, noch „sich vorbeibenommen“.

Nachlässigkeiten solcher Art ließen sich in Fülle nachweisen. Es erübrigt sich, Beispiele zu häufen. Wer aufmerksam liest, dem liefert jede Tageszeitung, jeder Aufsatz und jede Abhandlung Dutzende von Beispielen. Ja, ich glaube, daß sich niemand von uns hier im Saale selbst davon freisprechen kann. Denn wir alle sind Kinder unserer Zeit und auch die Sprache eines jeden einzelnen von uns ist – gewiß mit starken individuellen Unterschieden – letzten Endes doch die Sprache unserer Zeit. Wir können uns dem sprachlichen Einfluß unserer Umwelt nur sehr schwer entziehen.

Aus der allgemeinen Ausrichtung auf die Umgangssprache möchte ich auch die Unsicherheit in der Formenbildung erklären. Hierher gehört zum Beispiel die immer häufiger auftretende Umschreibung des Kon-

junktivs mit *würde*. Wir sprechen den Konjunktiv kaum noch, haben ihn daher nicht eingeübt, und bevor wir zwischen *hülfe*, *helfe* oder falschem *hölfe*, *hälfe* entscheiden, greifen wir lieber zu der unverfänglichen Form *würde helfen*. Dasselbe gilt auch für die Unsicherheit bei der Bildung mancher Kasusformen beim Substantiv und Adjektiv, über die Ivar Ljungerud reichhaltiges Material beigebracht und gedeutet hat¹². Es fehlen die sicheren schriftsprachlichen Normen, und auch die Umgangssprache bietet in dieser Hinsicht keinen Anhaltspunkt. Ferner gehört der falsche Kasusgebrauch in Appositionen hierher. (Sehr oft wird fälschlich der Dativ gewählt)¹³. In umgangssprachlicher Syntax kommt die Apposition kaum vor, sie bietet daher dem ungeübten oder nachlässigen Schreiber Widerstand.

Mit den letzten Beispielen berühren wir nun allerdings Gebiete, die nicht in der Umgangs-, sondern allein in der Schriftsprache anzutreffen sind. Und hier ist mit Nachdruck zu betonen: Auch heute sind Schriftsprache und Umgangssprache keineswegs identisch. Eine völlige Identität hat es nie gegeben und kann es im Bereich einer Kultursprache auch niemals geben. Schriftsprache hat immer ihre eigenen Gesetze. Unter den Merkmalen der heutigen deutschen Schriftsprache, die in der Umgangssprache keine Stütze haben, erweist die Statistik z. B. die folgenden als besonders häufig: Den sehr formenreichen Ausbau der nominalen Glieder mit zahlreichen Attributen, Appositionen, Erweiterungen und Aufschwellungen¹⁴. Damit schafft sich unsere Schriftsprache einen Ersatz für die seltener werdenden Nebensätze. Ferner den sehr häufigen Gebrauch parenthetisch eingesprengter Sätze, diese Sucht, zwei Gedanken

¹² Ivar Ljungerud, Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900 (= Lunder Germanistische Forschungen Bd. 31), Lund-Kopenhagen 1955.

— Aus aktuellem Anlaß ist in der Presse zur Zeit oft vom menschlichen Herzen die Rede. Sehr oft ist dabei der Dativ *dem Herz* zu beobachten.

¹³ Ein besonders krasses Beispiel in der Anzeige eines großen Automobil-Werkes im „SPIEGEL“, Nr. 11/1968, S. 11: *Alle Fahrzeuge werden auch als „targa“, dem Cabriolet mit Sicherheitsbügel, geliefert.*

¹⁴ Vgl. z. B. Sätze wie: *Jene auf Autonomie im überschaubaren, durch landschaftliche Gegebenheiten begrenzten Raum gegründeten Architektur- und Sozialgebilde entstanden, die wir in ihrer griechischen Ausprägung als Polis bezeichnen* (Katalog Nr. 7420). Ein einziges Wort (*entstanden*) entfällt hier auf das Prädikat, die übrigen 23 Wörter gehören der nominalen Subjektgruppe an.

zugleich zu erledigen¹⁵, – vielleicht aus der nervösen Hast des Großstadtlebens zu erklären. Auch die große Wendigkeit in der Wortbildung, die es erlaubt, Verba zu Adjektiva, Adjektiva zu Substantiva, Substantiva zu Verba zu machen¹⁶, wie es gerade der Schreibzusammenhang erfordert: Auch das – und manches andere mehr – sind Merkmale unserer heutigen Schriftsprache, die sie von früheren schriftsprachlichen Zuständen unterscheiden, und sie stammen gewiß nicht aus der Umgangssprache. Aber sie entstehen durch den begrenzten Rahmen der kurzen, nebensatzlosen Sätze, der aus der Umgangssprache stammt, und der dazu führt, daß unter Verzicht auf Füll- und Formwörter viel Inhalt in komplexe Fügungen zusammengedrängt wird.

Ich kann nicht hoffen, in diesen knappen Andeutungen ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild unseres heutigen Sprachzustandes zu geben. Es muß bei Andeutungen und Anregungen sein Bewenden haben. Immerhin darf gesagt werden, daß das, was hier auf statistischer Grundlage aus einer mittleren schriftsprachlichen Schicht ermittelt wurde, im wesentlichen auch für die Sprache unserer modernen Literatur zutrifft, wobei man natürlich den sprachkünstlerischen Gestaltungswillen und die stilistischen Eigenheiten jedes Autors in Anschlag zu bringen hat. Das jedenfalls scheint mir festzustehen: Wohin man auch blickt im weitverzweigten heutigen Schrifttum, überall begegnen wir sehr modernen schriftsprachlichen Prägungen, und überall fällt die Nähe zur gesprochenen Umgangssprache ins Auge, während die Schriftsprache unserer klassischen Autoren und auch noch des 19. Jahrhunderts – wenn wir vor den Dichtern des Naturalismus einmal absehen – der gesprochenen Sprache sehr fern stand. Wir stellen also einen außerordentlich tief einschneidenden Sprachwandel fest.

Mit der Feststellung allein würden wir im philologischen Bereich bleiben. Aber es scheint mir wichtig, auch nach Erklärungen für so auffällige Wandlungen zu fragen. Die Erklärung aber muß nach dem, was ich eingangs äußerte, bei den sprechenden und schreibenden Menschen, bei der

¹⁵ Ein Beispiel für viele: *Andere Völker – zu ihnen gehört heute etwa die Hälfte der Erdbevölkerung – sind in der zweiten Phase* (3903). Während der Autor einen Satz zu formulieren beginnt, kommt ihm ein weiterer Gedanke, der durch raschen Einschub sofort „erledigt“ wird.

¹⁶ Vgl. etwa: *beschreiben – beschreiblich, beschreibbar – Beschreibbarkeit* oder *Beamter – verbeamten, Verbeamtung* und tausende von Beispielen ähnlicher Art.

Sprachgemeinschaft also, gesucht werden, oder wie wir jetzt lieber sagen wollen, bei der Gesellschaft.

Nun ist ja die Gesellschaft nichts Ungegliedertes. Sie besteht aus vielen Schichten und sozialen Gruppen, und diejenigen Gruppen, die im öffentlichen Leben eine besondere Rolle spielen, werden – so steht zu vermuten – auch auf die Gestaltung der allgemeinen Sprache einen besonderen Einfluß ausüben.

Bedenken wir auch, daß man die Art unseres heutigen Schreibens oft als typisch großstädtisch bezeichnet. Es gibt mancherlei Anhaltspunkte für die Richtigkeit dieser Bezeichnung, so etwa die Wendigkeit, mit der die herkömmlichen Wortbildungsmittel verwendet werden, um je nach syntaktischem Bedarf rasch die passende Wortart zur Hand zu haben¹⁶, so die rasche Bildung von Scheinkomposita, in denen ganze Vorstellungskomplexe in einen knappen Ausdruck zusammengedrängt werden¹⁷, so den parenthetischen Stil, der den zweiten Gedanken bereits ausspricht, bevor der erste noch vollendet ist, alles Beispiele von Hast und Nervosität einerseits, aber andererseits auch der Fähigkeit, eine Aufgabe rasch und zweckmäßig zu bewältigen, wie es eben das moderne Großstadtleben erfordert.

Es scheint mir eine wichtige Aufgabe, den etwaigen Zusammenhängen zwischen großstädtischer Gesellschaft und moderner Sprachentwicklung gründlich nachzugehen. Die Lebensbedingungen der Großstadt mit ihrer Zusammenballung sehr vieler Menschen, mit ihrer fortwährenden Reizüberflutung, mit dem Zwang, die ständig wechselnden Eindrücke zu „erledigen“, um für neue Reize offen zu sein, können meines Erachtens nicht ohne Rückwirkung auf die Gestaltung der Sprache bleiben¹⁸.

¹⁷ Alle unsere Druckwerke – Tagespresse und Zeitschriften – wissenschaftliche Abhandlungen, selbst die Werke der Dichter – sind voll von Augenblicksbildungen vom Typus *Ministerbesuch*, *Afrikareise*, *Koalitionsverhandlungen*, *Vertragsabschluß* usw. Ich bezeichne sie als „Augenblicks-“ oder „Scheinkomposita“, weil sie im Redezusammenhang entstehen und mit ihm vergehen. Es handelt sich dabei um syntaktische Phänomene, die Zusammenraffung einer Reihe von Vorstellungen, die sich zu einer scheinbaren Worteinheit fügen, denen aber keine dauernde Vorstellungseinheit zugrunde liegt, wie es bei „echten“ Komposita (*Bürgermeister*, *Landtag*) der Fall ist. Allerdings haben viele Augenblickskomposita die Tendenz, in Fachsprachen zu *termini technici* zu werden (vgl. oben *Vertragsabschluß*).

¹⁸ Die Anregung zu Überlegungen dieser Art verdanke ich anthropologischen Schriften, insbesondere dem Buch von Arnold Gehlen, *Der Mensch; seine Natur und seine Stellung in der Welt*, 8. Aufl. Bonn 1966 (Erste Auflage 1940).

Aber das zu untersuchen, würde umfangreiche Vorarbeiten erfordern und überdies weit über unser heutiges Thema hinausführen. Eine derartige Untersuchung hätte sich auch vornehmlich mit der Feinstruktur der Sprache, ihrem reich entwickelten Gliederbau, ihren WortbildungsmitteIn, ihrer Wendigkeit und der Kompaktheit ihrer Inhalte zu befassen. Der oben gekennzeichnete strukturelle Rahmen, die kurzen Sätze, die Bevorzugung der Parataxe, die Verwendung unvollständiger Sätze, sind auf anderem Boden erwachsen.

Absehen müssen wir in unserem Zusammenhang auch von der Frage, wie weit die Sprache der in alle Lebensbereiche eingreifenden Verwaltung die vielschichtige, die verschiedensten Leserkreise ansprechende Sprache einer mannigfach gegliederten Presse, wie weit ferner Rundfunk und Fernsehen, die Sprache der Werbung und des Sports und viele andere Faktoren Einfluß auf die Gestaltung der allgemeinen, durchschnittlichen Schriftsprache haben. Wir wollen uns vielmehr, unserem Thema entsprechend, hier nur mit dem Wandel der Gesellschaft als einem sprachwandelnden Faktor beschäftigen, fragen also nach den soziologischen Aspekten des Sprachwandels.

Abermals fällt dabei unser Blick auf die Großstadt, jetzt nicht auf den anthropologisch gesehenen Lebensraum, sondern auf ihre historischen Bedingungen und ihre soziologischen Verhältnisse. Diese Großstadt ist dem heute lebenden Zeitgenossen eine so selbstverständliche Erscheinung, daß er sich selten klarmacht, wie jung sie eigentlich ist. Abgesehen von ganz wenigen spätmittelalterlichen Ausnahmen entsteht die Großstadt erst mit der modernen Entwicklung der Industrie und der weltweiten Wirtschaft. Besteht ein Zusammenhang zwischen Sprachentwicklung und Gesellschaft, so wäre es also, um ein Schlagwort zu gebrauchen, die „Industriegesellschaft“, die unsere heutige Sprache formt. Damit sind wir auf eine Entwicklung hingewiesen, die sich frühestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in immer stärker zunehmendem Maße vollzogen hat.

Man tut gut, sich dazu an gewisse, in Zahlen faßbare Vorgänge zu erinnern. Nach Schätzungen betrug die Bevölkerung innerhalb der Grenzen des späteren deutschen Reichsgebietes um 1800 etwa 25 Millionen, bis 1830 war sie auf 28 1/2 Millionen angewachsen; die Zählung von 1871 ergab 41 Millionen. Im Jahre 1900 waren es 55 Millionen und zu Beginn des ersten Weltkrieges wurden 67,8 Millionen gezählt. In den ersten 70 Jahren des 19. Jahrhunderts hat die Bevölkerung also um weit mehr als

die Hälfte zugenommen (trotz zeitweise sehr starker Auswanderung, die zwischen 1852 - 54 in Südwestdeutschland sogar zu vorübergehender Bevölkerungsabnahme führte). Dieser Zuwachs verteilte sich aber bis über die Jahrhundertmitte hinaus ziemlich gleichmäßig auf Stadt und Land. Die ländliche Bevölkerung nahm sogar prozentual rascher zu als die städtische, und bis etwa 1870 wuchs gerade auf dem flachen Lande mit seinen weitgehend festgelegten Grundbesitzerverhältnissen die Not der Besitzlosen und der Bevölkerungsdruck.

Wir machen uns oft nicht genügend klar, daß die Entwicklung zur Großstadt eine Erscheinung ist, die in Deutschland nicht etwa schon mit der beginnenden Industrialisierung um 1840, sondern erst nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 ihren Aufschwung nimmt. Im Jahre 1871 gab es in Deutschland noch keine einzige Millionenstadt. (Berlin hatte damals 826000 Einwohner, in weitem Abstand folgte Hamburg als zweitgrößte Stadt mit 240000 Einwohnern). Überhaupt gab es im damaligen Reichsgebiet im Jahre 1871 erst acht Städte mit mehr als 100000 Einwohnern (Berlin, Hamburg, Breslau, Dresden, München, Köln, Königsberg, Leipzig; die großen Industriegebiete im Westen und in Mitteldeutschland fehlen also noch völlig in dieser Reihe) und nur 24 Städte mit 50 000—100 000 Einwohnern. Dagegen weist die Statistik für das Jahr 1910 insgesamt 48 Großstädte mit mehr als 100000 Einwohnern aus. In diesen 40 Jahren hat sich also die Zahl der Großstädte um das Sechsfache von 8 auf 48 vermehrt. Trotz des starken Geburtenüberschusses nahm seit 1867 die Zahl der in ländlichen Gemeinden sesshaften bis 1900 nur noch um 1 % zu, blieb also praktisch unverändert; fast der gesamte Bevölkerungszuwachs von 14 Millionen Menschen zwischen 1871 und 1900 fand in den rasch wachsenden Städten Unterschlupf, und im 20. Jahrhundert hat sich, wie wir wissen, diese Entwicklung im verstärkten Maße fortgesetzt¹⁹.

Daß die Städte diese Aufnahmefähigkeit bewiesen, liegt — wie wir wissen —, an dem gewaltigen Aufschwung der Industrie. Und abermals hat man zu bedenken, daß die Anfänge der Industrialisierung in Deutschland zwar bis in die dreißiger Jahre zurückreichen, daß aber erst nach dem Kriege von 1870/71 der rasche Aufschwung der „Gründerjahre“ einsetzte.

¹⁹ Diese statistischen Angaben entnahm ich zum größten Teil dem Buch von Lutz Mackensen — s. o. Anm. 6 — S. 40—44, wo sich weitere Ausführungen finden.

Damals erst wurde es gesetzlich ermöglicht, die benötigten Arbeitermassen — und mehr Arbeiter als genug — an jeden Ort zu locken, wo Aussicht auf Erwerb des Lebensunterhaltes bestand. Ich meine das Recht der Freizügigkeit. In der Reichsverfassung vom 16. April 1871 wird (wie vorher schon in der Verfassung des Norddeutschen Bundes von 1867) jedem Staatsangehörigen das Recht zugesichert, sich im gesamten Reichsgebiet niederzulassen, seinem Erwerb nachzugehen und Besitz zu erwerben. Damit werden die mancherlei Hindernisse beseitigt, welche vorher landesherrliche und sogar gutherrliche Vorrechte der Bevölkerungsbewegung entgegengesetzt hatten.

Wir kennen die starken sozialen Spannungen, die die Zusammenballung so vieler Menschen in den Städten hervorrief. Auf der einen Seite eine fest in sich geschlossene Altbürgerschaft, im Besitz aller wirtschaftlichen Macht und einer altererbten bürgerlichen Kultur, die sich allerdings unter den Zeichen der neuen Zeit bereits von alten Idealen abzuwenden beginnt, und andererseits die besitz- und traditionslose Masse, von überallher zusammengeströmt, zunächst fast rechtlos und oft in materieller Not, die nur ganz allmählich und in schweren Kämpfen ihren Anteil am öffentlichen Leben, an Besitz und Bildung erringt. Wir wissen, daß dieser Prozeß zwar heute im wesentlichen abgeschlossen ist, daß aber die gesellschaftliche Schichtung auch heute noch keineswegs homogen ist. Besonders was die kulturelle Bildung betrifft, leben auch heute noch gewisse, freilich immer mehr schrumpfende Kreise in den Vorstellungen einer altbürgerlichen Bildungswelt, während über vielerlei Abstufungen viele neue Bildungsvorstellungen sich durchgesetzt haben oder um Anerkennung ringen. Von dieser Entwicklung mußte auch die Sprache betroffen werden.

Zwar fehlt es an Untersuchungen, welche Wirkung die Entstehung der Großstädte und die oftmals sehr weiträumige Bevölkerungsbewegung auf die weitere Entwicklung unserer Sprache ausübten. Nur das ist einigermaßen bekannt — durch Mundartforscher ermittelt —, daß die Neubürger naturgemäß in den Städten ihre eigene, mitgebrachte Mundart aufgaben, und zwar, je größer die Stadt ist und je rascher sie wächst, desto schneller. Weniger erforscht, aber immerhin als Tatsache erkannt, ist es, daß auch die angestammte Mundart der Stadt in solchem Wachstumsprozeß allmählich eingeebnet wird und sich von der Mundart der umgebenden Landschaft mehr und mehr in der Richtung auf eine allgemeine hochdeutsche Umgangssprache entfernt. Seit einigen

Jahrzehnten beobachtet man, wie sogar umgekehrt die Stadtsprache immer weiter in die umgebende Landschaft vordringt.

Das alles betrifft zunächst nur die gesprochene Sprache. Es ist aber offenkundig, daß die Weiterentwicklung der deutschen Schriftsprache von den neuen sozialen Verhältnissen in noch viel stärkerem Maße betroffen werden mußte. Denn zu der Schriftsprache, wie sie sich um 1800 unter Einfluß und Mitwirkung unserer Klassiker konstituiert hatte, konnten die neuen traditionslosen Massen kein Verhältnis haben, und sie suchten es zum großen Teil auch gar nicht.

Nicht uninteressant ist in diesem Zusammenhang ein Blick auf die Entwicklung des Schulwesens in Deutschland. Die preußische Volkszählung von 1871 enthielt auch Erhebungen über die Schulbildung. Von den Einwohnern, die damals über 10 Jahre alt waren, konnten

16008417 Personen lesen und schreiben,

2258940 Personen waren Analphabeten,

d. h. etwa 12 % der Bevölkerung²⁰. Aus anderen Bundesländern finden sich aaO. Angaben über die Analphabeten unter den zum Militärdienst eingezogenen Rekruten; die Zahlen schwanken zwischen etwa 3 % und 15 %. Immerhin gab es aber im Jahre 1874 im Reichsgebiet rund 60000 Volksschulen mit 6 Millionen Schülern und 75000 Lehrkräften. Die meisten Schulen müssen also einklassig gewesen sein, und auf jeden Lehrer entfielen durchschnittlich 80 Schüler, auf jede Schule 100. An Realschulen (1. und 2. Ordnung sowie höh. Bürgerschulen), von denen es aaO. heißt, daß sie die Grundlage der technischen Bildung geben, gab es 1874 in ganz Deutschland nur 257 mit zusammen 82000 Schülern, d. h. im Durchschnitt 320 Schüler pro Anstalt. Die Gymnasien haben, nach derselben Quelle, „die Entwicklung der geistigen Produktion (Wissenschaft und Kunst) und die Vorbereitung für den höheren Staatsdienst zu erzielen und sind demnach vorzugsweise Vorbereitungsanstalten für die Universitäten.“ Von ihnen waren 1874 genau 333 vorhanden, dazu noch 170 Progymnasien und Lateinschulen. Das sind 503 „Gelehrtschulen“ mit 108000 Schülern, also mit durchschnitt-

²⁰ Ich entnehme diese und die folgenden Zahlenangaben dem sehr gründlich informierenden Artikel „Deutschland“ in Meyers Konversations-Lexikon, Bd. 5, 3. Aufl. Leipzig 1875, S. 257–407. Die obigen und weiteren Angaben finden sich dort auf S. 295 f.

lich nur 204 Schülern²¹. Es ist leicht zu ermessen, was diese Zahlen bedeuten: Noch um 1871 ein im Durchschnitt schlecht ausgestattetes Volksschulwesen, das bis dahin einen nicht unbeträchtlichen Teil der Bevölkerung noch gar nicht erfaßt. Die 257 Realschulen, seit der ersten Gründung (1708 von Christian Semler in Halle) im 18. Jahrhundert nur sehr langsam, im 19. dann rascher zunehmend, spielen zur Zeit der Reichsgründung noch keine sehr große Rolle; doch erhalten die Realschulen erster Ordnung mit Englisch, Französisch und Latein im Jahre 1882 als Realgymnasien, die Realschulen 2. Ordnung mit Engl. und Frz. 1901 als Oberrealschulen das Recht der Reifeprüfung, die den Zugang zum Universitätsstudium eröffnet. Um 1871 sind aber die humanistischen Gymnasien noch die eigentlich privilegierten Schulen, und sie blicken zum großen Teil auf eine jahrhundertealte Tradition zurück, und zwar auf eine im wesentlichen sprachliche Tradition. Zwar ist die Antike, sind Latein und Griechisch die weitaus bevorzugten Lehrstoffe; aber in der strengen Zucht der Alt Sprachen bildet und festigt sich auch der deutsche Sprachgebrauch, im ständigen Umgang mit der antiken Literatur entwickelt sich auch Interesse und Geschmack für die eigene, deutsche Literatur. Wer um 1800 und auch noch um 1870 in öffentlichen Ämtern war, wer öffentlich zu reden und zu schreiben hatte, wer es wagen konnte, als Autor hervorzutreten, der war entweder durch Hauslehrer erzogen worden oder aus einer solchen Schule hervorgegangen, hatte humanistische Tradition ererbt und war in einer in sich ruhenden, gesicherten bürgerlichen Gesellschaft aufgewachsen, der ein solcher geistiger Kulturbesitz eine Selbstverständlichkeit war. Es war ein enger, und es war ein privilegierter Kreis, der, auf alten Traditionen fußend, die deutsche Schriftsprache in den Tagen unserer Klassiker auf einen weit über den Alltag erhobenen Gipfel führte. Zwar liegen für die Zeit um 1800 keine Zahlen und m. W. auch keine Schätzungen vor. Wenn aber im Jahre 1874 aus einem Volk von 41 Millionen Menschen nur 108000 Schüler ein humanistisches Gymnasium besuchten, so kann man sich in etwa vorstellen, wie gering die Schüler-

²¹ Vergleichszahlen nach der Statistik von 1931, bezogen auf das damalige Reichsgebiet:

52 961 Volksschulen mit	7 590 073 Schülern und	190 281 Lehrkräften
1 472 Mittelschulen mit	229 671 Schülern und	11 517 Lehrkräften
2 326 höh. Schulen mit	673 975 Schülern und	32 499 Lehrkräften.

zahl um 1800 gewesen sein mag. Daß sich in einer so kleinen Bildungsschicht feste Traditionen, auch im Sprachgebrauch, ausbilden und fort-
erben lassen, versteht sich leicht.

Die Schriftsprache des 19. Jahrhunderts richtete sich nach dem hohen Standard, den die Sprache der klassischen Dichter gesetzt hatte. Aber das war ein hoch über den sprachlichen Alltag erhabener Standard gewesen, der immer nur von wenigen Hochbegabten und dazu noch Privilegierten in strenger, einseitiger Schulung erreicht werden konnte. Für diese — bürgerliche — Bildungstradition hatte die neue Gesellschaft in den rasch wachsenden Städten weder Interesse, noch Verständnis. Diesen Menschen, die um das nackte Leben zu ringen hatten und denen bürgerliche Bildungsgüter von Hause aus fremd waren, hatten die klassischen Dichter und Denker nichts zu sagen. So blieb auch ihre Sprache ungehört. Die bedrängten Massen, zu gemeinsamem Kampf vereinigt, bedurften einer neuen, allen verständlichen Sprache, einer Sprache, die nicht mehr an literarischen Maßstäben gemessen sein, sondern die auf viele wirken wollte. Das geschah anfangs gewiß im gesprochenen Wort der geheimen und später öffentlichen Versammlungen, bald aber auch in den Flugblättern, den Aufklärungsschriften, der Presse.

Man hat, um die Entwicklung recht zu beurteilen, auch zu bedenken, daß das moderne Leben mehr und mehr Menschen zwingt, öffentlich zu reden und zu schreiben. Viele von ihnen hatten nie daran gedacht, daß sie je in solche Lage kommen könnten. Wer aber zu schreiben beginnt, braucht Muster. Die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts fand diese Muster in der literarischen Tradition. Diese Tradition ist abgerissen und schon seit Jahrzehnten richten sich viele, die zu schreiben beginnen, nach einem neuen Muster, nämlich nach der gesprochenen Sprache, die sie selbst besitzen und die sie in ihrer Umgebung hören. Daher stammen nach meiner Überzeugung die kurzen, parataktischen, oft unausgeformten Sätze und die unbekümmerte Wortwahl unserer heutigen Schriftsprache.

Der Wandlungsprozeß geht allerdings, zumal im Bereich der Schriftsprache, nur langsam vor sich. Man muß bedenken, daß auch in den Jahrzehnten nach 1870 die Lehrer, vor allem an den höheren Schulen, noch lange Zeit aus den bürgerlichen Familien kamen, in denen Bildungs- und Sprachtradition sich vererbt hatten. So bewahrte auch die Schriftsprache noch auf lange Zeit hinaus ihren hergebrachten Charakter. Dafür ist es z. B. recht bezeichnend, in welcher Sprache sich der junge

Friedrich Ebert, der nachmalige erste Reichspräsident, als Abgeordneter in Eingaben und schriftlich vorbereiteten Reden um 1900 in der Bremer Bürgerschaft bewegt. Das ist die traditionelle Schriftsprache, die der bildungshungrige Volksschüler sich aus der Literatur und aus Beobachtung des parlamentarischen Redestils angeeignet hat.

Ein wenig von dieser traditionellen Spracherziehung habe ich selbst noch in meinen allerersten Gymnasialjahren kurz vor der Revolution von 1918 im kaiserlichen Deutschland erlebt. Die jungen Lehrer standen an der Front; wir wurden von alten, vor 1850 geborenen Herren unterrichtet, die aus dem Ruhestand in die Schule zurückgerufen waren. Ihre Unterrichtssprache war gemessen, würdig, uns Schülern altmodisch fremd und manchmal zum Lachen reizend. Aber sie erteilten einen strengen Stil- und Aufsatzunterricht, mit exaktem Disponieren, mit genauem Abwägen der Angemessenheit jeden Ausdrucks, mit sorgfältigen Anweisungen, was und wie zu schreiben sei. Daß dabei infolge unserer jugendlichen Unerfahrenheit, vielleicht auch wegen mangelnder Sprachbegabung und unsicheren Stilgefühls das Papierdeutsch in unseren Aufsätzen vernehmlich raschelte, konnte nicht ausbleiben.

Aber dann kamen die jungen Lehrer zurück, soweit sie nicht im Felde geblieben waren. Sie waren in anderen Verhältnissen, eben schon in der neuen großstädtischen Gesellschaft, aufgewachsen, sie hatten gegen bürgerlichen Zopf in der Jugendbewegung protestiert, und die alte Generation, ihre Anschauungen und auch ihre Sprache war ihnen verdächtig und auf den Schlachtfeldern vollends untauglich geworden. Ihr didaktisches Schlagwort war: „Schreib, wie du sprichst“! Sie wollten damit das Papierdeutsch bekämpfen, ungezwungene Natürlichkeit erreichen und hofften, durch die plastische Kraft ursprünglich mundartlicher Ausdrucksweise die Schriftsprache zu verjüngen und zu erneuern. Aber dieser Versuch schlug fehl. Wir Schüler kannten wohl noch die Bauernregeln und Sprichwörter, manchen derb-humorvollen Ausdruck, den unsere Großeltern aus ihrer ländlichen Heimat in die Stadt mitgebracht hatten. Aber uns fehlte die Erlebnisgrundlage zu ihrer Anwendung, und so kam es in unseren Schulaufsätzen nur zu einem Surrogat. Wir verwendeten nur allzu leicht jenen farb- und kraftlosen Großstadtjargon, den wir von der Straße mitbrachten. Den Lehrern der Zwanziger Jahre fehlte – so glaube ich – oftmals das Unterscheidungsvermögen: Wenn es nur nicht Papierdeutsch war, so waren sie bereit, für Gold anzunehmen, was doch nur wertlose Scheidemünze war. Aber das Rad ließ sich

nicht zurückdrehen; von alter schriftsprachlicher Tradition entfernte man sich immer weiter.

Es wäre noch vieles zu erörtern, insbesondere im Hinblick auf die gesellschaftliche Umschichtung, die erst nach 1945 einigermaßen zum Abschluß gekommen scheint, aber auch heute noch eine neue feste Form nicht gefunden hat. Es wäre auch reizvoll, die Etappen des Wandels zu verfolgen, der sich in unserer Schriftsprache (und in der öffentlichen Rede) von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bemerkbar macht. Aber darauf müssen wir hier verzichten. Das Ergebnis unserer Auseinandersetzung ist vielleicht mager. Der sprachliche Wandel ist freilich nachweisbar vorhanden. Daß er seine tiefsten Ursachen im gesellschaftlichen Wandel hat, hoffe ich, glaubhaft gemacht zu haben, obwohl exakte Beweise hier einstweilen kaum zu erbringen sind. Immerhin könnte im Zusammenwirken von Soziologen und Philologen vielleicht manches Faktum gesichert – oder auch widerlegt – werden, was ich hier nur als Vermutung aussprechen konnte.

Eines allerdings scheint mir heute schon klar: Die Umwandlungen, die unser modernes Schriftdeutsch erfahren hat, halte ich für so einschneidend, daß wir unser heutiges Deutsch nicht mehr als „Neuhochdeutsch“ im Sinne einer Sprachperiode auffassen können, die etwa mit Luther beginnt und in Goethe ihren Höhepunkt erreicht. Die deutsche Gegenwartssprache ist nicht mehr „neuhochdeutsch“ in diesem Sinne. Einigermaßen konsolidiert tritt sie seit 1945 in Literatur, Prosa und öffentlichen Verlautbarungen hervor. Aber sie hat sich in langen Jahrzehnten des Übergangs von den neuhochdeutschen schriftsprachlichen Traditionen gelöst. Wenn es notwendig ist, einen Anfangspunkt zu setzen, so würde ich das Jahr 1871 nennen, das durch die damals gefallen politischen Entscheidungen den Weg freigab für die neue wirtschaftliche und soziale Entwicklung, für das Aufblühen der Großstädte und damit auch für den Sprachwandel, der das Bild unserer deutschen Sprache so stark verändert hat. Vieles, was bis dahin – um mit Klopstock zu reden – als „festgesetzt“ gelten konnte, wurde „von dem Strome der Sprachveränderlichkeit“ erfaßt und von Grund auf umgestaltet.

Zur Herkunft und Funktion des Begriffspaares Synchronie – Diachronie

Von Eberhard Zwirner

Das Thema der Tagung bezieht sich auf zwei Betrachtungsweisen der Sprachwissenschaft, die heut ziemlich allgemein auf den *Cours de linguistique générale* zurückgeführt werden, der 1916 von Bally und Sechehaye posthum in Paris und Lausanne veröffentlicht worden ist und der sich auf Nachschriften von Vorlesungen stützt, die Saussure zwischen 1906 und 1911 in Genf gehalten hat.

Der erste Weltkrieg mit seinem wohl ziemlich allseitigen Chauvinismus war ganz gewiß kein ganz glücklicher Zeitpunkt für die Aufnahme eines in französischer Sprache geschriebenen Werkes in Deutschland. So erschienen denn auch von den 14 Rezensionen der ersten Auflage zwar sieben in der Schweiz und vier in Frankreich, aber nur zwei in Deutschland – und während des Krieges sogar nur eine und diese von dem emeritierten Grazer Romanisten Hugo Schuchardt im „Literaturblatt für Germanische und Romanische Philologie“; nach dem Krieg eine zweite von Hermann Lommel 1921 in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“.

Aber daß der Krieg an diesem schwachen Echo nicht *allein* Schuld war, geht daraus hervor, daß von der zweiten Auflage, die 1922 in Paris herauskam, überhaupt nur noch *eine* Rezension in Deutschland erschienen ist – wiederum von Lommel, 1924 in der DLZ.

Dieses geringe Echo hatte keine politischen Gründe mehr. Die Gründe lagen eher in der Aufsplitterung in Einzelphilologien mit ihren hohen Zäunen um jeden Garten und in der anhaltenden positivistischen, allerdings auch bequemen Abneigung der Epoche gegen systematische Erörterungen. Und diese Abneigung hatte ihrerseits zwei historische Wurzeln: die Abkehr der sich entfaltenden Fachwissenschaften des 19. Jahr-

hundreds von den Spekulationen der nachkantischen Systeme: des Hegelschen im Norden, des Schellingschen im Süden in der Mitte des Jahrhunderts, und ihre Abkehr von den naturphilosophischen Spekulationen vor und nach der Jahrhundertwende – von Büchner und Moleschott bis zu Haeckel und Mach.

Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte der synchronischen Linguistik in Deutschland – oder auch nur eine Geschichte der Rezeption Saussures in Deutschland – zu bringen. Es sei lediglich auf zwei Punkte hingewiesen, die in Beziehung zu meinem Thema stehen: erstens auf die Aspekte, unter denen der *Cours de linguistique* von den ersten beiden deutschen Rezensenten besprochen wurde, wobei ich hier davon absehen muß, wie er außerhalb Deutschlands aufgenommen und besprochen worden ist: noch im Jahr des Erscheinens von Wackernagel und Jaberg, von Gautier und Meillet, 1917 von Grammont und Jespersen; die zweite Auflage – wieder im Jahr des Erscheinens – von Uhlenbeck und Grégoire. Aber für die Geschichte der europäischen Linguistik des 20. Jahrhunderts wird die Berücksichtigung dieser Rezensionen einmal von Bedeutung sein.

Die zweite Frage, auf die ich eingehen will, betrifft die Herkunft der Unterscheidung, die das Rahmenthema unserer Tagung bildet, insbesondere ihre Beziehung zu den Unterscheidungen des Leipziger und Berliner Linguisten Georg von der Gabelentz¹. Selbstverständlich kommt es wenig auf Prioritätsfragen an, wohl aber darauf, welcher Gewinn aus den Differenzen zwischen Gabelentz und Saussure zu ziehen ist.

Vergleicht man die beiden ersten deutschen Rezensionen miteinander, so ist man beeindruckt von der Souveränität der Rezension Schuchardts und von der Aufgeschlossenheit, mit der Lommel die von Saussure diskutierten systematischen Probleme in die Diskussion zieht, die damals in Deutschland in einem allerdings relativ kleinen Kreis von Linguisten im Gange war, als deren Wortführer ich hier nur Berthold Delbrück, N. F. Finck, Rudolf Unger und vor allem den damaligen Heidelberger Romanisten Karl Vossler nenne, dessen „Positivismus und Idealismus in

¹ E. Zwirner, Die Bedeutung der Sprachstruktur für die Analyse des Sprechens. Problemgeschichtliche Erörterung, in: *Proc. of the 5th Int. Congr. of Phon. Sciences* 1964. Basel – New York 1965 S. 8; vgl. dazu auch E. Coserius, Georg von der Gabelentz et la linguistique synchronique, in: *Linguistic Studies presented to André Martinet*. New York, S. 74–100, und K.-H. Rensch, Ferdinand de Saussure und Georg von der Gabelentz, in *Phonetica* 15, 1966, S. 32–41.

der Sprachwissenschaft“ bereits 1904, also auch noch vor den Genfer Vorlesungen de Saussures, erschienen war.

Das, was diese ersten Rezensionen von der heute fast üblich gewordenen Weise, Saussure anzurufen, unterscheidet und eine mehr oder weniger aus dem Zusammenhang gehobene Distinktion als eine Unterscheidung zu verstehen, die weniger begründet, als angewendet zu werden braucht, ist die Sorgsamkeit, mit der Schuchardt und Lommel Saussure gelesen haben, der damals noch nicht als eine beinahe unantastbare Autorität galt, und mit der sie die von ihm benutzten Unterscheidungen auf ihre Begründung hin geprüft haben.

Daß die Unterscheidung eines diachronischen Aspekts von einem synchronischen sich, wenn auch mit anderen Worten, in dem Werk von Georg von der Gabelentz über „Die Sprachwissenschaft“ von 1890 findet, darauf hatte ich 1964 auf dem Kongreß für Phonetische Wissenschaften in Münster aufmerksam gemacht. Der Einwand, der mir damals von E. Buyssens gemacht worden ist, betrifft nur den Begriff des ‚Systems‘, den Saussure allerdings bereits in seinem „Mémoire“ von 1879 – und zwar schon im Titel – benutzt hatte, nicht aber die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie.

Aber auch von Georg von der Gabelentz stammt sie nicht, und wahrscheinlich stammt sie überhaupt nicht aus der Linguistik, sondern aus der Soziologie, und zwar von Auguste Comte. Denkt man an die Widerstände, denen die in unserer Generation einsetzende Mathematisierung der Linguistik bei uns begegnet ist und noch begegnet, wird man vielleicht lächeln, wenn man erfährt, daß Comte – damals Repetent an der Ecole Polytechnique – keinen Lehrstuhl in Paris bekam, weil man – ich zitiere wörtlich – seinen „mathematisierenden Materialismus“ für unmoralisch erklärte. 1902 ist ihm vor der Sorbonne ein Denkmal gesetzt worden.

Diese Abschweifung bezieht sich auf ein bei uns gelegentlich zu hörendes Argument, daß die Mathematisierung der Naturwissenschaften – und damit ihrer Objekte – zwar selbstverständlich möglich und nötig sei, daß die Gegenstände der Geisteswissenschaften, daß vor allem die Sprachen mit ihrer spezifischen Spontaneität durch objektivierende und insbesondere mathematisierende Verfahren jedoch fälschlich in Naturobjekte verwandelt und damit verfremdet würden.

Aber man brauchte nicht auf Brechts „Galilei“ zu warten, um zu wissen, welche leidenschaftlichen Widerstände zu überwinden waren, um das

sozusagen unverbindliche Spiel der Mathematik^{1a} auf beobachtbare Naturvorgänge anzuwenden, von denen man seine festen Vorstellungen hatte. Daß es dabei keineswegs nur um theologische Widerstände und um religiöse Hemmungen ging, wird dadurch bewiesen, daß sich derselbe Widerstand am Anfang des vorigen Jahrhunderts noch einmal in Deutschland wiederholt hat, als Justus von Liebig nach Paris gehen mußte, um bei Gay-Lussac zu erlernen, was der junge Student in Bonn und Erlangen nicht hatte erlernen können: die mathematische Chemie. Theodor Heuß hat in seinem Bändchen über Liebig Stellen aus Briefen abgedruckt, die der 19- und 20jährige Student aus Paris geschrieben hat, in denen er über die deutsche spekulative Methode höhnt, die jeder chemischen Forschung und insbesondere der Mathematisierung der Chemie entgegenstände. Und nicht durch eine deutsche Universität, sondern durch den Großherzog von Hessen – und zwar auf Vermittlung Alexander von Humboldts – ist der Einundzwanzigjährige an die Universität Gießen berufen worden, wo er von seinen philosophierenden Kollegen abgelehnt wurde, die die mathematische Chemie auch weiterhin nicht als Wissenschaft und Liebig nicht als zur Zunft gehörig anerkannten. Im Hegelschen Deutschland schien es absurd, die Eigenschaften von Gold und Quecksilber in Gleichungen ausdrücken zu wollen. Heute heißt die Gießener Universität Justus-von-Liebig-Universität.

Und was die Mathematisierung der Geisteswissenschaften angeht, so liegen ihre Anfänge sogar schon hundert Jahre vor Comte, und zwar in der Bevölkerungsstatistik des preußischen Feldpredigers Johann Peter Süßmilch, der 1741 – also während des ersten Schlesischen Krieges (das Vorwort ist unterschrieben: „auf dem Marsch nach Schweidnitz“) – sein Hauptwerk unter dem Titel veröffentlicht hatte: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen“, wobei auch er sich bereits auf Untersuchungen der Engländer John Graunt und Petty von 1662 stützen konnte. Auguste Comte hat diese „statische“, also synchronische Soziologie expressis verbis von der „dynamischen“, d. h. diachronischen unterschieden. Und man beachte, daß es im ersten Teil des Cours noch heißt: „la linguistique *statique* et la linguistique *évolutive*“. Der heut in Edinburgh lehrende deutsche Soziologe Norbert Elias versteht in seinem 1939 erschienenen Werk über den „Prozeß der

^{1a} W. Franz, Euklid aus der Sicht der mathematischen und naturwissenschaftlichen Welt der Gegenwart (= Frankfurter Universitätsreden. Heft 38), Frankfurt 1965, S. 9.

Zivilisation“ die soziologische Betrachtungsweise unter anderem geradezu als den synchronischen, strukturellen Aspekt der Geschichtsforschung – ein Aspekt, der sich für das Selbstverständnis der inhaltsbezogenen Sprachwissenschaft als fruchtbar erwiesen hat.

Die Unterscheidung von dynamischer und statischer Soziologie war also bekannt; sie stammt aus Comtes „Cours de philosophie positive“ (auch der Titel ist im Hinblick auf Saussures „Cours de linguistique générale“ nicht uninteressant), der in Paris in 6 Bänden von 1839–1842 erschienen ist. 1787 hieß es in der 2. Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“: Wenn ich von allem Inhalte der Erkenntniß, objectiv betrachtet, abstrahiere, so ist alle Erkenntniß, subjectiv, *entweder historisch oder rational*.

Aber es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß Georg von der Gabelentz seine Unterscheidung von historisch-genealogischer und einzelsprachlicher Linguistik von Comte unmittelbar übernommen hat. Viel wahrscheinlicher ist, daß er sie von seinem Vater hatte, der sie seinerseits bei Humboldt wenigstens angedeutet finden konnte, der in der Einleitung zum Kahwi Werk die Tätigkeit des Geistes beim Sprechen von den in der Sprache schon geformten Elementen unterscheidet, von denen sie bestimmt werde, d. h. mit unseren Worten: der die progressive Realisierung im Sprechakt von der in der Sprachgemeinschaft geltenden Struktur unterscheidet (diese geltende Struktur bezieht sich selbstverständlich ebenso auf das Bezeichnende, wie auf das Bezeichnete, auf Syntax, Morphologie und Phonematik wie auf Semantik) und der beides von dem geschichtlichen Sprachwandel abhebt – ein Beziehungsgefüge, für das er das Bild des sich im Lauf des Lebens verändernden Organismus aus der Biologie, bzw. von Goethe übernimmt, der es seinerseits von Kant hatte und zwar nicht nur aus der „Kritik der Urteilskraft“ (von 1790) – man kennt die Stellen, die Goethe sich in seinem Exemplar angestrichen hatte –, sondern schon aus der „Kritik der reinen Vernunft“, allerdings erst aus der 2. Auflage (von 1787). In der „Architektonik der reinen Vernunft“ (S. 861) heißt es: „Das Ganze ist also gegliedert und nicht gehäuft; es kann zwar innerlich, aber nicht äußerlich wachsen, *wie ein thierischer Körper* dessen Wachsthum kein Glied hinzusetzt, sondern ohne Veränderung der Proportion ein jedes zu seinen Zwecken stärker und tüchtiger macht.“ Nach Auskunft des Goethe – Wörterbuchs (Tübingen, Berlin und Hamburg) kommt der Begriff des Organismus in der Weimarer Ausgabe 400 mal vor – in der hier

besonders wichtigen Ersten Abteilung 58 mal, in den Naturwissenschaftlichen Schriften 260 mal, in den Tagebücher 13 und in den Briefen 66 mal. Man kann sagen, daß der Begriff mit Goethes morphologischen Studien in seinem Sprachschatz aktiviert worden ist. Hans Conon von der Gabelentz – also der Vater – faßte, im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Sprachforschern, die einzelne Sprache als „lebenden und sich stets verändernden Organismus“ auf und verstand die einzelnen Sprachen – nun unmittelbar nach der Publikation von Comtes Werk – als *soziologische* Erscheinungen, die dem Menschen als *Verständigungsmittel* zum Zweck gemeinsamer Arbeit dienen. Hier liegt der Zusammenhang mit soziologischen Betrachtungen offen zutage.

Vom Gedankengut des Vaters am nachhaltigsten beeinflusst war das Werk des Sohnes „Die Sprachwissenschaft“ von 1891. Im Vorwort heißt es, daß für manches, was darin vielleicht zum erstenmal zu Papier gebracht sei, sein „verewigter Vater der geistige Urheber“ gewesen sei – eine sonderbare, außer-universitäre Tradition der Bildung, die sich hier von Goethe und Humboldt über Vater und Sohn von der Gabelentz bis zu Saussure erstreckt. Georg von der Gabelentz gliedert sein Werk in drei Teile; die Gliederung wird im vorangestellten Abschnitt über den „Begriff der Sprachwissenschaft“ begründet.

Es wird unterschieden:

1. die Sprache als *Erscheinung*, als jeweiliges Ausdrucksmittel für den jeweiligen Gedanken, d. h. als Rede: Saussures ‚parole‘,
2. die Sprache als eine einheitliche *Gesamtheit* solcher Ausdrucksmittel für jeden beliebigen Gedanken. „In diesem Sinn reden wir“, fährt er fort, „von der Sprache seines Volkes, einer Berufsklasse, eines Schriftstellers“: etwa Saussures ‚langue‘; Sprache in diesem Sinn sei nicht sowohl die „Gesamtheit aller Reden des Volkes, der Klasse oder des Einzelnen, als vielmehr der Gesamtheit derjenigen Fähigkeiten und Neigungen, welche die *Form*, derjenigen sachlichen Vorstellungen, welche den *Stoff* der Rede bestimmen: Saussures ‚signifiant‘ und ‚signifié‘²,
3. die Sprache als Gemeingut der Menschen, als Sprachvermögen: Saussures ‚langage‘, bzw. ‚faculté du langage‘.

² Vgl. dazu: R. Hönigswald, Über das Begriffspaar Inhalt-Gegenstand; Gestalt und Bedeutung, in: Die Grundlagen der Denkpsychologie. Studien und Analysen. 2. Aufl. Leipzig-Berlin 1925, S. 161.

Von jeder „lebenden Sprache“ sagt Gabelentz, „daß sie in jedem Augenblick etwas Ganzes ist und daß nur das im Augenblicke in ihr Lebende in ihr wirkt“. „Im Augenblick“ darf man wohl interpretieren als: in der Präsenz der wahrnehmbaren Rede, über die zwar meßbare Zeit vergeht, in der das streng lineare physikalische Signal – in Longitudinalwellen – *abläuft*, das seinerseits aber in der gegliederten Präsenz des Verstehens und Wahrnehmens „also jeweils jetzt“ *erlebt* wird. Auch hier ist die Sprache also etwas Ganzes, und zwar ein erlebtes Ganzes, ein psychologisches Ganzes³.

Gabelentz fährt fort: „Man bildet sich nur zu gern ein, man wisse, warum etwas *jetzt* ist, wenn man weiß, wie es *früher* gewesen ist, und wenn man die einschlagenden Gesetze des Lautwandels kennt. Das ist aber nur insoweit richtig, als diese Gesetze allein die Schicksale der Wörter und Wortformen bestimmen. Weiß ich z. B., daß lateinisches f im Spanischen zu h, li vor Vokalen zu j (etwa zu unserem ach-Laut), und die Endung der zweiten Deklination im Singular o, im Plural os geworden ist, so ist es mir erklärlich, wie filius zu hijo werden mußte. Gesetzt nun, jedes Wort und jede Form der spanischen Sprache wäre auf diese Weise genetisch abgeleitet: wäre damit die spanische Sprache erklärt? Sicherlich nicht. Denn die Sprache ist ebensowenig eine Sammlung von Wörtern und Formen, wie der organische Körper eine Sammlung von Gliedern und Organen ist. Beide sind in jeder Phase ihres Lebens – (wörtlich:) – *(relativ) vollkommene Systeme*, nur von sich selbst abhängig; *ihre Teile stehen in Wechselwirkung* und jede ihrer Lebensäußerungen entspringt aus dieser Wechselwirkung. Nicht Ei, Raupe und Puppe erklären den Flug des Schmetterlings, sondern der Körper des Schmetterlings selbst. Nicht die früheren Phasen einer Sprache erklären die lebendige Rede, sondern die jeweils im Geiste des Volkes lebende Sprache selbst, mit anderen Worten: der Sprachgeist“ – wie Gabelentz hier mit einem Hegelschen Terminus sagt.

Und wenn er dann fortfährt: „Dieser ist recht eigentlich das erste Objekt der einzelsprachlichen Forschung. Und soweit die Philologen ihm nachspüren, sind sie Linguisten, so gut wie der historische Sprachvergleich“, so würden wir heut dafür sagen: das oben zitierte „(relativ) geschlossene System“ sei das, was im sog. Volksgeist oder richtiger: im

³ Über den Begriff der Präsenz, vgl. a. a. O., S. 294 f. R. Hönigswald, Prinzipienfragen der Denkpsychologie, in: Kantstudien Bd. 27, 1913, Heft 3.

Geist der Sprachgemeinschaft lebt, d. h. das Koinon der in den Gehirnen der Glieder der Sprachgemeinschaft gespeicherten Systeme. (Das ist deshalb kein Biologismus, weil es heißt, daß dieser physiologische Aspekt der geltenden, tradierten Struktur zugeordnet ist, der der Vorrang gebührt). Diese Struktur sei also der erste Gegenstand der einzel-sprachlichen, bei Saussure der synchronen, heut der strukturellen Linguistik. Diese Ausdrucksweise ist deshalb besser, weil sie von vornherein den Psychologismus abwehrt, der bei Saussure in der Tradition vieler Junggrammatiker und insbesondere in der Tradition von Baudouin de Courtenay bis in die frühe Prager Phonologie, also lange über Saussure hinaus, noch anzutreffen war. „*Alles ist psychologisch in der Sprache*“, hieß es bei Saussure – vielleicht allerdings, worauf mich G. Ungeheuer aufmerksam gemacht hat, eher bei seinen Herausgebern und Interpreten, als ursprünglich bei ihm selbst.

Aber wer eine solche These heute beurteilen will, muß wissen, daß dieser Psychologismus des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts und des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts die Form war, in der im Rahmen der Linguistik der Naturalismus jener Epoche in erster Annäherung überwunden worden ist, worauf Čyževskij schon 1931 in einem Vortrag im Prager Linguistenkreis hingewiesen hat. „Der Psychologismus war es“, heißt es bei ihm, „der damals die Waffen hergab, um die Auffassung zu bekämpfen, daß die Objekte der linguistischen Forschung materiell, naturhaft, physisch sind“. Auf die falsche Konsequenz, die sich aus richtiger Einsicht ergab, hatte bereits 1920 der Heidelberger Soziologe Max Weber hingewiesen: der Irrtum liege in der Konsequenz: „was nicht physisch sei, sei psychisch. Aber der Sinn eines Rechenexempels, den jemand meint, ist doch nicht psychisch“. Und der Heidelberger Philosoph Heinrich Rickert fügte dem hinzu: „Das sollte man endlich für jedes Sinngebilde anerkennen.“ Ein solches Sinngebilde ist gewiß auch die Sprache.

Es ist hier nicht der Ort, näher auszuführen, inwiefern dieser Kurzschluß nicht nur mit der heute beliebten Zweiteilung der Wissenschaften in Natur- und Geisteswissenschaften zusammenhängt (das ergibt sich sehr klar aus der Begründung für diese Unterscheidung, die Helmholtz 1862 gegeben hat⁴), sondern auch mit den aus der Antike stammenden Begriffs-

⁴ Über das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften. Akademische Festrede 1862 (= Vorträge und Reden 1. Band), 4. Aufl. Braunschweig 1896, S. 157.

paaren, die diese Unterscheidung vorbereitet haben: Psyche und Soma, Materie und Form, Physis und Ethik bei Aristoteles. Und von Aristoteles stammt ja auch Humboldts *énérgeia* — ein Begriff, den Aristoteles gerade in der Diskussion des Begriffspaares Form und Materie verwendet⁵.

Aufmerksam machen möchte ich auf die Reihenfolge der Kapitel im Werk von Gabelentz: erst die einzelsprachliche Forschung, dann die genealogisch-historische. Auch sie wiederholt sich bei Saussure: erst die *linguistique synchronique*, dann die *linguistique diachronique*.

Und fragt man nach dem Wechsel der Terminologie, den Saussure hier gegenüber dem Werk seines Leipziger und Berliner Lehrers vollzogen hat, dann muß man auf die 1903 erschienenen „Grundzüge der Sprachpsychologie“ des den Junggrammatikern nahestehenden Philosophen Ottmar Dittrich verweisen, der sich allerdings erst 1904 in Leipzig habilitiert hat, so daß Saussure ihn nicht mehr persönlich gekannt haben kann. In diesen „Grundzügen“ unterscheidet Dittrich die „*synchronistische*“ Sprachwissenschaft von der „*metachronistischen*“, die Saussure dann diachronistisch nannte.

Hierher also stammen Distinktion und Terminologie Saussures. Aber ist diese heut allgemein Saussure zugeschriebene Distinktion nun überhaupt in seinem *Cours de linguistique* in dieser Form zu finden? Er selbst legt zwar Wert auf sie; aber bereits Schuchardt hat in seiner Rezension von 1917 darauf hingewiesen, daß Saussure „unter einer Art von dichotomischem Zwang“ gestanden habe, der, wo es sich um systematische Fragen handelt, allerdings so gut wie immer in die Irre führt, da er aus der Welt des Handelns stammt, in der er allerdings nicht zu vermeiden ist. Denn da, wo bei Gabelentz auf die „einzelsprachliche Forschung“ und die ihr entgegengestellte „historisch-genealogische Sprachwissenschaft“ die „allgemeine Sprachwissenschaft“ folgt, folgt bei Saussure auf die *linguistique synchronique* und die ihr entgegengesetzte *linguistique diachronique* als dritter linguistischer Aspekt die *linguistique géographique*.

Also nicht die heut allgemein auf ihn zurückgeführte Dichotomie: Synchronie-Diachronie, sondern die, wie ich zeigen will, sehr viel fruchtbarere, allerdings auch schon bei Gabelentz vorgeformte Trichotomie:

⁵ F. Überweg, *Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums*. 7. Aufl. Berlin 1886, S. 207.

Synchronie-Diachronie-Geographie stammt von Saussure, während er die Trichotomie parole-langue-langage, wie oben gezeigt, sicher von Gabelentz übernommen hat.

Aber bitte lassen Sie mich noch mit einem Wort auf das Verhältnis dieser beiden großen Linguisten zur Phonetik eingehen, die mir ja nicht deshalb wichtig ist, weil ich sie betreibe, sondern die ich betreibe, weil sie mir wichtig und zukunftssträchtig zu sein scheint.

Gabelentz stellt der „Gesamtheit der Ausdrucksmittel eines Volkes, einer Klasse, einer Person“ die „Ganzheit der wahrnehmbaren Rede“ gegenüber und scheint zunächst keine Beziehung zu sehen zwischen der Untersuchung dieser wahrnehmbaren Rede und der Phonetik. Die Phonetik ist für ihn, der damaligen Auffassung entsprechend, als Lautphysiologie, wie er 1891 ausdrücklich sagt, ein Zweig der Naturwissenschaft, kein Zweig der Sprachwissenschaft.

Prüft man aber genauer, so zeigt sich, daß gerade er derjenige gewesen zu sein scheint, der diesen Irrtum zu überwinden begann, indem er 1891 eine *Phonetik überhaupt* (nämlich die Lautphysiologie) von einer Forschungsrichtung unterschied, die es mit Schallerscheinungen der menschlichen Sprachorgane nur insoweit zu tun habe, als sie – wörtlich – „in den Sprachen (Gabelentz benutzt hier den Plural) *tatsächlich* Verwendung findet“⁶, so daß es nicht unerlaubt ist, die nun so bestimmte Phonetik im engeren Sinn der „Sprache als Erscheinung, als jeweiliges Ausdrucksmittel für den jeweiligen Gedanken“ zuzuordnen⁷.

Saussure ändert daran zunächst terminologisch, daß er die Lautphysiologie *expressis verbis* als eine „Hilfswissenschaft der Sprachwissenschaft“ bezeichnet: „une science auxiliaire de la linguistique“⁸ und vorher – im 4. Kapitel des *Cours* – wird unterschieden⁹ „la linguistique de la *langue* et la linguistique de la *parole*“ und erklärt: „La phonation, c’est-à-dire l’exécution des images acoustiques n’affecte en rien le système lui-même“ – also: die Lautgebung berühre das System in keiner Weise; in unserer Sprache heißt das: Primat des Systems, Primat der Phonematik. Saussure vergleicht die Sprache mit einer Symphonie, deren Realität unabhängig von der Art und Weise sei, in der sie aufge-

⁶ A. a. O., S. 35.

⁷ A. a. O., S. 3.

⁸ A. a. O., S. 55.

⁹ A. a. O., §. 56.

führt werde. Real ist für ihn hier also – entsprechend dem Primat der Struktur – das in einer Sprachgemeinschaft geltende *System*, nicht das, was heute als Realisierung – nämlich dieses System im wahrnehmbaren Sprechakt – bezeichnet wird, die ich aus diesen Gründen in der Phonetrie 1936 als „*Manifestierung*“ der Struktur bezeichnet habe, was nicht unbedingt schlechter gewesen sein muß¹⁰.

Und Saussure ändert ferner die zweite Trichotomie von Gabelentz, indem er die „allgemeine Sprachwissenschaft“ fallen läßt und – nun wieder wie Gabelentz – in einem vorangestellten Kapitel über „allgemeine Grundlagen“ dann nicht das „Sprachvermögen“ behandelt, sondern eben diese Unterscheidung der linguistischen Aspekte begründet und die *linguistique statique* der *linguistique évolutive*, bzw. das synchrone Gesetz dem diachronischen Gesetz gegenüberstellt: *la loi synchronique et la loi diachronique*. Er spricht von der „ *dualité interne* “ und von den „*deux linguistiques opposées dans leurs méthodes et leurs principes*“ und fährt dann fort: „Man kann sagen, daß die moderne Sprachwissenschaft sich seit ihrem Bestehen ganz und gar der Diachronie gewidmet hat. . . Wie war andererseits das Verfahren derjenigen, welche vor den sprachwissenschaftlichen Studien die Sprache untersucht haben, d. h. der ‚Grammatiker‘, die sich von den traditionellen Methoden leiten ließen? Es ist sonderbar, feststellen zu müssen, sagt er wörtlich, daß ihr Gesichtspunkt bzgl. der Frage, die uns beschäftigt, völlig einwandfrei sei. Ihre Arbeiten zeigten klar, daß sie *Zustände* beschreiben wollen, ihr Programm sei streng synchronisch¹¹. Ihr Verfahren sei daher „absolument irréprochable“. Ich brauche nur auf den im vorigen Jahr erschienenen Aufsatz von Coseriu zu verweisen, um anzudeuten, wie sehr Saussure hierin modernen Auffassungen entspricht, obwohl sicher hier noch einige Punkte zu klären wären.

Das vorige Jahrhundert aber, das die Aufklärung geradezu mit Hilfe der Entdeckung der historischen Dimension seit der Romantik, seit Niebuhr, seit Savigny, überwunden hat, stand so sehr unter dem Zwang

¹⁰ „Manifestierung ist ein sehr glücklicher Terminus und natürlich viel besser als der sonst übliche Ausdruck ‚Realisation‘, da doch eben das sprachliche *Formelement* die eigentliche Realität ist“. L. Hjelmslev, *Neue Wege der Experimentalphonetik*, in: *Nordisk Tidsskrift for Tale og Stemme* 2, 1938; wieder abgedruckt in: „*Phonetrie*“ Zweiter Teil, Basel/New York 1968, S. 143.

¹¹ 3. Aufl. Paris 1931, S. 97.

dieses diachronischen Denkens, daß schließlich die Grammatiker des 18. Jahrhunderts, d. h. alles, was vor Rask, Bopp und Grimm geschrieben worden ist, weithin als vorwissenschaftlich abgetan und dann kaum mehr gelesen worden ist. Ich zitiere Delbrück. Seine „Einleitung in das Sprachstudium“ von 1880 (seit der 5. Auflage von 1908 hieß sie präzisier: „Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen“) beginnt mit den Worten: „Als der Begründer der vergleichenden Sprachforschung Franz Bopp sich mit dem Sanskrit zu beschäftigen begann“. D. h.: was vor Bopp war, gehört nicht in eine Einleitung in das Sprachstudium (Rask wird mit einem Nebensatz abgetan). Sieht man genauer hin, so heißt für Delbrück Sprachstudium nicht so sehr „vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts“, als eigentlich „Indogermanische Sprachwissenschaft der deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts“. Denn nicht nur alles, was vor Bopp war, fehlt, (auch Vater und Sohn von der Gabelentz kommen nicht vor), sondern auch Ausländer kommen so gut wie nicht vor; eine Fußnote, die auf den Aufsatz des aus Bielitz emigrierten Sanskritisten Maurice Bloomfield „Über den griechischen Ablaut“ (im *American Journal of Philology*) hinweist, bestätigt die Regel, die wenig genug Ausnahmen kennt: Karl Verner natürlich, und dann den jungen Saussure, von dessen „Mémoire“ Delbrück ein Jahr nach seinem Erscheinen sagt, daß „es zu den tiefsten Arbeiten dieser Epoche“ gehöre¹².

Wenn wir das, was Saussure in dem Kapitel „Allgemeine Grundlagen“ behandelt, als „allgemeine Sprachwissenschaft“ bezeichnen, so müssen wir sagen, daß sie sich bei ihm nicht, wie bei Gabelentz, mit dem Sprachvermögen, sondern mit den Methoden der Linguistik beschäftigt. Und es wird zu fragen sein, welche Beziehung eine solche Untersuchung über die Methoden der Sprachwissenschaft zur Sprachwissenschaft selbst hat, die nun unter synchronischen, geographischen und diachronischen Gesichtspunkten Sprachen beschreibt und analysiert.

Aber wozu eigentlich solche prinzipiellen, solche systematischen Erörterungen? Georg von der Gabelentz hat auf diese Frage eine seiner herausfordernden, erfrischend unprofessoralen Antworten gegeben: „Wenn irgendwo“, sagt er, „so ist hier die Wissenschaft zugleich befugt und genötigt, einen rücksichtslos zu langweilen: den Teil des Publikums, meine ich, der bei Begriffsbestimmungen den Ruf zur Sache erhebt,

¹² 3. Aufl. Leipzig 1893, S. 58.

weil er nicht begreift, daß Begriffsbestimmungen zur Sache gehören“. Aber auch Gabelentz läßt dann die Frage offen, in welchem Sinn sie zur Sache gehören, die Frage also, wie sich eine Erörterung der Begriffe und Methoden der Linguistik zu dieser selbst, also zur Anwendung dieser Begriffe und Methoden verhält.

Und auch hier und heute sind wir schließlich nicht versammelt, um es bei der Erörterung von Begriffen und Methoden bewenden zu lassen, sondern, um die Saussuresche Unterscheidung für die Untersuchung der deutschen Sprache fruchtbar werden zu lassen.

Ich befinde mich nun insofern in einer glücklichen Lage, als ich über ein Archiv von Tonbändern der deutschen Hoch- und Vortragsprache, der landschaftlich gefärbten deutschen Umgangssprache und der deutschen Mundarten verfüge, das ich seit 1954 mit Unterstützung vieler Helfer und Ratgeber aufbauen konnte und ständig weiter ausbaue.

Erlauben Sie mir, daß ich an diesem Corpus exemplifiziere, also an ihm die Saussureschen Unterscheidungen verifiziere.

Es handelt sich bei diesen Aufnahmen um gesprochene – und durch die Registrierung abhörbare – Gespräche, Berichte und Erzählungen; also um Registrierungen dessen, was seit Saussure die *chaîne parlée* heißt. Da es sich bei diesem Corpus aber weder um Registrierungen „der Gesamtheit aller Reden des deutschen Volkes, seiner Klassen und seiner Einzelnen“ (um Gabelentz zu zitieren), noch um eine Registrierung „der Fähigkeiten und Neigungen, welche die Form und die sachlichen Vorstellungen, welche den Stoff der Rede bestimmen“, handeln kann, so stellt sich die Frage nach der Beziehung zwischen der Ganzheit meines Corpus und dieser Gesamtheit aller Reden, bzw. dieser Fähigkeiten, Neigungen und Vorstellungen. Diese Frage ist insofern bereits ein linguistisches Problem, als mit ihr nach dem Kriterium gesucht wird, nach dem das vorhandene Corpus der Tonbänder die Gabelentzsche „Gesamtheit der Fähigkeiten, Neigungen und Vorstellungen“ repräsentiert. Dabei besteht der Unterschied zwischen jener Ganzheit des Corpus und dieser Gesamtheit darin, daß „die Gesamtheit aller Reden“ nicht nur größer ist als jenes Corpus, das mit seinen 8000 Tonbändern immerhin ca. 2000 Abhörstunden verlangt, sondern daß diese Gesamtheit aller Reden eines Volkes einen unendlichen Grenzwert darstellt – so, als ob die Sprachgemeinschaft ihre Wörter und Sätze aus einem nicht versiegenden Born schöpfe. Die Frage nach der Beziehung zwischen jenen Ganzheiten ist also die Frage nach der *linguistischen*

Repräsentanz dieser „unendlichen Gesamtheit“, bzw. jener Fähigkeiten und Neigungen, in einem endlichen Corpus.

Idealerweise sollte ein solches Corpus von Tonbändern so groß sein, daß der Linguist alles, was ihn an einer Sprache interessiert, d. h. alle strukturell relevanten Paradigmata dieser Sprache im Syntagma der registrierten *chaîne parlée* vorfindet. Gemessen an dieser Forderung ist wahrscheinlich jedes Corpus zu klein – vor allem dann, wenn man, wie wir es tun, verlangt, daß nicht oder möglichst nicht gezielte Aufnahmen durchgeführt werden, d. h. Aufnahmen mit dem Ziel, bestimmte syntaktische oder lexikalische, morphologische oder phonematische Erscheinungen auf das Band zu bekommen, wie es z. B. Pfeffer in seiner Aufnahmeaktion getan hat. Ein solches Verfahren sollte jedenfalls eine Ausnahme bleiben.

In unserem Zusammenhang ist daran wichtig, daß schon die Bestimmung der Größe eines anzulegenden Archivs – vor aller Auswertung – bereits linguistische, aber auch soziologische und psychologische Überlegungen verlangt, d. h. Erwägungen hinsichtlich der Struktur der aufzunehmenden Sprache, also der synchronen Struktur des heutigen Deutsch.

Dabei heißt „synchron“ eine Epoche sprachlicher Veränderung, die sich mit *einer* Struktur noch adäquat beschreiben und analysieren läßt, wobei also von den Veränderungen, die sich selbstredend auch in dieser Epoche abspielen, aus methodischen Gründen abgesehen wird. Wo man den Akzent aber auf diese Veränderungen legt, wo also ein Strukturwechsel, also ein Musterwechsel erforderlich ist, der die Wahrnehmbarkeit und Beobachtbarkeit jener Veränderungen erlaubt und garantiert, ist von Diachronie die Rede.

Die Meinung der Junggrammatiker dazu bestand bekanntlich darin, daß sich dieser Wandel, ohne daß er beobachtet wird und beobachtet werden kann, kontinuierlich vollzieht¹³ – kontinuierlich in dem Sinn, daß zwischen zwei Realisierungen jeweils eine dritte denkbar ist. Da sich aber kein Zustand einer Sprache, d. h. keine Realisierung einer geltenden Struktur, ohne Zugrundelegung dieser Struktur auch nur beschreiben läßt, muß, wenn es diesen *unmerklichen* Wandel wirklich gibt, zusammen mit ihm ein Musterwechsel gedacht werden, der nun *sprung-*

¹³ Der Erste, der das klar ausgesprochen hat, ist übrigens Dante gewesen, und zwar in seiner unvollendeten Abhandlung *De vulgari eloquentia*, Kap. IX.

haft sein muß, da eine Struktur nicht dicht in eine andere übergehen kann. Das alles gilt – schon bei den Junggrammatikern – nur für den *Lautwandel*, nicht für die Veränderung morphologischer oder lexikalischer Erscheinungen, nicht für den Bedeutungswandel und nicht für die Veränderung syntaktischer Verhältnisse.

Daß diese dichten, unhörbaren Veränderungen mit bestimmten Verfahren aber tatsächlich beobachtet werden können, darf als eins der Ergebnisse der Phonometrie hingestellt werden¹⁴. Dabei ist darauf zu achten, daß dieses Nicht-hören-Können nicht, wie man zunächst denken könnte, an der Begrenztheit unseres Ohres liegt; läge es an den physiologischen Grenzen der Leistungsfähigkeit des Ohres, dann könnte es auch keinen kontinuierlichen Lautwandel geben. Dies „Nicht-hören-können“ besteht vielmehr darin, daß sich diese unmerklichen Wandlungen nur statistisch nachweisen lassen, nicht aber am einzelnen Fall, den man hören könnte. Das setzt voraus, daß in unserem zentralnervösen Speichersystem etwas geleistet wird, was dieser statistischen Arbeit korrespondiert; nur so ist es denkbar, daß sich diese statistischen Mittelwerte von Tausenden von Effekten langsam und unmerklich verschieben. Hermann Paul hat das zwar nicht in dieser Form gesagt; aber er hat mit seinen interessanten Hinweisen auf eine statistische Denkweise doch den Weg gewiesen, der hier weiterführt¹⁵.

Diese statistische Arbeit ist, wie gesagt, nicht möglich ohne die Zugrundelegung von Strukturen, wie wir in dem von uns untersuchten Fall: der deutschen Opposition Länge-Kürze beweisen konnten. Unsere Ergebnisse zeigen, wie sich die dichten Veränderungen zu dem sprunghaften Musterwechsel verhalten, der vorgenommen wird, wenn man z. B. sagt – wie es die Phonologen getan haben – : in Ostbayern sei diese Opposition der Quantität „aufgehoben“; aber sie ist noch statistisch nachweisbar –, wenn auch keine *wahrnehmbare* Größe mehr und daher in dem „relativ geschlossenen System“ des Ostbayrischen nicht mehr vorhanden.

Hier zeigt sich nun auch, welche Bedeutung dem *geographischen* Prinzip zukommt, das zwar auch Saussure nicht erfunden, aber als erster

¹⁴ E. Zwirner, Phonometrischer Beitrag zur Geographie der prosodischen Eigenschaften, in: Proc. of the IVth Int. Cong. of Phonetic Sciences 1961.

¹⁵ Prinzipien der Sprachgeschichte (1. Aufl. Halle 1880, S. 40 ff.), 5. Aufl. Halle 1920, S. 49 ff.

in diesen systematischen Zusammenhang gestellt hat. Es ist zum erstenmal wohl im Rahmen der deutschen Dialektologie zu einem Forschungsprinzip gemacht worden, obwohl es natürlich immer mitgedacht worden ist. Es wird schon mitgedacht, wenn man auch nur von einer Mehrheit von Sprachen spricht, was nun wirklich seit je geschehen ist, wofür es Zeugnisse in den ältesten Quellen der Geschichte gibt, längst ehe es Sprachwissenschaft gab, längst also auch vor der Sprachwissenschaft in Alexandrien oder den sprachphilosophischen Überlegungen bei Aristoteles oder bei Plato^{15a}.

Aber erst spät in der diachronischen Sprachwissenschaft, nämlich durch Georg Wenker, ist das geographische Prinzip in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu einem Prinzip der Forschung, und zwar bemerkenswerterweise – obwohl es doch zunächst ein synchrones Prinzip ist – sogleich zu einem Prinzip der diachronischen Forschung gemacht worden. Die Diskretheit des endlichen Zeichensystems, mit dem Wenker arbeitete, und mit vollem Recht arbeitete, ist eine Konsequenz des Musterwechsels, von dem ich eben sprach. Erst durch die quantitative, phonometrische Erforschung der realisierten Strukturen konnte dieser sprunghafte Charakter des Musterwechsels überwunden, bzw. ergänzt werden – nicht aber, wie die Experimentalphonetik dachte, durch autonome Kurvenanalyse, sondern durch das, was Helmut Richter „textgesteuerte Kurvenanalyse“ nennt.

Hier läßt sich gut die Beziehung zwischen struktureller Phonetik und Phonematik demonstrieren: Für die *Phonologie* gibt es nur die Alternative: besteht eine Opposition (z. B. der Quantität) oder besteht keine? Die strukturelle Phonetik, d. h. die Phonometrie, aber zeigt (und sie kann das nur unter Zugrundelegung dieser phonologischen Alternative), daß sich die Realisierung der Opposition wandeln kann – von einer sehr kleinen, nicht mehr wahrnehmbaren, nur noch statistisch erfaßbaren Realisierung über eine eben wahrnehmbare bis zu einer sehr starken Realisierung. D. h. die Phonometrie verbindet durch diese Untersuchung das Anliegen der strukturellen Linguistik mit der Hypothese der Junggrammatiker und ihrer Auffassung vom Lautwandel.

Und hier erweist sich, wie gesagt, welche Bedeutung dem geographischen Aspekt zukommt. Dieser geographische Gesichtspunkt bewährt sich in zweierlei Hinsicht: in unserem Fall erstens im Hinblick auf die Verbrei-

^{15a} A. Borst; Der Turmbau von Babel. 3 Bände, Stuttgart 1957–60.

tung der deutschen Sprache, also im Hinblick auf die Begrenzung gegenüber den nicht-deutschen Nachbarsprachen. Und unsere Generation hat gelernt, daß auch dieses geographische Problem letztlich ein geschichtliches ist; zum anderen im Hinblick auf die verschiedenen Realisationen derselben Opposition *innerhalb* des deutschen Sprachraums, wobei es sich bei diesen geographischen Verschiedenheiten nur um Stadien der Realisierung auch wieder eines *sprachgeschichtlichen* Prozesses handeln kann. D. h. der geographische Aspekt muß zwar vom geschichtlichen unterschieden, darf aber nicht von ihm getrennt werden. Insofern hat Hugo Schuchardt in seiner Rezension recht, wenn er die engste Verbundenheit dieser Probleme Saussure gegenüber betont, und Saussure recht, wenn er sagt, daß ohne saubere Unterscheidung dieser Distinktionen auch diese Verbindung nicht zu berücksichtigen sei.

An der Stelle, an der Saussure die Unterscheidung von synchronischer und diachronischer Linguistik einführt, sagt er, daß diese *dualité interne* für *alle* Wissenschaften gelte, die es mit Werten zu tun haben: *pour toutes les sciences opérant sur des valeurs*. Auch dieser Gedanke dürfte aus der zeitgenössischen deutschen Philosophie stammen, nämlich aus der Wertphilosophie der Heidelberger und Freiburger Schule. Ich erinnere z. B. an das Werk von Heinrich Rickert „Über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“, dessen 1. Auflage 1902 erschienen ist. In dem Werk will Rickert das Wesen der Geschichte als Wissenschaft verstehen. Es kommt ihm auf die historischen Kulturerscheinungen an, und sein wichtigstes logisches Ergebnis ist, daß die individualisierende Begriffsbildung dieser Disziplinen auf einer bisher übersehenen und doch für die logische Struktur der Geschichte geradezu entscheidenden „*theoretischen Wertbeziehung*“ beruht, die die Naturwissenschaft nicht kennt: „Die Unentbehrlichkeit des Wertprinzips für das geschichtliche Denken“, heißt es wörtlich¹⁶, „ist es zugleich, die den Ausdruck Kulturwissenschaft zur Bezeichnung der historischen Disziplinen am geeignetsten macht“. Zu solchen Wertwissenschaften rechnet Saussure die Volkswirtschaftslehre, die Wirtschaftsgeschichte und die Sprachwissenschaft.

Die Sprache sei ein System von bloßen Werten, sagt er, un système de pures valeurs, das von nichts anderem als dem augenblicklichen Zustand seiner Glieder bestimmt werde¹⁷. Die Vielheit der Zeichen im verwickel-

¹⁶ 3. Aufl. Tübingen 1921, S. 22.

¹⁷ 3. Aufl. Paris 1931, S. 116.

ten System der Sprache verbiete es aber durchaus, gleichzeitig die Beziehungen in der Zeit und die Beziehungen im System zu untersuchen.

Unter „synchronischem Aspekt“ ist nun also Folgendes zu verstehen:

1. die Erforschung der in einer Gegenwart geltenden *Struktur* der betreffenden Sprache,
2. die Erforschung der in einer Gegenwart nachweisbaren *Realisierung* dieser Struktur, einschließlich aller soziologischen, situativen und geographischen Varianten,
3. die Erforschung der geographischen Grenzen jener realisierten Struktur.

Und Saussure hat sicher recht, wenn er mit Gabelentz fordert, daß dies stets die *erste* Aufgabe der linguistischen Forschung sein müßte. Aber in allen Phasen lebt diese Forschung doch davon, daß sie berücksichtigt, daß es eben um die Erforschung jeweils gegenwärtiger Phasen, d. h. eben um die Erforschung der Phase eines historischen Prozesses geht, welcher Struktur, Realisierung und Geographie in seinen Bann zwingt.

In diesem Sinn gibt es also (mit Gabelentz und Saussure) einen *Primat* des synchronischen, strukturellen Aspekts der Linguistik. Dies aber schließt die schließliche Einordnung in *sprachgeschichtliche* Zusammenhänge (auch der geographischen Räume) nicht aus, so daß ich, so unzeitgemäß das im Augenblick zu klingen scheint, durchaus mit den Junggrammatikern sagen möchte, daß die Linguistik *letztlich* doch Sprachgeschichte sei; mit anderen Worten: die *erste* Aufgabe der Synchronie wird durch die *letzte* Aufgabe der Diachronie vollendet.

Denn nicht die Vergleichung durch synchronische Analyse gewonnener Strukturen erlaubt den Zusammenhang der sog. natürlichen Sprachen zu erforschen, sondern – auch außerhalb der Indogermanistik und außerhalb genealogisch verwandter Sprachen – es bleibt die Vergleichung des *geschichtlichen* Strukturwechsels, des *geschichtlichen* Wandels der Realisierungen und der *geschichtlichen* Erörterung aller geographischen Probleme das letzte Ziel, wobei ich die Verwandtschaft der natürlichen Sprachen untereinander durch den Gedanken der *Übersetzbarkeit* bestimmt glaube¹⁸. Dabei heißt Übersetzbarkeit selbstverständlich nicht, daß jeder Satz oder jeder Inhalt eines Satzes nun tatsächlich in jede andere Sprache muß übersetzt werden können – das wäre eine unsinnige

¹⁸ E. Zwirner, Sprachen und Sprache. Ein Beitrag zur Theorie der Linguistik, in: To Honor Roman Jakobson. Essays on the occasion of his seventieth birthday, The Hague-Paris 1967.

Forderung –, wohl aber heißt es, nach der Übersetzbarkeit jedes Satzes und jedes Satzinhalts, jedes gemeinten Gedankens in jede andere Sprache zu *fragen*, während es unsinnig ist, etwa die Übersetzbarkeit eines ausgesprochenen Gedankens (und zwar unter Berücksichtigung des Bühlerschen Organonmodells) in die Sprache der Bienen untersuchen zu wollen. Im übrigen wird diese Frage nach der Übersetzbarkeit im einzelnen Fall auch wieder nur mit geschichtlichen Einschränkungen beantwortet werden können, eben weil die Sprachen sich wandeln und weil sie nach und nach alle – auch die sog. „primitiven“ – in den großen Rationalisierungsprozeß einbezogen werden, der nicht erst mit der modernen Kolonisationsbewegung begonnen hat, sondern in dem sie letztlich seit Beginn der Menschheitsgeschichte stehen, so daß ein Sachverhalt morgen in eine Sprache übersetzbar sein kann, der gestern noch nicht in sie übersetzt werden konnte. Wie weit man sogar heute schon *überall* gehen kann – auch da, wo „primitive Sprachen“ vorliegen –, zeigen die unwahrscheinlichen Erfolge der Wicliff Bibelübersetzer, mit denen Pike zusammenarbeitet^{18a}; zeigt aber auch schon die Missionstätigkeit der ersten Jahrhunderte, die uns schriftlose „barbarische Sprachen“ erhalten hat, um die sich kein gebildeter Grieche je gekümmert hätte.

Noch ein Wort zum Schluß: Wenn Jost Trier schreibt, daß Sprachinhaltsforschung Gliederungsforschung sei¹⁹, so hat diese These kürzlich zwar schon Hans Schwarz²⁰ präzisiert. Aber lassen Sie mich bitte dazu noch ein Wort sagen: wenn die Linguistik mit der ganzen Differenzierung, die ich eben angedeutet habe, auch *ein* Gesichtspunkt ist, unter dem sprachliche Quellen erforscht werden – und dazu gehören im weiteren Sinn neben den lesbaren auch die hörbaren (denn auch ein Gewährsmann, auch ein native speaker ist eine Quelle), so ist der linguistische Gesichtspunkt sicher nicht der *primäre* Gesichtspunkt, unter dem man an eine Quelle herantritt.

Das ist nur bei einem Gewährsmann der Fall, den man eigens zur Erforschung seiner Sprache irgend etwas sprechen läßt, was er gar nicht zu meinen braucht, oder etwa bei den Fragebogen des Sprachatlas, die nichts anderes aussagen, als das, wozu sie angelegt worden sind. Aber

^{18a} E. E. Wallis und M. A. Bennet, *Noch 2000 Sprachen*, Wuppertal 1964.

¹⁹ *Deutsche Bedeutungsforschung*, German. Philologie (= Germ. Bibliothek 1. Abt., 1. Reihe, Bd. 19), Heidelberg 1934, S. 175.

²⁰ Einführung in den Gedanken- und Fragenkreis der Sprachinhaltsforschung, in: *Bibliogr. Handbuch der Sprachinhaltsforschung*, Teil I, Köln/Opladen 1968.

bei jeder anderen Quelle ist das *erste* Interesse, das man an ihr nimmt, und weshalb man sie in der Regel auch nur aufbewahrt, der Inhalt bzw. der Sinn, die Aufgabe jener Quelle; und jener Inhalt ist und diese Aufgaben sind in der Regel keine wissenschaftlichen: nämlich überall da nicht, wo es sich bei jener Quelle nicht um eine Quelle ausschließlich der Wissenschaftsgeschichte handelt. Er ist, könnte man sagen, zunächst ein *praktischer* und wird unter diesem praktischen Gesichtspunkt verstanden und unter Umständen schon beantwortet: wenn ich in einem Brief gebeten werde, morgen nachmittag an die Bahn zu kommen, so ist die Entscheidung, zu der mich dieser Brief zwingt, ob ich diese Bitte erfüllen will oder nicht.

Will ich diesen Brief unter dem Gesichtspunkt der Forschung verstehen, so verlangt das (mit einer Distanzierung von mir) eine erste Verfremdung des Briefinhalts. Ich sage dann, dieser oder jener Briefschreiber hat dann und dann diesen oder jenen Empfänger (mit dem ich mich *nicht* mehr identifiziere) gebeten, zu einem bestimmten Zeitpunkt an die Bahn zu kommen. Dies ist im weiteren Sinn ein historischer Aspekt, und er verlangt, um hier eine Unterscheidung von Ungeheuer aufzunehmen, das Heraustreten aus der Kommunikation und die Einordnung jener Quelle in einen extrakommunikativen, nämlich geschichtswissenschaftlichen Zusammenhang. In diesem Sinn *muß* also der Historiker, um eine solche Quelle „historisch“ zu verstehen, sie – gemessen an der Absicht des Schreibers – *mißverstehen*.

Höchst aktuell sind solche Erwägungen bei Texten, die ihrer ganzen Absicht nach nicht in dieser Weise aus der Kommunikation entlassen sein *wollen*. Der „Römerbrief“ etwa erlaubt diese Verfremdung nicht, wie ein gestern an mich oder vor hundert Jahren an einen anderen gerichteter beliebiger Brief, sondern er erwartet von jedem Leser, daß er ihn kommunikativ versteht. Es war sicherlich nicht die Meinung des Apostels, daß er lediglich den kleinen Kreis der damaligen christlichen Gemeinde in Rom angehe. Und in diesem paulinischen Sinn ist er auch gelesen und aufbewahrt worden. Der Leser muß sich also entscheiden, ob er ihn kommunikativ oder extrakommunikativ lesen will oder lesen kann. Und der Historiker als solcher hat sich schon entschieden²¹.

Eine solche Quelle erlaubt aber stets, und zwar schon deshalb, weil sie einen Anfang und ein Ende hat, und also in diesem Sinn als abgeschlosse-

²¹ Vgl. dazu: A. von Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums, Bd. 1, 4. Aufl. Leipzig 1924, S. 1.

nes Ganzes betrachtet werden kann, sie noch unter einem anderen Gesichtspunkt als unter dem historischen zu betrachten, durch den sie letztlich (in für uns unverbindlicher Form) in den Zusammenhang der Weltgeschichte gestellt wird. Sie erlaubt, sie unter dem Gesichtspunkt der Abgeschlossenheit, unter dem Aspekt ihrer Ganzheit, d. h. ihrer literarischen Struktur, ihrer Gliederung, wenn man will: ihrer künstlerischen Geschlossenheit zu untersuchen. Dieser Aspekt ist dann kommunikativ, wenn die betreffende Quelle sich selbst lediglich oder in erster Linie als literarisches Erzeugnis verstand, etwa Verse der Sappho oder des Alkaios. Dieser Aspekt ist dann extrakommunikativ, wenn, wie im Fall des Römerbriefs oder einer Rede Ciceros (in der dieser etwa für Vollmachten des Pompejus kämpfte), die betreffende Quelle *praktische* Ziele verfolgt. Und dieses Letztere gilt immer für den Gesichtspunkt der dritten philologischen Disziplin: der Linguistik. Der Linguist muß zwar bei den meisten seiner Quellen berücksichtigen, daß sie in einem praktisch – oder ästhetisch – kommunikativen Zusammenhang standen: aber indem er sie als Linguist betrachtet, verhält er sich als Forscher solchen Quellen gegenüber extrakommunikativ.

Es gibt nun eine Menge von Quellen, die unter allen Gesichtspunkten betrachtet werden können und betrachtet worden sind: unter *praktisch-kommunikativem* Gesichtspunkt und unter den wissenschaftlichen Gesichtspunkten der drei philologischen Disziplinen: der Geschichtsforschung, der Literaturwissenschaft und der Linguistik, die alle drei ihrerseits wieder (in jeweils anderem Sinn) jenes oben erörterte enge Verhältnis struktureller, realisatorischer, geographischer, geschichtlich-genealogischer Forschung in sich vereinigen.

Ich nenne von solchen Quellen nur etwa das Deboralied²², die Ilias oder die Odyssee, den Römerbrief oder etwa das Nibelungenlied oder den Sachsenspiegel. Prinzipiell aber gilt das für *jede* Quelle. Das heißt auch wieder: jene Disziplinen unterscheiden sich nicht auf Grund ihrer Gegenstände, sondern auf Grund ihrer Forschungsziele, ihrer Modelle, ihrer Voraussetzungen, kantisch gesprochen: ihrer Methoden.

In jeder dieser Wissenschaften spielt das Moment der Gliederung eine ausgezeichnete Rolle. Keine könnte ohne den Gedanken der Gliederung auskommen; jede dieser Wissenschaften kann daher in anderem Sinn als Gliederungswissenschaft bezeichnet werden, was aber aus eben diesem

²² O. Eißfeldt, Einleitung in das N. T., 3. Aufl. 1964

Grund keine glückliche Bezeichnung wäre, und zwar besonders deshalb nicht, weil die Sprachwissenschaft, so wie jede andere Wissenschaft, ihrerseits unter dem Gedanken des Systems der Wissenschaften steht, mithin eine Gliederung voraussetzt, innerhalb der allein sie selbst als Wissenschaft bestimmbar ist. Sofern sie nämlich, wie es jede moderne Wissenschaft tut, auf Grund ihres spezifischen Gründungsverfahrens Anspruch auf universelle Geltung ihrer Forschungsergebnisse erhebt, tut sie das in einer von Wissenschaft zu Wissenschaft anderen Form, da sich universelle, d. h. objektive Geltung *nur* in einem *System* von Wissenschaften entfaltet. Auch für die Sprachwissenschaft gilt das. Und obwohl es wichtig ist zu sagen, daß schlechthin alles *auch* unter sprachwissenschaftlichem Gesichtspunkt muß untersucht werden können – auch die Gleichung ist ein Satz, auch das Zahlwort ist ein Wort –, ist doch nicht alles Sprachwissenschaft, sondern die Sprachwissenschaft ist *ein* Aspekt im Rahmen einer Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Aspekte. Das aber heißt nicht, daß sie die Sprache fälschlich in ein Naturobjekt verwandelt, wenn sie *sich selbst* objektiviert; sie wäre nicht Wissenschaft, wenn sie es nicht täte. Als solche *muß* sie ihr Objekt gerade in ihrer spezifischen Sprachlichkeit erfassen, also *auch* unter dem Gesichtspunkt, daß Sprache nicht *ergon* ist, sondern *enérgeia* in dem Sinn, daß der Sprecher in dem Gedanken, den er sprachlich formuliert, sich die Welt (zwar nicht so sehr in Worten, als in *Sätzen*) faßbar macht und in diesem Sinn unterwirft²³. Dies wissenschaftlich angemessen zu erfassen: eben darum bemühen wir uns, wenn wir auf unseren Tonbändern freie Rede und freie Gespräche aufnehmen, in denen sich Gedanken entfalten, indem sie sprachliche Form gewinnen.

²³ Vgl. dazu: „Erst in der *Worthaftigkeit* des Sinns bestimmt sich, wenn man diese Wendung gestatten will, die Sinnhaftigkeit des Bedeutungserlebnisses“. R. Hönigswald, Prinzipienfragen der Denkpsychologie. Vortrag am 30. IV. 1913. Kantstudien 1. c.

Synchronie und Diachronie in der Sprachstruktur Faktum oder Idealisierung?

Von Klaus Baumgärtner

Die Frage, ob wir einem immanenten Faktum der Sprache folgen oder äußere wissenschaftliche Idealisierungen vornehmen, wenn wir die Struktur der Sprache einmal nach ihren synchronischen und einmal nach ihren diachronischen Zusammenhängen studieren, scheint längst entschieden zu sein. Sie klingt nach einer rhetorischen Frage. Wenn wir einen Blick auf die herrschende Praxis werfen, und das heißt: die für uns heute richtungweisende sprachwissenschaftliche Literatur überblicken, ist die Orientierung oder Polarisierung des Sprachstudiums nach Synchronie und Diachronie seit Jahrzehnten offenkundig durchgeführt. Die Fragen, die dieser Polarisierung zugrundeliegen, scheinen genügend angegangen und ausgiebig geklärt, das Problem einer erneuten Diskussion kaum wert zu sein. So hält Eugenio Coseriu die Antinomie, von der wir hier sprechen, rundheraus für ein Scheinproblem, zumindest aber für ein falsch gestelltes Problem¹.

Tatsächlich nimmt der heutige Sprachwissenschaftler, sobald er daran geht, seinen Gegenstand sowohl synchronisch als auch diachronisch zu betrachten, stets einen deutlichen, meist sogar besonders signalisierten Wechsel der Ebenen vor. Das läßt sich — um bei der Linguistik zu bleiben — von Porzigs Essay über „Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen“²

¹ E. Coseriu, *Sincronía, diacronía y tipología*, in: *Actas del XI Congreso Internacional de Lingüística y Filología Románicas*, Madrid 1965, Madrid 1968, S. 269–83, insbes. S. 273.

² W. Porzig, *Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen*, in: *PBB* 58, 1934, S. 70–97, insbes. S. 90.

bis zu der eben erschienenen Untersuchung über „Wertigkeiten und nullwertige Verben im Deutschen“ von Heringer³ immer stärker beobachten. Wird dieser methodisch tragende Unterschied nicht reflektiert, wie beispielsweise in Scheidweilers rein philologischer Kritik der Wortfeldtheorie von Trier⁴, dann erweist sich rasch, daß die Sache, nämlich der eigentlich zur Debatte stehende sprachliche Zusammenhang, nicht getroffen worden ist, so sehr die Argumente im einzelnen, im punktuell Philologischen, auch immer gerechtfertigt sein mögen.

Diese Vorbemerkungen besitzen eine gewisse Einseitigkeit: Sie beziehen sich offensichtlich darauf, daß es der neueren Sprachwissenschaft gelungen ist, den Gesichtspunkt der *Synchronie* in der Sprache voll durchzusetzen. Man braucht dazu nicht die sprachwissenschaftliche Theorie des Prager Zirkels, die amerikanische empiristische Linguistik seit Bloomfield oder den idealistischen und zugleich algebraischen Ansatz der Kopenhagener Glossematik heranzuziehen. Wenn ich soeben, ziemlich willkürlich, die sprachwissenschaftliche Methodik von Porzig bis Heringer angeführt habe, beziehe ich mich natürlich auf die Grundlegung des Gegensatzes von Synchronie und Diachronie durch Ferdinand de Saussure. Diese theoretische Grundlegung hat nicht allein die inhaltbezogene Richtung innerhalb der deutschen Grammatik heraufgeführt, sie hat zugleich, mit Vermittlungen, den ehemals russischen Formalismus, später: Prager Strukturalismus beeinflußt. Sie ist – trotz oder wegen der Parallelitäten zur Sozio- und Ethnolinguistik von Boas und Sapir – auch auf den amerikanischen Strukturalismus nicht ohne Einfluß geblieben, wie Bloomfields Saussure-Rezension von 1924⁵ beweist. Sie liegt schließlich explizit der Glossematik von Hjelmslev, Uldall, Bech und allen anderen Theoretikern der Kopenhagener Schule als *das* methodische Prinzip zugrunde. Um zu zeigen, daß es sich bei dieser Wiedererweckung des synchronischen Gesichtspunkts tatsächlich um die erneute Durchsetzung eines alten, ehrwürdigen Prinzips der Sprachwissenschaft handelt, ist es auch keineswegs nötig, sich auf Chomskys etwas kompilatorisches und philosophisch naives Buch „Cartesian Linguistics“⁶ zu berufen, in dem vor al-

³ H.-J. Heringer, Wertigkeiten und nullwertige Verben im Deutschen, in ZfdSpr 23, 1967, S. 13–34, insbes. S. 31.

⁴ F. Scheidweiler, Die Wortfeldtheorie, in: ZfdA 79, 1942, S. 249–72.

⁵ L. Bloomfield, in: Modern Language Journal 8, 1924, S. 317–19.

⁶ N. Chomsky, Cartesian Linguistics, A Chapter in the History of Rationalistic Thought, New York/London 1966.

lem Arnaud und Lancelot mit ihrer „Grammaire générale et raisonnée“ und Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie als Kronzeugen einer neuen total synchronischen und durchweg mentalistischen Sprachtheorie angerufen werden. Saussure selbst bezieht sich ausdrücklich auf die „Grammaire de Port-Royal“⁷ als den noch etwas primitiven Vorläufer einer synchronisch orientierten Linguistik und polemisiert damit gegen die Junggrammatik als eine notwendige, aber auch notwendig zu überwindende Zwischenperiode der Sprachwissenschaft. Es ist zweifellos das Verdienst von Saussure, Hermann Paul darin erschüttert zu haben, „daß es noch eine [d. h.: keine] andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche“⁸. Dabei ist unwesentlich, inwieweit wir heute bei Hermann Paul, bei Braune, Brugmann und allen anderen Junggrammatikern Gedanken und Ergebnisse finden, die eindeutig einem synchronischen Sprachstudium zuzuschreiben wären. Erst recht ist nebensächlich, inwieweit sich Saussures Theorie einer prinzipiellen Anzweiflung seiner Leipziger Lehrer im Sinne Descartes', der von der Gabelentz'schen Systematisierung der Sprachwissenschaft oder etwa sogar einer bestimmten Beeinflussung durch Heymann Steinthal in Berlin verdankt, womit bei ihm die Kontinuität der Humboldt'schen Tradition gesichert wäre.

Alle diese Überlegungen besagen nämlich nichts über unser eigentliches Thema. Es geht uns zweifellos nicht um die Renaissance der Synchronie, sondern um ihren methodologischen Status in der Theorie der Sprache. Die eigentliche Frage ist, ob Synchronie und Diachronie nur wechselweise Aspekte der Sprache sind oder ob sie der Sprache, besonders im Hinblick auf die Kommunikation als das jeweilige hic-et-nunc der sprachlichen Verständigung, dem Wesen nach innewohnen.

Diese Fragestellung ist keinesfalls erst mit der theoretischen Grundlegung des Strukturalismus durch Saussure gegeben. Sie spielt ihre Rolle, seitdem es den Versuch gibt, eine eigenständige Philosophie oder Methodologie der Sprache zu entwerfen. Eine Antwort darauf ist sicherlich nicht von der logischen Grammatik, etwa von der „Grammaire de Port-Royal“, zu erwarten. Sie kann überhaupt erst in den Blick kommen, seitdem Sprache nicht bloß als eine sonst unbefragte Struktur unter vielen anderen, sondern als *das* gesellschaftliche Verständigungs- und Erkennt-

⁷ F. de Saussure, *Cours de Linguistique Générale*, Paris 1957, S. 118.

⁸ H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, 6. Aufl. Tübingen 1960, S. 20.

nisinstrument reflektiert wird, das letzten Endes, wie die Diskussionen unseres Jahrhunderts zeigen, sogar der Mathematik und der theoretischen Physik zum Problem wird.

Um historisch korrekt zu verfahren, müssen wir an dieser Stelle auf Wilhelm von Humboldts berühmte Definition der Sprachform zurückgreifen. Bereits diese – zwar immer noch spekulative, aber erstmals der Sprache gerecht werdende – Definition zeichnet sich durch eine merkwürdige Ambivalenz aus: „Diese Arbeit nun [d. h.: „die Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen“] wirkt auf eine constante und gleichförmige Weise. (. . .) Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig, als möglich, in seinem Zusammenhange aufgefaßt und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus.“⁹

Die Ambivalenz, von der ich rede, besteht deutlich darin, daß es eine Form der Sprache gebe, insofern es eine konstante und gleichförmige Weise gibt, in der der Geist den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig macht, – daß es zugleich eine Form der Sprache nur gebe, insofern dieses Beständige und Gleichförmige so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefaßt und systematisch dargestellt wird. Es ist bemerkenswert, wie Humboldt immer wieder, oft mühsam, zwischen zwei sprachphilosophischen Polen hin- und hergezogen, daher seine Argumentationen überkreuzend und sicher auch beeinträchtigend, klar zu machen versucht, daß es sich bei dieser Definition nur dem Schein nach um „ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstrac-tum“, um ein „Daseynloses Gedankenwesen“, um „einen todten allgemeinen Begriff“¹⁰ handelt. Er verteidigt sich mit der Entschuldigung, daß es uns nie gegeben sei, den individuellen sprachlichen „Drang in der ungetrennten Gesamtheit seines Strebens“ zu sehen, vielmehr nur „in seinen jedesmal einzelnen Wirkungen“. Jedoch: „In sich ist jener Drang Eins und lebendig“¹¹. Zu dieser unablässigen Bemühung Humboldts,

⁹ W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, Berlin 1836, Reproduktion Bonn 1960, S. LVIII/LIX.

¹⁰ Humboldt, a.a. O., S. LIX.

¹¹ Humboldt, a. a. O., S. LIX.

das sprachliche Faktum und die wissenschaftliche Idealisierung eines Sprachzustands (als die Abstraktion von der Totalität des jedesmaligen Sprechens) stets in einem Punkt zusammenzuhalten, gehört offensichtlich jener Satz, den man am besten als Humboldts kategorischen Imperativ der Kommunikation bezeichnet, nämlich: „Es darf also niemand auf andere Weise zum Andren reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde.“¹²

Meiner Auffassung nach ist es durchaus nicht antiquiert und lediglich dem deutschen Idealismus zuzuschreiben, daß Humboldt den Prozeß der Kommunikation in die Form eines Postulats und nicht von vornherein in die Form einer Deskription bringt. Wenn in der heutigen linguistischen Diskussion – vielleicht etwas schlagwortartig – die theoretisch unendliche sprachliche Kreativität des normalen Sprechers in den Vordergrund gestellt wird, um vor allem die Isomorphie der menschlichen Sprachfähigkeit und eines spracherzeugenden Automaten zu rechtfertigen, dient Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie durchaus nicht bloß als ein gerade brauchbarer Bezugspunkt. Mir scheint vielmehr, daß hier zum ersten und für längere Zeit zugleich zum letzten Mal die Problematik des Faktums Sprachstruktur und der Idealisierung der Sprachstruktur als empirisches Aporem zusammenhängend gesehen worden ist¹³. Das bedeutet umgekehrt, daß sich die Sprachwissenschaft nach Humboldt, je mehr sie sich als Wissenschaft verstand und präziserte, historisch notwendig auf eine engere Methodologie festzulegen hatte, – in einer unumgänglichen Überwindung der ursprünglichen zusammenfassenden Dialektik, – ob nun im Sinne Steinthals (also im Anschluß an Herberts mechanistische Psychologie), im Sinne Hermann Pauls (das heißt: durch eine Anwendung des Begriffs der exakten Naturgeschichte) oder im Sinne Saussures (nämlich als der ausgezeichnete Sonderfall einer allgemeinen sozialen Semeologie, der gesellschaftlichen Zeichenverwendung überhaupt).

Mit diesem methodologischen Fortschritt der Sprachwissenschaft ist unsere Fragestellung überhaupt erst aktuell geworden. Saussure räumt zwar

¹² Humboldt, a. a. O., S. LVIII.

¹³ In dieser Auffassung trifft sich heute die Philosophie verschiedenster Provenienz; vgl. u. a. K. O. Apel, *Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico* (= *Archiv f. Begriffsgeschichte* 8), Bonn 1963, S. 371 ff. u. ö.; A. Schaff, *Sprache und Erkenntnis*, Wien/Frankfurt/Zürich 1964, S. 66 ff.

ein, daß die Synchronie einer Sprache letzten Endes immer nur als Idiosynchronie, als der sprachliche Mechanismus des Einzelnen, betrachtbar ist, erhebt aber Humboldts (von mir so genannten) kategorischen Imperativ der Kommunikation zum vorrangigen Sachverhalt. Hauptgegenstand der Sprachwissenschaft wird „la langue“. Bei Humboldt ergab sich für die Sprache noch die Forderung: „Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn.“¹⁴ Bei Saussure gerät dieser genetische Prozeß, „la parole“, auf den zweiten Rang, – und damit wird nicht nur die Genesis des einzelnen Sprechakts, sondern zugleich und viel umfassender die Genesis irgendeiner Einzelsprache in ihrer Gesamtheit und somit die Sprachveränderung überhaupt als Zufälligkeit bewertet.

Saussure hat sein Konzept der Sprachwissenschaft in eine einfache schematische Form gebracht. Es wäre überflüssig, dieses bekannte, überaus simple Schema aufzugreifen, wenn es für uns nicht immer bestimmender geworden wäre und das momentane Thema nicht auf den kürzesten Nenner brächte. Danach umfasse das Sprachstudium zwar die menschliche Rede im ganzen, in seinem Kern aber nur die Sprache („la langue“), nicht eigentlich das Sprechen („la parole“). Die Sprache besitze durchaus die beiden Aspekte der Synchronie und der Diachronie. Dabei sei jedoch die Diachronie durchweg vom Sprechen bestimmt. Da das Sprechen nicht zur Sprache, zum jeweils geltenden und im Grundsatz immer gleichwertigen sprachlichen System gehöre, liege der diachronische Aspekt genau genommen außerhalb der eigentlichen Linguistik: Diachronische Vorgänge sind danach system-extern, sind im isolierten Sprechakt begründet und haben darum keinerlei Allgemeinheit, was wiederum darauf hinweist, daß sie sich nicht systematisch behandeln lassen.

Hier erheben sich die folgenden Fragen:

1. Welche Konsequenzen hat es, im Sinne von Saussure Synchronie als einen vermutlich zeitlosen Sprachzustand zu betrachten?
2. In welchem Verhältnis stehen Synchronie und Diachronie zueinander, wenn eine Sprache als stetige Aufeinanderfolge beliebig vieler und beliebig kleiner Sprachzustände angesehen wird?
3. Beide Fragen zusammen laufen hinaus auf die Frage, ob es die Panchronie *einer* Sprache gibt, – eine Frage, die Saussure verneint.

¹⁴ Humboldt, a. a. O., S. LVII.

Wenden wir uns der ersten Frage zu. Der auf Saussure spezialisierte Robert Godel hält es für ausgemacht, daß Saussures These über Synchronie versus Diachronie nicht im geringsten die sprachlichen Fakten betrifft, sondern von vornherein auf ein methodisches Prinzip in der Wissenschaft von der Sprache hinausläuft¹⁵. Nach Godel wird daher die faktische Beziehung zur Diachronie, nämlich zur Totalität des Sprechens mit allen ihren Auswirkungen auf das jeweils synchronische System, gar nicht ernsthaft berührt. Es bleibe zum Beispiel offen, ob das Sprechen immer nur eine reguläre Anwendung („performance“) der geltenden langue oder immer auch ein sprachlich kreativer Akt sei.

Rulon Wells stellt die Behauptung auf, daß Saussures Idee vom jeweils umfassend gültigen synchronischen System durch eine prinzipielle Zweideutigkeit beeinträchtigt wird¹⁶. In der Art, wie Saussure seine These vorbringt und begründet, habe sie unweigerlich die beiden Bedeutungen: a) zeitlich fixierter Zustand, und b) stabiler Zustand, also Gleichgewicht, — wer weiß, über welche zeitlichen Ausdehnungen hinweg. Damit sei das Argument, daß sprachliche Veränderungen (also: das Prinzip der Diachronie) ihre Ursachen immer außerhalb der eigentlichen Sprache besäßen, voll abhängig vom Wechsel von der einen dieser beiden Bedeutungen zur anderen.

Unter Bezug vor allem auf diese Interpretation von Wells hat Hans-Heinrich Lieb unsere erste Teilfrage einer eingehenden logischen Analyse unterzogen¹⁷. Nachdem er Saussures zugrundeliegende These selbst thesenweise zerlegt und abändert, gelangt er nacheinander zu den Feststellungen: a) „Jedes Stadium einer Sprache ist ein Saussuresches System“, b) „Was mit einer Sprache während eines Zeitabschnitts, in dem sie keiner bedeutenden Veränderung unterliegt, identisch ist, das ist ein Saussuresches System“, und schließlich — nach Verallgemeinerung des individuellen Attributs ‚Saussuresch‘ — c) „Wenn etwas mit einer Sprache, während eines Zeitabschnitts, in dem sie keiner bedeutenden Veränderung unterliegt, identisch ist, so gibt es ein System einer gewissen Art, das zu ihm in einer gewissen Beziehung steht“.

¹⁵ R. Godel, F. de Saussures Theory of Language, in: Current Trends in Linguistics, hrsg. v. Th. A. Sebeok, Vol. III: Theoretical Foundations, Den Haag 1966, S. 479–93.

¹⁶ R. Wells, De Saussure's System of Linguistics, in: Word 3, 1947, S. 1–31.

¹⁷ H. H. Lieb, Das Sprachstadium: Entwicklungsabschnitt und System? in: Lingua 16, 1966, S. 352–63.

Die Gründe für die Kasuistik, mit der Lieb das Problem behandelt, und für sein unerhört relativistisches Ergebnis liegen auf der Hand. Er selbst geht davon aus, daß es bisher noch niemandem gelungen ist, irgendeine synchronische Untersuchung als synchronisch angemessen und erschöpfend zu rechtfertigen, — weder durch Berufung auf den sprachlichen Standard (der meistens die Sprache der Gebildeten, wenn nicht die Sprache des betreffenden Linguisten allein ist) noch auf den sprachlichen Durchschnitt (der kaum je ein brauchbares sprachliches System ergäbe, von allen praktischen Schwierigkeiten abgesehen). Liebs relativistische Schlußthese ist daher zweifellos konsequent, aber gleichfalls ohne den geringsten praktischen Wert.

Das heißt: Sie ist insofern von größtem Nutzen, als sie uns mit logischer Zwangsläufigkeit klarmacht, daß es einen beobachtbaren und repräsentierbaren Sprachzustand faktisch nicht gibt. Wir müssen uns entweder in die auch stets momentane Unendlichkeit aller kreativen regulären oder nicht-regulären Sprechakte verlieren — oder aber, in aller reflektierten Einschränkung, auf einen sprachlichen Standard berufen und jeweils von neuem eine Trennungslinie zwischen den Regelmäßigkeiten der Sprache und der Vielfalt des Sprechens behaupten, wobei uns die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie nichts nützt, weil wir es in diesem Augenblick unseres Vorgehens mit der Distinktion zwischen Sprache und Sprechen, von der Saussure hierbei einen theoretischen Gebrauch macht, überhaupt noch nicht zu tun haben. Das mag dem Ergebnis nach eine Binsenwahrheit sein, kann uns aber nochmals bewußt machen, daß wir wenigstens in der Terminologie einem theoretischen Konzept der Sprachwissenschaft folgen, das praktisch nicht realisierbar ist. Diese Klarstellung beinhaltet bereits eine Antwort auf unsere zweite Teilfrage. Wenn ein synchronischer Zustand einer Sprache den beobachtbaren Fakten nach als ein kontinuierlicher Zusammenhang zwischen Sprache und Sprechen angesehen werden muß, ist es zweifellos nicht sinnvoll, diesen synchronischen Zustand als einen Gleichgewichtszustand aufzufassen, der durchaus einen gewissen Zeitraum in Anspruch nehmen könnte. Eine Sprache ist dann vielmehr tatsächlich eine stetige Aufeinanderfolge unendlich vieler und unendlich kleiner synchronischer Zustände. Damit allerdings fallen Synchronie und Diachronie zusammen, jedenfalls dann, wenn man den theoretischen Ansatz beibehält, daß die unsystematische Diachronie ausschließlich von gewissen Ereignissen in der Totalität aller Sprechakte bestimmt wird.

Es soll nicht behauptet werden, daß Saussure diese Konsequenzen nicht erkannt hätte. Er selbst räumt ein, daß die Untersuchung eines Sprachzustands immer impliziert, daß von geringfügigen Veränderungen abgesehen werden muß. Es ist klar, daß kein Linguist imstande ist, den Grad der Geringfügigkeit irgendwelcher sprachlicher Veränderungen momentan abzuschätzen. Für den jeweiligen zeitgenössischen Sprachzustand ist dafür, entgegen einer weit verbreiteten Meinung, auch die Sprachstatistik kein Gradmesser, weil in ihr der Unterschied zwischen absolut systematischen, aber dem Gebrauch nach seltenen Regelmäßigkeiten und sprachlichen Abweichungen (als Neuerungen und Veraltungen) nicht zutage treten kann. Im Rückblick vermag die Sprachwissenschaft allerdings zu beurteilen, was als zunächst geringfügige, dann systematische Veränderung zu bewerten ist. Damit treibt sie jedoch im Sinne Saussures und auch im weniger theoretischen, heute allgemein üblichen Verständnis des Wortes: *diachronische Synchronie*. Man stellt für eine zunächst unauffällige Erscheinung, die auch vernachlässigt werden könnte, nur im Rückblick fest, daß sie — nicht etwa sprunghaft, wie es Saussure nahelegt, sondern nach einer bestimmten zeitlichen und räumlichen Ausbreitung und Konsolidierung — als ein Teil des Sprachsystems beschrieben werden muß. In der Zwischenzeit behilft man sich mit der Beschreibung der sogenannten Alternanten oder fakultativen Varianten. Das heißt aber: Man greift zu Maßnahmen der Beschreibung und zu terminologischen Mitteln, die in der strengen Entgegensetzung von Synchronie und Diachronie keinen Platz haben dürften, weil sie der Theorie von einem stabilen, in voller Wechselwirkung befindlichen System von Werten nicht gerecht werden können.

Dieser Verfahrensskizze fehlt nur noch folgende abrundende Präzisierung: Selbstverständlich erweisen sich keineswegs alle, sondern nur die wenigsten der zunächst verzeichneten Alternanten oder Varianten in einem späteren Stadium als systemverändernde Ereignisse des früheren. Jeder Zustand des Sprachsystems gewährt in sich hohe Redundanz und massenhaft stilistische Alternanten, die mehr oder minder konstant außersprachlich determiniert sein können. Das heißt: Die Menge der diachronisch relevanten Varianten ist nur eine Teilmenge der Varianten im ganzen. Aber gerade dies verhindert ja, ihre diachronische Funktion momentan abzuschätzen.

Die Konsequenz, die von Saussure oder irgendeinem methodischen Standpunkt, der Saussure hier folgt, zu fordern wäre, besteht daher

in der Anerkennung der faktischen Panchronie der Sprache. In dieser Hinsicht ist das Bild, das Saussure zur Veranschaulichung des Gegensatzes von Synchronie und Diachronie gewählt hat – nämlich das Bild eines horizontal und vertikal geschnittenen Stammes –, den sprachlichen Fakten angemessener als das theoretische Konzept, dem es dienen soll. Bereits Wells hat darauf hingewiesen, daß dies Bild in beiden Dimensionen *die Wechselwirkung, Solidarität oder Interdependenz* zwischen den sprachlichen Einheiten veranschaulicht, die Saussure allein auf der horizontalen Ebene der Synchronie gelten lassen will.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Faktum Sprache nur in der systematischen Gleichwertigkeit der beiden Dimensionen besteht. Und dafür ist bereits das Bild des zweidimensional geschnittenen Baumstamms stark idealisiert. Es ist praktisch unmöglich, alle einzelnen Fasern oder Faserbündelungen im Längsschnitt als identische Erscheinungen zu verfolgen. Ebenso unmöglich ist es, im Querschnitt alle Verhältnisse aller Faserungen aufzufangen, – wobei schon dieses Querschnittsbild, das zum Beispiel in der Wortfeldtheorie als lückenloses Mosaik von Inhalten interpretiert worden ist, der Komplexität der sprachlichen Relationen nicht im mindesten entspricht.

Das Faktum Sprache wird somit am ehesten noch von Humboldts vielfach spekulativem Sprachbegriff erfaßt, so stark sich auch bei ihm bereits der Widerspruch zwischen der Totalität des Sprechens und der zusammenfassenden Systematik des jeweils Konstanten und Gleichförmigen anmeldet. Wollte man diesen Widerspruch zugunsten des Faktums Sprache auflösen, müßte man Saussures Eingeständnis, daß Synchronie im Grundsatz immer nur augenblickliche Idiosynchronie ist, mit allen Folgerungen in die Tat umsetzen. Dann bedeutete Sprachzustand die Gesamtheit aller Kommunikationsakte aller Individuen einer bestimmten Sprachgemeinschaft in einem bestimmten Augenblick, zusammen mit allen davon nun nicht ablösbaren psychologischen und sonstigen situationellen Gegebenheiten bis hinein in außerlinguistische Bedingungen, die in ihren allgemeinen Zügen – also schon wieder idealisiert – von der Anthropolinguistik und Ethnolinguistik untersucht werden.

Was wir dagegen faktisch tun, wenn wir Sprachwissenschaft treiben, ist nicht bloß eine ständige Abstraktion von diesen synchronisch und diachronisch völlig gleichwertigen Kommunikationsakten, also eine Idealisierung, die solche Dimensionen wie Synchronie und Diachronie über-

haupt erst hervorbringt, sondern zugleich und darüber hinaus auch eine ständige Vermittlung zwischen den beiden idealen Ebenen der Synchronie und der Diachronie.

Bereits bei der rein synchronisch angelegten Untersuchung kalkulieren wir Alternanten und fakultative Varianten ein. Wir interpretieren außerdem Relationen, die in einer strengen Anwendung der Prinzipien von Saussure ohne Zweifel in die diachronische Dimension zu verlegen wären, zu synchronischen um: Wir interpretieren nämlich auch erkenntliche Neuerungen und Veraltungen zu stilistischen Werten um, die dann zwar als Randerscheinungen unseres Systems aufgefaßt werden mögen, dennoch aber für unser jetzt gültiges System beansprucht werden. Schließlich führen wir die gesamte potentielle Metaphorik unserer Sprache als eine synchronische Potentialität, auch wenn es sich um Verhältnisse handelt, deren Potentialität über ganze Sprachepochen hin wirksam ist. Dabei fasse ich Metaphorik für diesen Zusammenhang begrifflich so weit wie möglich. Darunter soll auch verstanden werden, daß z. B. der breite Bereich der Synästhesie, d. h. die durch sonst höchst unterschiedliche Sprachzustände hindurch ziemlich gleichartige Plastizität der Wahrnehmungsbedeutungen, nicht zugleich in ihrer synchronischen und diachronischen Stabilität darstellbar ist: Im Rahmen einer synchronischen Untersuchung erscheint sie lediglich als Teilbereich der momentanen Semantik mit besonders hohen Möglichkeiten semantischer Modifikation. Ähnlich steht es, um bei der Semantik zu bleiben, mit dem benachbarten Bereich des sogenannten psycho-physischen Parallelismus, also bei der von Kronasser so genannten transgressiven Anwendung von Wahrnehmungsqualitäten auf die Beurteilung menschlichen Befindens und Verhaltens. Als ein besonders zentrales sprachliches Faktum dieser Art erweisen sich die Beziehungen zwischen den konkreten (durchaus auch ursprünglichen) und den abstrakten Raumlexemen, ob nun im verbalen, substantivischen, adjektivischen oder präpositionalen Vorkommen. Hier müßte Saussures Behauptung, daß der Sprecher im hic-et-nunc nur über das synchronische Wertesystem verfügt, wahrscheinlich stark differenziert werden, — und zwar nicht bloß in dem (wiederum leicht kritisierbaren) Sinn, daß das momentan gültige Wertesystem aus diachronisch verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt sei, sondern durchaus so, daß die Sprachreflexion des Sprechers in einer bestimmten, natürlich nicht gerade etymologischen Tiefe über die hier herrschenden diachronischen Verhältnisse durchaus verfügt. Freilich: die Erkennt-

nis solcher relativen Motiviertheit des Zeichens verdanken wir nicht zuletzt Saussure. Nur eben: in allen diesen Fällen projizieren wir bewußt oder unbewußt Diachronie in Synchronie.

Andererseits treiben wir Diachronie, indem wir die unendlich kleine Aufeinanderfolge von Sprachzuständen, die wir methodisch voraussetzen, nur so gut wie möglich zu approximieren versuchen. Als dafür schon klassischen Fall nenne ich William Moultons Geschichte des deutschen Vokalismus¹⁸, die ohne ein Jahrhundert intensiver diachronischer germanistischer Forschung nicht denkbar wäre. Doch auch dieser klare Versuch, Diachronie tatsächlich als einen durchgängig systematischen Prozeß zu organisieren, kommt dem zugrundeliegenden Faktum Sprache nicht näher als das antinomische Verfahren der Synchronie. Die Wörter Änderung, Wandel und Wandlung, Verschiebung, Spaltung und Zusammenfall, die Moulton allenthalben (und unterm diachronischen Gesichtspunkt selbstverständlich auch zu Recht) verwendet, suggerieren im Grunde nur die Dynamik der Geschichte. Sie kommen in den insgesamt fünfzehn formalen Darstellungen für die Stadien des deutschen Vokalismus nur zum Teil (in Form von Pfeilzeichen) zum Ausdruck, vollständig jedenfalls nur bei der Erklärung der Umlautprozesse. Derart bleiben bereits zahlreiche diachronische Einzelzusammenhänge formal unrelativiert. Ihre komplizierte, gegeneinander verschobene und zeitlich verschieden gestreckte Relativierung übernimmt notwendigerweise der begleitende, diskutierende, argumentierende Text: „Wir müssen uns diese Wandlungen eher fließend als ruckartig vorstellen“¹⁹, oder „Die Umlautfaktoren bestanden zu dieser Zeit natürlich noch weiter, aber ihre umlautende Wirkung auf die mittleren und hohen Vokale hatte sich sozusagen erschöpft“²⁰. Die Organisation des tatsächlichen diachronischen Prozesses bleibt damit zwangsläufig der Vorstellung von Autor und Leser überlassen. Selbst eine volle Relation aller detaillierten phonologischen Zustände des deutschen Vokalismus – etwa durch ganze Netze vertikaler Entwicklungskanten – wäre unsinnig, wenn sie nicht genau in der Weise von Moulton die horizontalen Zusammenhänge, also momentane Zustände, repräsentieren würde. Das Ergebnis ist: *synchro-*

¹⁸ W. G. Moulton, Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems, in: PBB (Tübingen) 83, 1961, S. 1–35.

¹⁹ Moulton, a. a. O., S. 20.

²⁰ Moulton, a. a. O., S. 21.

nische Diachronie, aber keineswegs die Diachronie selbst. Im Gegenteil: Schon Moultons Versuch einer im Grundsatz bruchlosen Vermittlung synchronischer Zustände nimmt eine so hohe Ebene der Abstraktion ein, daß manche bereits bezweifeln, daß er in die individuellen, jeweils minutiös verfolgbaren philologischen Fakten wieder rücküberführt werden kann.

Mit all dem ist nur scheinbar Kritik verbunden. Denn beide Einwendungen, die zur diachronischen Synchronie wie die zur synchronischen Diachronie, sind auch meiner Meinung nach nicht aufrechtzuerhalten. Insofern mag hier – im Einklang mit Coserius Urteil – ein Scheinproblem zur Debatte gestanden haben. Man kann sich heute auf den Standpunkt stellen, daß in unserer Methodenreflexion und dementsprechend in unserer Praxis von vornherein unabweisbar geklärt ist, daß die Antinomie von Synchronie und Diachronie nicht unser Objekt, sondern nur dessen Erforschung angeht, daß es sich dabei nur um eine methodologische Distinktion der jeweiligen Funktion und Konstitution einer Sprache handelt²¹, – wenn es nicht Wilhelm von Humboldts dialektische Erkenntnis der sprachlichen Totalität von Synchronie und Diachronie, von *langue* und *parole* gegeben hätte. Folglich räumen wir heute nur ein: Gegenüber dem sozialen und darum auch historischen Gegenstand Sprache läßt sich kaum je die Haltung des Physikers erreichen, der gesamte Faktenzusammenhang sei auch tatsächlich als eine lückenlose Aufeinanderfolge von Systemzuständen zu beschreiben. Dem liegt aber zugrunde, daß er in dieser Form gedacht werden kann. Von da ist letzten Endes auch Ferdinand de Saussure ausgegangen, um daraufhin der Sprachwissenschaft eine methodische Richtschnur an die Hand zu geben, nach der sich praktikabel arbeiten läßt. Wir haben uns diese Richtschnur zu eigen gemacht und Humboldts Sprachform, die schon in seiner eigenen Argumentation immer in der Zwickmühle saß, geeignet polarisiert. Die Sprachwissenschaft sollte jedoch nicht das Bewußtsein davon verloren haben, daß sie es dabei den Fakten gegenüber synchronisch wie diachronisch mit einer Idealisierung zu tun hat, die ständig zu verantworten ist.

²¹ Coseriu, a. a. O., S. 273.

Über den arbiträren Charakter des sprachlichen Zeichens.
Ein Beitrag zum Verhältnis von synchroner und ahistorischer
Betrachtungsweise in der Linguistik¹

Von Gerold Ungeheuer

Man macht sich im Hinblick auf die zahlreichen Veröffentlichungen über die Saussureschen Hauptthesen² nur zögernd mit dem Gedanken vertraut, diese Sammlung um ein Spezimen eigener Feder zu erweitern. Da aber nun das Thema der Tagung mir doch keine andere Wahl läßt, hoffe ich, nicht nur bereits Bekanntes zu wiederholen, sondern ihm wenigstens durch eine neue Zusammenstellung auch eine neue Thematisierung zu geben.

Gegenstand meiner Überlegungen ist das Verhältnis zwischen dem Begriff des arbiträren Sprachzeichens im Sinne von *SAUSSURE* und der begrifflichen Konstitution von Synchronie und Diachronie. Folgende Hauptfragen sind zu beantworten:

1. Ist die Beschreibung des sprachlichen Zeichens als einer arbiträren Verbindung von „signifiant (image acoustique)“ und „signifié (concept)“ der sprachlichen Wirklichkeit angemessen?
2. Wo im Saussureschen System linguistischer Grundbegriffe ist das Begriffsmerkmal der Arbitrarität einzuordnen?

¹ Vortrag gehalten auf der Jahrestagung 1968 des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim, 29. 2.—2. 3. 1968

² Zwei der jüngsten Veröffentlichungen sind: E. Coseriu, *L'arbitraire du signe*, Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffs, in: *Archiv für d. Stud. d. neuer. Spr. u. Lit.*, 119, 1967, S. 81–112; B. Malmberg, *Synchronie et Diachronie*, 10. Congr. int. Ling. Bukarest, Herbst 1967.

3. Wie ist in diesem Zusammenhange das Verhältnis von Synchronie und Diachronie zur Historizität aller sprachlicher Erscheinungen zu beurteilen?

„Jedes sprachliche Zeichen ist arbiträr“: so alt diese linguistische Aussage ist (siehe Coseriu, a. a. O.) und so einleuchtend sie zunächst erscheint, man wird bei einigem Nachdenken doch bald zu Fragen geführt, von denen nur zwei hier aufgeführt werden sollen:

4. Ist die Aussage, was die Relation zwischen Lautung und Bedeutung angeht vollständig?

5. Wie ist die Kopula „ist“ zu interpretieren? Im Sinne von „existiert als“? Wenn ja, wie ist dies zu verstehen? Wenn nein, hat man die Aussage als analytisches oder synthetisches Urteil aufzufassen?

Ich beginne meine Ausführungen zu dem angedeuteten Thema mit einer kurzen Analyse des Saussureschen Begriffspaares Diachronie-Synchronie. Die synchrone Forschung untersucht Sprachzustände (des *états de langue*), die auf bestimmte Zeiträume beschränkt und in denen zeitliche Veränderungen minimal sind.³ Synchrone Untersuchungen interessieren sich allein für die gegenseitigen Beziehungen der linguistischen Entitäten, die sich in einem solchen Sprachzustand simultan (oder kontemporär) vorfinden.⁴ Die Beziehungen und Abhängigkeiten zeitlicher Sukzessivität⁵ bleiben von der Synchronie ausgeschlossen; sie sind Gegenstand diachroner Betrachtungsweisen. Das Prinzip der synchronen Analyse wird von Saussure in dem Tatbestand verankert, daß für die „masse parlante“ die simultanen, einen

³ „En pratique, un état de langue n'est pas un point, mais un espace de temps plus ou moins long pendant lequel la somme des modifications survenues est minime.“ (F. de Saussure, *Cours de linguistique générale*, 3. Aufl. 1963, S. 142; Nach dieser Ausgabe wird weiterhin zitiert unter der Abkürzung CLG.)

⁴ In CLG wird auf S. 115 die Kategorie „simultanéité“ eingeführt. Dieser Terminus geht nach Ausweis der kritischen Ausgabe des CLG nur auf die Mitschriften von Bally und Sechehaye zurück; die Mitschriften von Degallier, Mme A. Sechehaye, Joseph und Constantin sowie die Notizen Saussures selbst verwenden „contemporanéité“ (siehe R. Engler, F. de Saussure, *Cours de linguistique générale*, édition critique, Wiesbaden 1967, fsc. 2, S. 177).

⁵ Einige Mitschriften haben anstelle von „successivité“ den Ausdruck „successibilité“ (siehe CLG, krit. Ausg., fasc. 2 S. 177).

Sprachzustand konstituierenden Beziehungen linguistischer Größen die „einzig wahre Realität“ sind.⁶

Nicht alle Erscheinungen beim sprachlichen Verkehr von Individuen einer Sprachgemeinschaft sind jedoch von linguistischer Relevanz. Nur solche Erscheinungen können als im eigentlichen Sinne linguistische angesehen werden, die nicht nur an eine einzige Person gebunden sind, sondern für die gesamte „masse parlante“, für alle Individuen einer Sprachgemeinschaft gelten. Von diesem Prinzip der sozialen Geltung einer Sprache, in das, wie mehrfach bemerkt worden ist, Begriffsbestimmungen der zeitgenössischen Soziologie, insbesondere der Durkheims eingegangen sind (Sprache als „fait social“), ist leicht die begriffliche Differenz von „langue“ und „parole“ herzuleiten. Die „langue“ inkorporiert nur das sozial Gültige, die „parole“ ist die Gesamtheit der individuellen Konkretisierungen linguistischer Entitäten.

Das Problem, welchen Existenzmodus man dieser „langue“ zuzuordnen hat, ist nicht mein Thema. Ich widerstehe daher der Versuchung, an dieser Stelle darauf einzugehen. Allerdings muß ich auf eine merkwürdige Ambivalenz in den Aussagen Saussures (oder: in den Mitschriften Ballys und Sechehayes) hinweisen, die man oft als Widerspruch markiert hat. Einerseits nämlich erscheint die „langue“ durchaus an die einzelnen Individuen, ihre psychischen Fähigkeiten und Verhaltensweisen gebunden, was zu einer psychologisierenden Darstellung der „langue“ führt⁷, – andererseits wird die „langue“ als ein „système de

⁶ „La première chose qui frappe quand on étudie les faits de langue, c'est que pour le sujet parlant leur succession dans le temps est inexistante: il est devant un état.“ (CLG, S. 117)

„... – ils [le diachronique et le synchronique] n'ont pas une égale importance. Sur ce point, il est évident que l'aspect synchronique prime l'autre, puisque pour la masse parlante il est la vraie et la seule réalité.“ (CLG, S. 128)

⁷ „C'est un trésor déposé par la pratique de la parole dans les sujets appartenant à une même communauté, un système grammatical existant virtuellement dans chaque cerveau, ou plus exactement dans les cerveaux d'un ensemble d'individus; car la langue n'est complète dans aucun, elle n'existe parfaitement que dans la masse.“ (CLG, S. 30)
„La langue n'est pas moins que la parole un objet de nature concrète, et c'est un grand avantage pour l'étude. Les signes linguistiques, pour être essentiellement psychiques, ne sont pas des abstractions; les associations ratifiées par le consentement collectif, et donc l'ensemble constitue la langue, sont des réalités qui ont leur siège dans le cerveau.“ (CLG, S. 32)

pures valeurs“ bestimmt⁸, was häufig als zu abstrakte Hypostasierung kritisiert worden ist, obgleich Saussure selbst für eine Kennzeichnung des Status der „langue“ den Begriff der Abstraktion eindeutig ablehnt und gezielt von den darin enthaltenen konkreten Entitäten spricht⁹. Eine ähnliche Ambivalenz wird auch bei der Betrachtung des arbiträren Charakters der Sprachzeichen auftreten.

Die Bestimmung der „langue“ als einer „sozialen Institution“ gipfelt schließlich in Saussures strengem Systembegriff. In der „langue“ als System ist jedes Element durch die anderen Elemente bestimmt (was zum Begriff der „valeurs linguistiques“ führt), und die Änderung eines Elements ändert auch das System.

Die spätere Rückführung der diachronen Analyse auf eine linguistische Komparatistik, nämlich auf einen Vergleich und eine Feststellung der Abhängigkeiten zweier verschiedener Sprachzustände desselben sprachlichen Entwicklungskontinuums, deren Systeme in synchroner Fixierung vorliegen, findet sich bei Saussure noch nicht. Es gibt bei ihm keinen Vorrang der synchronen Methode vor der diachronen, nur eine Dominanz der Simultanbeziehungen in einem Sprachzustand über die Sukzessivbeziehung der historischen Entwicklung für die Individuen einer Sprachgemeinschaft.

An dieser Stelle muß schon auf die psychologisierende Interpretation der Herausgeber des CLG aufmerksam gemacht werden. Nach der kritischen Ausgabe bringen im letzten Zitat alle anderen Mitschriften anstelle von „psychique“ „spirituel“, außerdem tritt die Formulierung „par le consentement collectif“ nur bei Bally und Sechehaye auf.

⁸ „...; car la langue est un système de pures valeurs que rien ne détermine en dehors de l'état momentané de ses termes.“ (CLG, S. 116)

„Pour échapper aux illusions, il faut d'abord se convaincre que les entités concrètes de la langue ne se présentent pas d'elles-mêmes à notre observation.“ (CLG, S. 153)

„Tout ce qui précède revient à dire que dans la langue il n'y a que des différences. Bien plus: une différence suppose en général des termes positifs entre lesquels elle s'établit; mais dans la langue il n'y a que des différences sans termes positifs.“ (CLG, S. 166)

„La langue est pour ainsi dire une algèbre qui n'aurait que des termes complexes.“ (CLG, S. 168)

⁹ Siehe Fußnote 7.

„Les signes dont la langue est composée ne sont pas des abstractions, mais des objets réels; ce sont eux et leurs rapports que la linguistique étudie; on peut les appeler les entités concrètes de cette science.“ (CLG, S. 144)

Freilich wird, nachdem der Begriff der „langue“ herausgearbeitet war, Sprachgeschichte als Evolution der „langue“¹⁰, als Abfolge von Sprachsystemen verstanden. Für Saussure selbst jedoch war es ausgemacht, daß die die Entwicklung vorantreibenden Modifikationen nicht auf das System direkt, sondern nur indirekt über Veränderungen der Sprachzeichen selbst wirken¹¹. Dem liegt natürlich eine bestimmte Hypothese über die Ursachen der Sprachentwicklung zugrunde, auf die ich hier nicht eingehen möchte. Deutlich muß jedoch hervorgehoben werden, daß die diachrone Forschung von Saussure als ein selbständiger Teil der Linguistik angesehen wird, der ohne die Voraussetzung vorhergehender synchroner Forschung auskommt. Dieses Verhältnis von Synchronie und Diachronie wird im CLG verhältnismäßig breit dargelegt. In diesem Punkte ist Saussure, wie Buyssens richtig gesehen hat¹², viel zu sehr Sprachhistoriker, als daß er selbst die Diachronie der Synchronie untergeordnet hätte. Aber auch der Feststellung Coserius muß man zustimmen: „Su diacronía es mucho mas ‚atomista‘ que la Sprachgeschichte de Paul.“¹³

Wie hat man nun Diachronie und Synchronie in Bezug auf die Kategorie der Historizität zu beurteilen? Sind, kurz gefragt, beides historische Aspekte der Sprache (qua „langue“)? Oder muß die synchrone Forschung als ahistorische Analyse sprachlicher Erscheinungen gewertet werden?

Auf diese Fragen gibt es für die Saussureschen Bestimmungen wie auch für die späteren Begriffsentwicklungen nur eine Antwort: Diachronie und Synchronie sind beides historische Aspekte ein und desselben sprachlichen Entwicklungskontinuums. Diese Meinung hat Saussure im CLG ganz klar und eindeutig vertreten. Er weist die Bezeichnung „lin-

¹⁰ „... ; le fleuve de la langue coule sans interruption; ...“ (CLG, S. 193)

¹¹ „Les altérations ne se faisant jamais sur le bloc du système, mais sur l'un ou l'autre de ses éléments, ne peuvent être étudiées qu'en dehors de celui-ci. Sans doute chaque altération a son contre-coup sur le système; mai le fait initial a porté sur un point seulement; ...“ (CLG, S. 124)

¹² Siehe: E. Buyssens, *Origine de la linguistique synchronique de Saussure*, CFS 18, 1961, S. 17–33. Mit der weitergehenden Interpretation Buyssens' bin ich allerdings nicht einverstanden.

¹³ E. Coseriu, *Sincronía, diacronía e historia*, Montevideo 1958, S. 148. Dieses Werk bietet eine der fundiertesten Auseinandersetzungen mit Saussures Diachronie und Synchronie.

guistique historique“ zurück (CLG, S. 116 f.), weil ihm die damit verbundene Idee zu vage erschien, d. h. zu ungenau in Bezug auf die Unterscheidung von Evolution auf der einen und Sprachzustand auf der anderen Seite. Die Unterscheidung interessierte ihn so stark, daß er geradezu zwei unabhängige linguistische Wissenschaften definierte. Die Gegenstände beider Disziplinen aber enthalten Bestimmungselemente des Historischen: die Diachronie das Element der Veränderung von Sprachzeichen in der Zeit, die Synchronie das Element der Veränderung eines Sprachzustandes in einem Zeitintervall.

Man kann also sehr wohl die wissenschaftliche Gesamtaktivität diachroner wie synchroner Forschung historische Linguistik nennen. Saussure konnte auf eine solche zusammenfassende Benennung verzichten, da der „Cours“ sich im wesentlichen nur mit Dia- und Synchronie beschäftigt: für Saussure gab es keine Notwendigkeit, der historisch orientierten Forschung eine ahistorische gegenüberzustellen. In einem nur eine Seite umfassenden Paragraphen, der die Überschrift trägt „Y a-t-il un point de vue panchronique?“ (CLG, S. 134 f.), geht er freilich kurz auf das Problem ein, indem er charakteristischerweise wieder auf die Zeit Bezug nimmt. Wie die kritische Ausgabe des CLG zeigt, ist dieser Abschnitt in den Mitschriften nicht einheitlich überliefert.¹⁴

Panchronisch werden diejenigen Gesetzmäßigkeiten und Beziehungen einer „langue“ genannt, die für alle Zeitabschnitte ihre Gültigkeit behalten.¹⁵ Dabei wird eine Parallele zu den Naturgesetzen der Physik gezogen, bei denen gerade dies zutrifft: die immerwährende Geltung. Saussure nimmt Panchronie an, doch reichen die kurzen Hinweise und mageren Beispiele nicht aus, um diesen wichtigen Bereich der Linguistik zu skizzieren.

Ein Beispiel bezieht sich auf den Tatbestand, daß natürliche Sprachen (qua „langue“) sich immer in phonetischem Wandel begriffen präsent

¹⁴ Im CLG wird von Panchronie einmal in der „langue“, das andermal in der „langage“ gesprochen. Wie die anderen Mitschriften zeigen, beruht die Verwendung von „langage“ sicherlich auf einer Kontamination, da von Saussure nur die „langue“ als Gegenstand der Linguistik akzeptiert wird.

¹⁵ „Mais y aurait-il peut-être dans la langue des lois dans le sens où l'entendent les sciences physique et naturelles, c'est-à-dire des rapports qui se vérifient partout et toujours?“ (CLG, S. 134)

tieren.¹⁶ Dieses Phänomen wird als „un des aspects constants du langage“ (CLG, S. 135) bezeichnet und als panchronische Gesetzmäßigkeit deklariert. Dieses Merkmal wird hier offensichtlich als wesentliche Eigenschaft der Sprache schlechthin vorgestellt; der zeitliche Aspekt, der in der Behauptung liegt, diese Eigenschaft komme der Sprache immer, d. h. in allen Phasen der zeitlichen Dauer ihrer Existenz zu, spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Aus diesem Grunde ist hier wie in allen anderen Beispielen die Bezeichnung Panchronie fehl am Platze. Es handelt sich dabei immer um Wesensmerkmale der Sprache in dem Sinne, daß ihr Vorhandensein das Phänomen Sprache erst konstituiert, — es ist also der Bereich der Sprachwissenschaft, in dem die linguistischen Universalien aufgezählt und erforscht werden. Diese Überlegung ist unabhängig davon, daß in den universellen Merkmalen, wie in dem genannten Beispiel des phonetischen Wandels, die Zeit als tragendes Moment enthalten ist; dieser Sachverhalt betrifft nur das Merkmal selbst, nicht aber sein Verhältnis zum Begriff der Sprache. Auf der Ebene des Begriffs spielt in der Relation zwischen Sprache und universellem Merkmal die Zeit keine Rolle.

Es erscheint mir daher angemessener, den Saussureschen Terminus „panchronisch“ durch den in dem dargelegten Sinne positiv verstandenen Terminus „ahistorisch“ zu ersetzen. Danach würde sich die Linguistik in einen historischen und einen ahistorischen Forschungsbereich aufgliedern, wobei die historische Forschung sich entweder den diachronen oder den synchronen Aspekten der „langue“ zuwendet. —

Diesen Grundriß der Linguistik vorausgesetzt, ist das Hauptproblem meiner Darlegungen folgendermaßen zu formulieren: wo ist das Faktum des arbiträren Charakters der sprachlichen Zeichen einzuordnen? Das Problem kann nur gelöst werden, wenn klar ist, was hier unter „arbiträr“ verstanden wird.

Coseriu¹⁷ hat gezeigt, auf welche Ursprünge das „l'arbitraire du signe“ zurückzuführen ist. Bei Saussure selbst ist die Formulierung „le signe linguistique est arbitraire“ nur eine Abkürzung für den genaueren Ausdruck „le lien unissant le signifiant au signifié est arbitraire“. Es ist also

¹⁶ „Ainsi puisqu'il se produit et se produira toujours des changements phonétiques, on peut considérer ce phénomène général comme un des aspects constants du langage; . . .“ (CLG, S. 134) Siehe hierzu jedoch Anm. 14.

¹⁷ „L'arbitraire du signe.“

die Relation zwischen den Hauptkonstituenten sprachlicher Zeichen ins Auge gefaßt. Die Bezeichnung „arbitraire“ ist der Endpunkt einer längeren terminologischen Entwicklung, was in einigen Formulierungen des CLG noch sichtbar ist; ein früherer Terminus war „conventionelle“. Welcher Gedanke Saussures aber ist die Grundlage für die Verwendung des „arbitraire“ in den zuvor genannten Sätzen?

Die Arbitrarität linguistischer Zeichen wird von Saussure vornehmlich durch den Begriff der Unmotiviertheit erklärt. Mit diesem Rekurs allein ist jedoch noch nicht alles gewonnen, obgleich gewisse Interpretationen des „arbitraire“ damit ausgeschlossen sind. Ich möchte die Beziehung zwischen „signifiant“ und „signifié“, die arbiträr und unmotiviert genannt wird (zunächst wird freilich das „signifiant“ als unmotiviert im Verhältnis zum „signifié“ bezeichnet, siehe CLG, S. 101), in allgemeinerer Form als üblich explizieren, wobei ich allerdings der Auffassung bin, damit den Kern der Saussureschen Intention zu treffen:

„L'arbitraire du signe“ bezeichnet den Tatbestand, daß weder in dem „signifiant“ an sich irgend ein „Motiv“, ein Grund oder Anlaß gefunden werden kann, der zur Zeichenkonstitution in einem beliebigen Sprachsystem ein bestimmtes „signifié“ verlangt oder nur ein „signifié“ aus einer begrenzten Klasse zuläßt, noch das umgekehrte vom „signifié“ zum „signifiant“ gilt. „Signifiant“ und „signifié“ sind einander fremd. Alles kommt nun darauf an festzulegen, welche Einschränkungen in dem „an sich“ („signifiant“ an sich bzw. „signifié“ an sich) enthalten sind. Es wird bei dieser Formulierung abgesehen

1. von den menschlichen Individuen, die ein „signifiant“ als Perzept, Wahrnehmungsdatum oder Vorstellung oder ein „signifié“ als Vorstellung oder Gedanke realisieren;
2. von den menschlichen Individuen, welche Zeichen in sprachlicher Kommunikation einsetzen, die also mit den Zeichen ihrer Sprache leben und sie erleben in Formen, die inkompatibel sind mit dem arbiträren Charakter dieser Zeichen;
3. von dem vielzitierten ersten Menschen, der die Sprache erfunden hat, d. h. vom Ursprungsproblem der Stiftung sprachlicher Zeichen, und weitergehend von der Geschichtlichkeit der Sprache.

Beim „l'arbitraire du signe“ geht es also um den Begriff „Sprachzeichen“ in diesem scharf eingegrenzten Sinne. Der Einwand, eine solche Abstraktion sei zu weit von der Wirklichkeit entfernt, um für die konkreten Erscheinungen der Sprache noch relevant sein zu können,

trifft nicht. Er trifft einmal deswegen nicht, weil in der begrifflichen Einschränkung, die präzisiert, ein Stück Realität erhalten bleibt, und zum anderen, weil grundsätzlich jedes wissenschaftliche Arbeiten ein Umgang mit Begriffen ist, die erst im Verband einer Theorie den Gegenstandsbereich der Untersuchung voll repräsentieren.

Coseriu hat richtig gesehen, daß mit dem „l'arbitraire du signe“ nicht das genetische Problem des Sprachursprungs gemeint ist, sondern das reine funktionelle der Relation von Lautung und Bedeutung. Diese Einsicht wird allerdings durch den Text des CLG recht erschwert. Immer wieder tauchen dort widersprüchliche Erläuterungen auf, die die rein funktionelle Argumentation durch psychologisierende, soziologisierende und genetische Hinweise unterbrechen und verwirren. Besonders der gerade erschienene 2. Bd. der Kritischen Ausgabe des CLG zeigt nun deutlich, daß es sich dabei in den weitaus meisten Fällen um Einschübe der Herausgeber Bally und Sechehaye handelt, die in den anderen Mitschriften und den Notizen Saussures nicht vorkommen. Godel¹⁸ meint wohl solche Fälle, wenn er von „des procédés d'explication appliqués de façon très constante“ spricht.¹⁹ Einige Beispiele seien angeführt: (Seitenzahl nach CLG; die Zitate sind die Einschübe der Herausgeber.)

- S. 100: „... , ou encore, puisque nous entendons par signe le total résultant de l'association d'un signifiant à un signifié, nous pouvons dire plus simplement: . . . “
- S. 102: „... ; la qualité de leurs sons actuels, ou plutôt celle qu'on leur attribue, est un résultat fortuit de l'évolution phonétique.”
- S. 105: „l'acte par lequel, à un moment donné, les noms seraient distribués aux choses, par lequel un contrat serait passé entre les concepts et les images acoustiques . . . “ Alle anderen Mitschriften haben hier „L'acte idéal . . . “ und fügen an „cet acte reste dans domaine de l'idée“, wofür man im CLG liest:
 „cet acte, nous pouvons le concevoir, mais il n'a jamais été constaté.“ Im nächsten Abschnitt wird die Frage behandelt, „pourquoi le signe est immuable“. Die Herausgeber schieben zur Erläuterung ein:
 „... , c'est-à-dire résiste à toute substitution arbitraire.“
- S. 108: „... : la convention arbitraire en vertu de laquelle le choix est libre, et le temps, grâce auquel le choix se trouve fixé.“

¹⁸ R. Godel, Les sources manuscrites du cours de linguistique générale de F. de Saussure, Genf/Paris 1957.

¹⁹ „... : le détail de la confrontation laisse reconnaître des procédés d'explication appliqués de façon très constante, . . . “ (Godel, S. 95).

S. 182: „En effet tout le système de la langue repose sur le principe irrationnel de l'arbitraire du signe . . .“ Dies ist die einzige Stelle im CLG, wo von Irrationalität in Bezug auf den arbiträren Charakter der Sprachzeichen gesprochen wird; die Krit.Ausg. zeigt, daß es sich um eine Interpretation der Herausgeber handelt. Der nächste Satz, der insgesamt sonst nirgends belegt ist, versucht das induzierte „principe irrationnel“ aus seinem Gegenteil zu erläutern:
 „Si le mécanisme de la langue était entièrement rationnel, on pourrait l'étudier en lui-même; mais comme il n'est qu'une correction partielle d'un système naturellement chaotique, on adopte le point de vue imposé par la nature même de la langue, en étudiant ce mécanisme comme une limitation de l'arbitraire.“

Die im letzten Beispiel angeführte „limitation de l'arbitraire“ bezieht sich auf die Saussuresche Unterscheidung von absoluter Unmotiviertheit und relativer Motiviertheit sprachlicher Zeichen. Relative Motiviertheit kann als grammatisch-morphologische Ableitbarkeit umschrieben werden in dem Sinne etwa, wie „dix-neuf“ aus „dix“ und „neuf“ ableitbar ist, wobei die Elemente der Ableitung selbst absolut unmotiviert sind. Allerdings gilt diese Unterscheidung zunächst nur für die Zusammenhänge in der Synchronie. Man könnte auch die absolute Unmotiviertheit insofern eine relative nennen, als jede einen Sprachzustand fundierende „langue“ in ihren systembildenden Relationen durch die Verhältnisse des zeitlich davor liegenden Sprachzustandes mitbedingt ist.²⁰ Dies würde jedoch einen Übergang in die Diachronie notwendig machen, was Saussure bei seiner besonderen Auffassung der Diachronie und bei seiner strengen Trennung von Diachronie und Synchronie (zwei Wissenschaften!) nicht akzeptieren konnte. So stellt er zwar heraus, daß der arbiträre Charakter der Sprachzeichen eine der fundamentalen Bedingungen für die Historizität der Sprachen ist, das Problem der Arbitrarität aber wird in Verbindung mit den Eigenschaften der Synchronie allein abgehandelt.

Solange „l'arbitraire du signe“ als Merkmal der Synchronie behauptet wird, ist die Gefahr falscher Deutungen, wie sich bereits gezeigt hat, groß. Das sprachliche Zeichen ist in dieser Formel nur unvollständig be-

²⁰ „En fait, aucune société ne connaît et n'a jamais connu la langue autrement que comme un produit hérité des générations précédentes et à prendre tel quel. C'est pourquoi la question de l'origine du langage n'a pas l'importance qu'on lui attribue généralement. Ce n'est pas même une question à poser; le seul objet réel de la linguistique, c'est la vie normale et régulière d'un idiome déjà constitué.“ (CLG, S. 105)

schrieben, und so ist auch Saussure gezwungen, Mißverständnissen sofort durch Hinzufügung eines weiteren Merkmals vorzubeugen, indem er erklärt, daß es natürlich nicht der freien Wahl eines jeden Sprechers überlassen ist, Lautungen zu gegebenen Bedeutungen hinzuzufügen²¹: die Glieder einer Sprachgemeinschaft stehen unter dem Gesetz der herrschenden „langue“. Damit ist aber von Saussure selbst wenigstens im Ansatz die Basis entworfen, von der aus alle Angriffe auf sein Prinzip der Arbitrarität operieren, Angriffe freilich, die das Ziel, weil sie es mißdeuten, verfehlen.

Für meine Überlegungen ist es nun wichtig, sich diese Gegenargumente etwas genauer anzusehen. Man kann sie etwa in die folgenden Kategorien einteilen:

1. Für Sprecher und Hörer einer Sprache gibt es offensichtlich ein quasiausales Verhältnis zwischen Lautung und Bedeutung, zwar kein naturgegebenes, aber ein erlerntes, eingeübtes und mechanisiertes. Ohne dieses Faktum ist keine sprachliche Kommunikation in der im normalen Falle gewährleisteten Geläufigkeit möglich; dies ist ein Faktum, mit dem auch der Linguist rechnen muß. Eine gewisse, von Mensch oder Tier (Papagei) produzierte Lautung evoziert beim Hörer mit Sicherheit die in der betreffenden Sprache dazugehörnde Bedeutung, und jeder Gedanke wird schon im Denkprozeß selbst mit seiner Lautung gedacht. Die quasiausale Korrelation von „signifiant“ und „signifié“ erscheint so evident im Kommunikationsprozeß etabliert, daß am Sinn des Saussureschen Prinzips der Arbitrarität sprachlicher Zeichen gezweifelt wird.

2. Wortmagie und Verbalsuggestion sind unzweifelhaft Tatbestände im menschlichen Leben. Man braucht nicht in den Busch oder in den Urwald zu gehen, um mit solchen Erscheinungen bekannt zu werden. Sie sind Bestandteil jedes menschlichen in sprachlichem Verkehr sich manifestierenden Gemeinschaftslebens; auch die Wissenschaft ist de facto nicht frei von Wortmagie und Verbalsuggestion. Cassirer²², Ogden und Richards²³, Hellpach²⁴, um nur einige Autoren zu nennen, haben diese Phänomene beschrieben. Ist es angesichts dieser elementaren und an-

²¹ „Le mot arbitraire appelle aussi une remarque. Il ne doit pas donner l'idée que le signifiant dépend du libre choix du sujet parlant . . .“ (CLG, S. 101)

²² E. Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, 3 Bde., 1923.

²³ C. K. Ogden, O. A. Richards, The meaning of meaning, London 1923.

²⁴ W. Hellpach, Sozialpsychologie, Stuttgart 1951.

scheinend unbezwingbaren Kräfte von irgendwelcher Relevanz ein Prinzip der Arbitrarität aufzustellen?

3. Menschliche Individuen haben mehr oder weniger deutlich die Wahrnehmung, daß die Lautungen ihrer Sprache wesentliche Eigenschaften der zugehörigen Bedeutungen unmittelbar perzeptiv symbolisieren. Werner²⁵ hat diese Erscheinung „Sprachphysiognomie“ genannt, Lautsymbolik und phonetischer Symbolismus sind bekanntere Bezeichnungen. Diesen Erscheinungen werden auch heute noch Untersuchungen gewidmet, freilich weniger häufig als früher von Linguisten und Phonetikern als von Psychologen. Das angedeutete Phänomen wird noch verstärkt, wenn Synästhesien im Spiele sind, in denen der Übergang von einem Sinnesbereich in den anderen möglich wird. Wenn auch diese Erscheinungen in der Linguistik heute weniger interessiert zur Kenntnis genommen werden, stellen sie doch unleugbare Fakten dar; problematisch ist nur die Methodik ihrer Erforschung. Einigermmaßen plausibel werden die sprachphysiognomischen Sachverhalte dann, wenn man sie auf ihre neurologischen Korrelate im Gehirn zurückführt, in dem ja Lautung wie Bedeutung als elektrische Impulssignale repräsentiert sind, und wo in demselben Schwall neuronaler Entladungs- und Hemmungsmixturen die Signalfäden etwa von Wortlautung und Wortinhalt aufeinandertreffen und sich unentwirrbar gegenseitig beeinflussen.

Wie ist eine so innige Amalgamierung von Lautung und Bedeutung mit dem Prinzip der Arbitrarität in Einklang zu bringen?

In diesen drei Klassen von Einwänden gegen das Prinzip vom arbiträren Charakter sprachlicher Zeichen handelt es sich nicht um Spekulationen, sondern um empirische Befunde. Abgesehen von der hier nicht vertretenen Hypothese naturgegebener Lautsymbolik, stimmen sie in dem Punkte überein, daß die verschiedenen Arten eines engen Zusammenschlusses von „signifiant“ und „signifié“ den menschlichen Individuen nicht angeboren sind; es sind dies vielmehr immer Resultate und Prozessen des Einlebens in die sozialen Verhaltensweisen der menschlichen Gemeinschaft, in die sie hineingeboren werden. Gemeinsam ist den Einwänden auch, daß sie sich immer auf die Menschen in ihrem sprachlichen Verhalten beziehen und nicht auf solche Größen wie „langue“, Sprachsystem, Synchronie. Es kann sich dabei jedoch nicht um Erscheinungen handeln, die im Sinne von Saussure der „parole“ zuzuordnen wären, da

²⁵ H. Werner, Grundfragen der Sprachphysiognomik, Leipzig 1932.

sie ja allgemeingültig für jedes Individuum gelten.

Der Widerspruch, den diejenigen, die mit solchen Argumenten Saussures Prinzip angreifen, sehen, ist jedoch nur ein scheinbarer. Das Auftauchen des Scheinproblems wurde einerseits begünstigt durch die Unvollständigkeit der Saussureschen Theorie, die sich in der vorliegenden Form allzu starr an den Gegensatz von Diachronie und Synchronie festklammert, andererseits aber auch durch die mangelnde Bereitschaft der Kritiker, die Saussureschen Gedanken zu Ende zu denken.

Als Ergebnis der vorgetragenen Überlegungen scheint mir der Schluß unabweisbar, daß die Relation von „signifiant“ und „signifié“ im Zeichenbegriff, wie er zuvor präzisiert wurde, arbiträr, unmotiviert genannt werden muß, daß aber die menschlichen Individuen unter dem Gesetz einer „langue“ diese Relation nicht als einen arbiträren, sondern als einen festen und notwendigen Zusammenhang erfahren. Beide Feststellungen widersprechen sich nicht, sie ergänzen einander.

Von diesem Ergebnis her kann nun auch erläutert werden, inwiefern die Analyse des Saussureschen Prinzips der Arbitrarität ein Beitrag ist zur Unterscheidung von synchroner und ahistorischer Linguistik. Die Frage, welche durchgehenden Merkmale für den Begriff des sprachlichen Zeichens konstitutiv sind, wird nicht in der diachronen oder synchronen Forschung beantwortet, sondern in der zuvor gekennzeichneten ahistorischen Linguistik: in der linguistischen Grundlagenforschung sozusagen, in der unter anderem die Grundbegriffe zu klären sind. Daß der Linguist dabei von der Empirie, also von Diachronie und Synchronie ausgeht, ist eine Forderung, kein Widerspruch zu der Setzung ahistorischer Betrachtungsweisen. Die Konkretisierung dieser Merkmale im sprachlichen Leben erfordert allerdings ihre Berücksichtigung in Diachronie und Synchronie.

So gehört die Aufstellung des Arbitraritätsprinzips in die ahistorische Linguistik, die Analyse seiner konkreten Auswirkungen in die historische. Ihm zur Seite hätte ein Prinzip der „langue“-gebundenen Motiviertheit von „signifiant“ und „signifié“ gestellt werden müssen, denn auch hier handelt es sich um ein durchgehendes Merkmal. Saussure hat dieses zweite Prinzip nur verschleiert als Warnung vor Fehldeutungen des ersten eingeführt. Das in dem zweiten Prinzip thematisierte Merkmal einer festgefügt Relation zwischen Lautung und Bedeutung ist jedoch für die Synchronie ebenso fundamental wie Saussures Prinzip der Arbitrarität für die Diachronie.

Synchronie – Diachronie – Sprachgeschichte

Von Hans Glinz

1. Begriff „Synchronie“

Synchronie = wissenschaftliche Betrachtung eines gegebenen Sprachzustandes, wie er sich beobachten läßt:

- a) in vollem Maß, wenn Sprachteilhaber da sind, d. h. Menschen, die diese Sprache verstehen und sprechen, lesen und schreiben (und zwar nicht nur gelegentlich, sondern als „ihre“ Sprache, in vollem Umfang);
- b) in beschränktem Maß, wenn nur noch Texte und ev. zeitgenössische Wörterbücher und Grammatiken vorliegen und die heute tätigen Wissenschaftler, indem sie sich in die Texte einlesen, in gewissem Grade zu Teilhabern der an sich vergangenen, aber heute noch gelesenen Sprache werden.

„Wissenschaftlich“ heißt dabei: den gegebenen Sprachzustand als System oder besser als Komplex ineinander verzahnter Teilsysteme begreifen und so das Funktionieren dieses Systemkomplexes in der Kommunikation (im Hervorbringen und Verstehen konkreter Sprachakte) durchsichtig machen.

2. Begriff „Diachronie“

Diachronie = wissenschaftliche Betrachtung der Entwicklung ganzer Sprachen oder einzelner in ihnen zureichend isolierbarer Teilsysteme und Einzelzüge. Dabei ergeben sich zwei Stufen:

- a) Feststellen von Veränderungen, die sich abgespielt haben;
- b) Aufweisen der (möglichen) Gründe für diese Veränderungen.

Zusatz zu Punkt 1 und 2:

Im Laufe der Tagung zeigte sich, daß diese Begriffsfassung nicht allgemein anerkannt ist, sondern markante Verschiedenheiten bestehen, aus denen sich weitreichende Mißverständnisse ergeben können. Im Vortrag Erben ("Synchronische und diachronische Betrachtungen im Bereich des Frühneuhochdeutschen") war „Synchronie“ offensichtlich verstanden als „Zustand einer Sprache, der sich wirklich als System begreifen und beschreiben läßt“, und für Spracherscheinungen, die sich solcher Systematisierung entziehen, wurde der Ausdruck „nur diachron“ gebraucht. Dabei entstand fast der Eindruck, als gebe es Perioden des Sprachüberganges, in denen man nicht von Synchronie, sondern nur von Diachronie sprechen könne. Ähnlich wurde im Vortrag Colbert betont, daß man mit „absoluter Synchronie“ für keinen Sprachzustand durchkomme und immer auch Diachrones, dem geltenden System Widersprechendes anerkennen müsse. Hier sind also „Synchronie“ und „Diachronie“ nicht als Unterschiede in der wissenschaftlichen Betrachtung von Sprache verstanden, sondern als Eigenschaften der Sprache selbst. Ich verstehe durchaus, wie man vom Saussure'schen Ansatz her dazu kommen konnte, „synchron“ einfach als „systematisch, voll systematisierbar“ zu verstehen, aber ich halte diese Fassung der Begriffe für unergiebig und plädiere dafür, beide Begriffe streng für die Kennzeichnung der verschiedenen wissenschaftlichen Zielsetzung und Perspektive zu reservieren.

3. Langue und Parole; Beobachtbarkeit

Hauptgegenstand der Sprachwissenschaft (synchron wie diachron) ist Sprache als geistiger Besitz einer Menschengruppe (Saussure: *Langue*; Weisgerber: Muttersprache; heute oft: Code, Competence) und das Funktionieren dieses Besitzes in der Kommunikation. Nun ist aber der Sprachbesitz wissenschaftlich nicht direkt faßbar, weil wir ihn nicht als solchen beobachten können. Direkt beobachten können wir nur die sprachlichen Akte (Saussure: *Parole*; Weisgerber: Sprachliches Handeln; heute oft: Performance) sowie den bleibenden Niederschlag, die Fixierung solcher sprachlichen Akte (Texte, Bandaufnahmen). Zu den Sprachakten gehören dabei nicht nur die Sprechakte, sondern auch die Verstehensakte (und vor allem die beobachtbaren Mißverständnisse), sowohl im hörenden Verstehen wie im lesenden Verstehen. Hier sind wiederholbare und dadurch kontrollierbare Beobachtungen möglich, vor allem mit Hilfe geeigneter Experimentiertechniken. Eine wissenschaftliche Erfas-

sung einer Sprache muß grundsätzlich auf solchen von jedem Forscher wiederholbaren und kontrollierbaren Beobachtungen ruhen – auch wenn die Wiederholung und Kontrolle praktisch meist gar nicht oder nur an einzelnen Punkten vorgenommen wird.

4. Faktische Priorität – wissenschaftsmethodische Priorität

Faktisch (in ihrer Existenz) ruhen alle uns beobachtbaren Sprachakte und alle dabei entstandenen und aufbewahrten Gebilde (Texte) auf einer schon vorhandenen Sprache – sogar beim kleinen Kind, das die Sprache erst lernt (es hat die Erwachsenen und ihre Sprache als Vorbilder).

Wissenschaftsmethodisch dürfen wir aber nicht von dem (vgl. Punkt 3) nur indirekt Beobachtbaren auf das direkt Beobachtbare schließen, also von der Sprache als Besitz auf die Sprachakte als ihre Betätigung und die Texte als ihr Ergebnis. Wir müssen vielmehr den Weg von der (wiederholbaren, kontrollierbaren) Beobachtung der sprachlichen Akte und der dabei entstandenen Texte zum diese Akte und Texte faktisch fundierenden Sprachbesitz, zur „Langue“ gehen. Dabei müssen wir bewußt folgende Schwierigkeiten und Fehlerquellen in Kauf nehmen:

- daß die vollzogenen und ausgewerteten Beobachtungen immer nur einen Bruchteil der möglichen Beobachtungen ausmachen, daß wir also praktisch nur mit Stichproben arbeiten und arbeiten können;
- daß auch bei der Beurteilung älterer Texte die Interpretation durch den heutigen Leser/Forscher nicht ausgeschaltet werden kann und daher bewußt vorgenommen und in ihrer relativen Sicherheit und Unsicherheit anerkannt werden muß (mit Einschluß von „Klangproben“, die z. B. jeder Herausgeber mittelalterlicher Texte seit je in gewissem Maße vorgenommen hat, um eine Interpunktion zu gewinnen);
- daß sprachliche Phänomene per definitionem (gegenüber mathematischen und physikalischen) eine gewisse Unschärfe haben und oft mehrdeutig sind.

Diese Schwierigkeiten und die damit möglichen „Ablesungsfehler“ sind mit der Sache notwendig gegeben und lassen sich nicht grundsätzlich ausschließen, daher muß man geeignete kombinatorische und statistische Verfahren anwenden, um sie möglichst klein zu halten. Eines der

schlichtesten und wichtigsten dieser Verfahren ist die Bearbeitung des gleichen Textes durch mehrere Leser/Forscher unter steter Beachtung des Grundsatzes, daß oft das Ganze (oder ein Teilganzes) sicherer zu erfassen ist als seine einzelnen (und vor allem seine kleinsten) Teile.

Zusatz zu Punkt 4:

Beim Begriff und Namen der „Klangprobe“ zeigten sich in der Diskussion einige Mißverständnisse; die Probe hat primär die Aufgabe, bewußt und kontrollierbar zu machen, wie sich der Forscher den ihm vorliegenden Text gesprochen denkt; dabei spielt ein erstes Gesamtverständnis („Vorverständnis“) und ein erstes intuitives Auffassen der syntaktischen Beziehungen grundsätzlich sofort mit; ebenso ist grundsätzlich zu anerkennen, daß viele Texte gar nicht für lautes, sondern für stilles Lesen bestimmt sind. Trotzdem ist auch bei solchen Texten eine Klangprobe oft unerläßlich, weil nur durch sie äußerlich hörbar und damit überpersönlich vergleichbar wird, wie der jeweilige Leser/Forscher die Bewegung dieses Textes auffaßt (innerlich hört).

Solches innerliches Hören samt dem damit gegebenen Spielraum für die Subjektivität jedes einzelnen Lesers ist grundsätzlich mit jedem Akt lesenden Verstehens gegeben, und die Klangprobe hat die Aufgabe, die hier mögliche subjektive Auffassung als solche hörbar-sichtbar werden zu lassen und dadurch nötigenfalls korrigierbar zu machen. Der Weg zur Objektivität führt nicht über die Vernachlässigung der (ohnehin nicht auszuschaltenden) Subjektivität, sondern über das Bewußtmachen dieser Subjektivität. Das Ziel ist also viel bescheidener als bei der Schallanalyse von Sievers, auf die Ungeheuer in der Diskussion aufmerksam gemacht hat.

5. Faktische Priorität der Entwicklung vor dem Zustand

Faktisch liegt eine Sprachentwicklung vor jedem uns heute greifbaren Sprachzustand; es ist uns kein Sprachzustand bekannt, der nicht schon auf Geschichte ruht, der nicht das Resultat einer Entwicklung ist, Sprache ist eines der ältesten und wichtigsten Historica, die wir überhaupt besitzen – sie ist ein „Diachronicum“ per definitionem.

6. Wissenschaftsmethodische Priorität der Synchronie vor der Diachronie

Auch hier besteht aber ein Gegensatz zwischen faktischer Priorität und „heuristischer“, methodischer Priorität. Die uns zur Verfügung stehenden Data (heute beobachtbare Sprachakte – beobachtbare Texte –

schriftlich überlieferte Zeugnisse von früheren Beobachtungen an Texten und Sprachakten) sind zu 99 % *nicht* Dokumente von Sprachveränderungen und Sprachentwicklungen, sondern zunächst einmal von Sprachzuständen. Dabei darf der spätere Wert grundsätzlich nicht aus dem früheren Wert erschlossen werden (mit Hilfe von „Entwicklungsgesetzen“), sondern er muß eigenständig erfaßt werden. Nach der gegebenen „Quellenlage“ muß also die synchrone Bearbeitung vor aller diachronen Bearbeitung einsetzen, und als Reihenfolge ergibt sich:

erster Schritt: systematische Aufarbeitung eines Sprachzustandes A

zweiter Schritt: systematische Aufarbeitung eines Sprachzustandes B

dritter Schritt: Feststellen der Veränderungen, die B gegenüber A aufweist

vierter Schritt: Erschließen der Ursachen, die zu diesen Veränderungen geführt haben (geführt haben können).

In Übereinstimmung mit allgemeinen Regeln wissenschaftlichen Arbeitens wird man Begriffe und Methoden am besten zuerst in den Bereichen entwickeln, wo viele Data und damit viele Kontroll- und Korrekturmöglichkeiten vorliegen, und erst mit den so gewonnenen Erfahrungen wird man sich an Bereiche wagen, wo weniger Data und damit weniger Korrekturmöglichkeiten vorhanden sind. Das heißt für die gesamte Sprachforschung: Die Begriffsentwicklung und Methodenschulung muß an der heutigen Sprache erfolgen (mit Einschluß aller heute von breiten Kreisen gelesenen und verstandenen älteren Texte), d. h. an der Sprache, in der wir als Forscher selbst leben und in der Informanten und Texte in praktisch beliebiger Zahl zur Verfügung stehen. Dann erst kommt die Aufarbeitung früherer Stufen der Sprache, für die man keine „Original-Informanten“ mehr hat, sondern nur begrenzten schriftlichen „Informanten-Ersatz“ (z. B. in Form von zeitgenössischen Wörterbüchern) und im übrigen nur noch Texte, durch deren Lektüre und Interpretation der heutige Forscher zum Behelfs-Informanten werden kann. Innerhalb dieser älteren Stufen wird man wieder zuerst die reicher belegten aufarbeiten und erst dann die spärlich belegten, d. h. man wird im allgemeinen von der Gegenwart aus rückwärts gehen und die Vor- und Urgeschichte als das Schwierigste und Unsicherste zuletzt, nicht zuerst zu erfassen versuchen.

Zusatz zu Punkt 7:

Hier ist ein Mißverständnis zu berichtigen, das sich im Lauf der Tagung ergeben hat (Schlußwort von E. E. Müller zur Diskussion nach seinem Vortrag). Die von mir aufgestellte Forderung heißt nicht, daß man nun in ganz kleinen Schritten, gewissermaßen kontinuierlich rückwärts gehend, eine Sprachgeschichte erarbeiten müsse. Ich fordere nur:

a) daß man Methoden und Begriffe (also die nötige „Sprachtheorie“) an der reich belegten und persönlich erlebten Sprache der Gegenwart entwickelt und prüft;

b) daß man synchrone Schnitte legt (d. i. für die Erarbeitung eines Sprachzustandes von praktisch gleichzeitigen, für den damaligen Sprachteilhaber koexistierenden und als *seine* Sprache verstandenen Texten ausgeht) und dann erst zu diachronen Feststellungen und Erklärungen kommt. Ob die Schnitte in zeitlichem Abstand von 50, 500 oder 1000 Jahren gewählt werden, ist damit nicht präjudiziert, das hängt ab von Zweckmäßigkeitserwägungen, vor allem von der Quellenlage.

8. Sprachgeschichte umfaßt stets Synchronie und Diachronie

Man darf also *diachron* und *historisch* (obwohl das auf den ersten Blick sehr nahe liegt) keineswegs gleichsetzen. Auch und gerade in der Sprachgeschichte muß man zuerst synchron arbeiten, nämlich frühere Sprachzustände als solche, als funktionierende Systeme und Systemkomplexe begreifen, dann erst kann man zureichende diachrone Feststellungen machen (d. i. Veränderungen, Entwicklungen erkennen), und dann erst kann man diachrone Erklärungen versuchen (nämlich die Gründe herausarbeiten, die vermutlich zu diesen Veränderungen geführt haben).

9. Auswirkung auf den Sicherheitsgrad der Ergebnisse

Mit der aus den Punkten 6 bis 8 sich ergebenden Reihenfolge ist zugleich eine Stufung des erreichbaren Sicherheitsgrades aller sprachwissenschaftlichen Aussagen gegeben: *ceteris paribus* (d. h. bei gleich guter Quellenlage und gleichwertigen Beobachtungen) sind synchrone Feststellungen sicherer als diachrone, und diachrone Feststellungen sind sicherer als diachrone Erklärungen (= Rekonstruktion der Motive, die zu den Veränderungen geführt haben).

Zusatz zu Punkt 9:

Die Richtigkeit dieser These fand ich bei allen Diskussionen zu den konkreten sprachhistorischen Vorträgen (vor allem: Müller, Erben, Reiffenstein, Cordes) bestätigt.

10. Koexistenz von Bestandteilen sehr verschiedenen Alters in jedem Sprachzustand

In jedem Zustand einer natürlichen Sprache, den wir kennen, sind Einheiten und ganze Strukturen sehr verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft zu einem funktionierenden Systemkomplex verbunden. Das kann auch dem naiven Sprachteilhaber fühlbar, ja bewußt werden, und es kann dem Forscher bei der Erklärung festgestellter Inkonsistenzen oder „System-Bruchstellen“ gute Dienste leisten, es muß aber nicht. Alter und Herkunft einer Einheit oder eines Strukturzuges sind für den heutigen Wert dieser Einheit oder dieses Strukturzuges u. U. völlig irrelevant; etwas relativ Junges kann dem heutigen Sprachteilhaber als sehr viel altertümlicher vorkommen als etwas in Wirklichkeit (diachron gesehen) sehr viel Älteres.

Zusatz zu Punkt 10:

Natürlich ruht der Eindruck von Altertümlichkeit darauf (Hinweis von Winter in der Diskussion), daß die Sprachteilhaber ältere Texte noch lesen (in einer modernen Kultursprache als „schriftnatürlicher Sprache“, vgl. „Innere Form des Deutschen“ S. 35–37) oder daß sie sich auf die Sprechweise älterer Personen beziehen, die sie als heute nicht mehr gültig empfinden (in rein mündlich tradierten Sprachen, z. B. Indianersprachen).

11. Unterscheiden der verschiedenen Bereiche

Man muß in der Diachronie wie in der Synchronie bewußt in Rechnung stellen, daß am ganzen Systemkomplex eines Sprachzustandes (Grammatik wie Wortschatz) verschiedene Ebenen oder Bereiche zu unterscheiden sind:

- a) der Bereich der unmittelbar geltenden Einheiten und Strukturen („Nomosphäre“)
- b) der Bereich der zwar funktionierenden, aber u. U. nicht unmittelbar geltenden Einheiten und Strukturen („Morphosphäre“)

c) der Bereich der reinen klanglichen Signalisierung („Phonomorphie“ und „Phonodie“)

d) der Bereich der Notierung in Schriftzeichen („Graphie“).

Diese Bereiche können eine gemeinsame Entwicklung zeigen: sie können sich aber auch ziemlich weitgehend unabhängig voneinander entwickeln (indem z. B. die Graphie hinter der Phonomorphie zurückbleibt, die Nomosyntax weit über die Morphosyntax hinausgeht u. a. m.). Es muß also immer geprüft werden, in welchem von diesen Bereichen man sich bei einer bestimmten Beobachtung und ihrer Interpretation befindet, und man darf nicht ohne weiteres aus Befunden im einen Bereich auf Erscheinungen im andern Bereich schließen; man darf vor allem nicht die höheren Bereiche aus den je niedrigeren aufbauen wollen.

12. Direktentwicklung – Sammel- und Ausgleichsvorgänge

Schließlich muß man bei aller sprachgeschichtlichen Arbeit in Rechnung stellen, daß wohl alle uns faßbaren Sprachen nicht in „Direktentwicklung“ im Bereich einer soziologisch einheitlichen, geschlossenen und historisch kontinuierlichen Sprach-Trägerschaft entstanden sind, sondern daß sie das Ergebnis vielfältiger Sammel- und Ausgleichsvorgänge sind: Ausgleichsvorgänge zwischen konkurrierenden, mehr oder weniger ähnlichen oder verschiedenen (aber auch stets miteinander kommunizierenden) Gebiets-, Gruppen-, ja Individualsprachen. So kommt es, daß z. B. im heutigen Deutsch Wortformen gelten, die diachron betrachtet älter sind als die ihnen entsprechenden Wortformen der mhd. Literatursprache um 1200 („gesagt“ – „geseit“ usw.).

Wenn man eine Hilfstvorstellung aus dem Bereich des pflanzlichen Lebens heranziehen will, darf man daher nicht an die Entwicklung einer einzelnen Pflanze denken (wie es in romantischer Auffassung oft geschah), sondern man muß sich so etwas wie ein Geflecht von Ranken vorstellen, wobei die einzelnen Ranken aus verschiedenen Wurzeln kommen, wenn auch aus dem gleichen Boden, und nun durcheinander wachsen, so daß bald die eine, bald die andere in den Vordergrund rückt („dominant wird“) und die andern u. U. ganz verdeckt, ohne daß diese aber deswegen aufhören weiter zu wachsen und vielleicht später einmal dominant werden.

Sprachgeschichte als ein Global-Ergebnis vielfältig durcheinander gehender Einzelantriebe, Spontanentscheide, Systemwirkungen, Aufeinanderfolge oder auch gegenseitige Durchdringung verschiedener soziologischer Gruppen usw. kann ebensowenig linear, monokausal und berechenbar verstanden werden wie Geschichte überhaupt.

Im zweiten Teil des Vortrags wurden zur Illustration des Grundsätzlichen einige Stellen aus folgenden Texten betrachtet:

1.

1524 (Luther)

Weyl denn das iunge Volck mus lecken vnd springen / odder yhe was zu schaffen haben / da es lust ynnen hat / vnd yhm darynn nicht zu weren ist / auch nicht gut were / das mans alles weret. Warumb sollt man denn yhm nicht solche schulen zurichten und solche kunst furlegen? Syntemal es itzt von Gottis gnaden alles also zugericht ist / das die kinder mit lust vnd spiel leren kunden / es seyen sprachen odder ander künst odder historien. Vnd ist itzt nicht mehr die helle und das fegfewr vnser schulen / da wir ynnen gemartert sind / vber den Casualibus und temporalibus / da wir doch nichts denn eyttel nichts gelernt haben durch so viel steupen / zittern / angst vnd iamer. Nympt man so viel zeyt und mühe / das man die kinder spielen auff karten / singen / vnd tantzen leret / Warumb nympt man nicht auch so viel zeyt / das man sie lesen vnd ander künst leret / weyl sie iung vnd müssig / geschickt und lüstig sind?

2.

1624 (Opitz)

Liedt, im thon: Ma belle je vous prie

Ach Liebste laß vns eilen
Es schadet das verweilen
Der schönen Schönheit Gaben
Daß alles, was wir haben,
Der Wangen zier verbleichet,
Der äuglein fewer weichet,
Das Mündlein von Corallen,
Die Händ, alß Schnee verfallen
Drumb laß vns jetz geniessen
Eh dann wir folgen müssen
Wo du dich selber liebest,
Gib mir, daß, wann du gibest,

Wir haben Zeit;
Vns beider seit.
Fliehn fuß für fuß
Verschwinden muß,
Das Haar wird greiß,
Die flamm wird eiß.
Wird vngestallt.
Vnd du wirst alt.
Der Jugent frucht,
Der Jahre flucht
So liebe mich,
Verlier auch ich.

3.

1657 (David Schirmer; leider nur in moderner Orthographie greifbar)

Komm, Liebste, laß uns Rosen brechen,
Weil sie noch voll und farbig sein!
Laß andre, was sie wollen, sprechen,
Die Flucht schleicht sich den Jahren ein.

Wir müssen unverwendet schauen,
Wie uns dies alles folgen muß.
Die Jugend trägt sich durch die Auen
Geschwind mit unvermerktm Fuß.

Das Haar, der Mund und diese Wangen
Vergehen oft in kurzer Zeit.
Der Augenlichter goldne Spangen
Sein für dem Tode nicht befreit.

Die edle Schönheit der Gebärden,
Die meiner Liebe Mutter ist,
Kann durch den Wind verwehet werden.
Komm, Liebste, weil du jung noch bist.

Wer sucht den Maien unser Tage,
Ist er bereit einmal vorbei?
Häuft sich des Winters Leid und Plage,
So sind wir aller Liebe frei.

Wie sich ein Regenstrom behende
Von Bergen in die Täler geußt,
So reißen wir uns selbst zum Ende,
Das uns jetzund schon eilen heißt.

Sind wir in dürrn Sand geleget,
So werden wir und bleiben bleich.
Ein Stock, der keine Zweige trägt,
Ist keiner frischen Myrte gleich.

Drum laß uns lieben, wie es gehet,
Eh noch der Abendstern anbricht.
Wer in der Liebe nichts versteht,
der braucht der edlen Jugend nicht.

4.

1968 (Godesberger Rektorenerklärung)

Alle Verfahren und Tätigkeiten der Universität als einer öffentlichen Einrichtung müssen nachprüfbar sein; auch durch verantwortliche Selbstkontrolle rechtfertigt sie ihre Autonomie.

Die Selbstkontrolle betrifft insbesondere Lehrveranstaltungen, Prüfung und Forschung.

In der Arbeit an diesen Texten wurde folgendes herausgestellt:

1. *Unvermeidlichkeit von (zunächst individuellen) Interpretationsakten und Fundierung des richtigen Verständnisses eines Wortes oder eines Einzelsatzes aus dem Zusammenhang des ganzen Textes („Das Ganze ist sicherer als die Teile“).*

Der Satz *Wir haben Zeit* (Opitz, V. 1) heißt hier gerade nicht wie heute „es steht uns Zeit zur Verfügung, wir brauchen nicht zu eilen“, sondern „die Zeit drängt, wir haben keine Zeit zu verlieren“ (wie heute noch süddt. und schweizerisch: *er hat Zeit* = „es ist höchste Zeit für ihn“). Die Beobachtung ist nicht etwa neu (die Stelle erscheint im Grimmschen Wörterbuch, Bd. 15, Sp. 524), sie kann aber das Grundsätzliche hübsch illustrieren. (Einen Beleg für den Spielraum der Interpretation bot A. Schönes Diskussionsbeitrag, in dem er den Vers spontan erläuterte als „wir haben Teil an der Zeit“.)

2. *Nicht-Eindeutigkeit einer Beobachtung; Nebeneinander von zwei verschiedenen Werten für ein Zeichen zur gleichen Zeit (und damit Notwendigkeit der Unterscheidung von Nomosphäre und Morphosphäre).*
Weil ist heute eine kausale Konjunktion, temporale Bedeutung ist altertümlich. In dem Gedicht von Schirmer (V. 2 und V. 16) ist *weil* aus dem Ganzen des Textes heraus als temporale Konjunktion zu fassen („solange die Rosen noch blühen“ – „solange du noch jung bist“). Doch ist eine kausale Deutung nicht ausgeschlossen („weil sie jetzt noch . . .“, „weil du ja . . .“). Die Entscheidung für das eine oder andere kann also nicht absolut erfolgen, sondern nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, einem gewissen, relativen Übergewicht der Argumente für die eine Interpretation über diejenigen für die andere.

Bei Luther, 133 Jahre früher, ergibt sich nun aber für das *weil* im ersten Satz eindeutig kausale, für das im letzten Satz eindeutig temporale Deu-

tung. Der zweite Teil von Satz 1 („... dem jungen Volk in dieser Beziehung nicht zu wehren ist, es auch nicht gut wäre, daß man ihm alles verwehrte . . .“) verbietet eine Interpretation „solange . . .“; im Schlußsatz dagegen (*weil sie jung und müßig . . . sind*) ist fast ebenso eindeutig temporale, nicht kausale Geltung gemeint.

3. Fruchtbarkeit von Klangproben für die syntaktische Analyse.

Laß andre was sie wollen sprechen (Schirmer, V. 3) kann verschieden verstanden werden:

- (1) Laß andere das, was sie wollen, nun aussprechen.
- (2) Laß andere alles beliebige sprechen (wir kümmern uns nicht darum). Der Zusammenhang erweist die Deutung (2) als richtig. Für diesen Satztyp („Relativsatz der Beliebigkeit“) ist heute eine feste Intonation, ein festes phonodisches Muster verbindlich: Druckgipfel und Höhengipfel nicht nur auf dem normalerweise im Satz betonten Teil (hier das Verb *wollen*), sondern auch auf dem Relativ *was*.

Eindeutig faßbar wird dieses Intonationsmuster beim Vergleich von Gliedsätzen mit *wenn* und *wann* (Konditionalsatz – Temporalsatz oder Inhaltssatz):

- (3) Er kann *gehen*, wenn er *will*.
- (4) Er kann *gehen*, wann er *will*.

Die Intonation (4) ist in unserem heutigen Lesen auch verbindlich für temporales (altertümliches) *weil* gegenüber kausalem *weil*:

Und weil ich fort bin, führe du / mit klugem Sinn das Regiment des Hauses. (Schiller, Tell; *weil* hier = „solange“). Kausales *weil* hat dagegen die Betonung (3): „Weil ich noch hier bin, kann ich es ja versuchen.“ Die Vernachlässigung solcher Unterschiede kann zu Fehldeutungen führen – daher der Nutzen der Klangprobe, die den Unterschied unüberhörbar deutlich macht.

4. Ausgleichsvorgänge, *faktisch Jüngerer scheint älter als faktisch Älteres*. Schirmer schreibt *sie sein*, (V. 2, V. 12), aber *wir sind* (V. 20, V. 25). Reimzwang, den man zunächst anzunehmen geneigt ist, liegt in V. 12 nicht vor. Die Verteilung von *sein* und *sind* ist gerade umgekehrt, als man rein laut- und formengeschichtlich erwarten sollte. (3. Pl. seit ahd. Zeit *sind*; 1. Pl. – an Stelle von altem *birun* – vom Frühmhd. an meist *sin*, daraus durch nhd. Diphthongierung *sein*. Schottel verlangt in seiner Sprachkunst, 1641¹, *wir seyn* – *sie sind* / *sie seyn*; Stieler, 1691, und

Steinbach, 1724, geben *seyn* als Norm für die 1. wie 3. Person Plural. Gottsched, 1748, verlangt für beide *sind*.)

Der heutige Leser empfindet *sein* als altertümlich, *sind* dagegen als normal. Faktisch aber ist *sie sein* um Jahrhunderte jünger; es ist keine Altertümlichkeit, die man seither aufgegeben hätte, sondern ein mhd. und frühnhd. Modernismus, der sich nicht durchgesetzt hat.

Luther schreibt bis 1523 *sein* / *seint* für beide Personen, danach *sind* (vgl. Text 1).

Zusatz:

Die hier festgestellte Verteilung von *sein* und *sind* ist, wie P. v. Polenz in der Diskussion anmerkte, keine individuelle Besonderheit von Schirmer, sondern allgemein schlesisch.

5. Ineinander von Strukturen und Einheiten sehr verschiedenen Alters in einem Text.

Im ersten Satz des Ausschnitts aus der Godesberger Rektorenerklärung fällt die Struktur auf: *Alle Verfahren . . . der Universität als einer öffentlichen Einrichtung müssen nachprüfbar sein*. Das ist verallgemeinert: „etwas muß als Teil von etwas nachprüfbar sein“

„etwas muß als etwas nachprüfbar sein“

„x muß $\left\{ \begin{array}{l} \text{als Bestandteil von y} \\ \text{in seiner Eigenschaft als y} \\ \text{weil es zur Klasse y gehört} \end{array} \right\} \left\{ \begin{array}{l} \text{zugleich zur Klasse z gehören} \\ \text{zugleich der Bedingung z genügen} \end{array} \right\}$ “

Diese Satzstruktur (ein eigenes „Nomotaxem“) erscheint dem heutigen Betrachter als kennzeichnend für die moderne Wissenschafts- und Verwaltungssprache; demgegenüber ist er geneigt, Wörter wie *Verfahren*, *Tätigkeit*, *öffentlich*, *Einrichtung*, *nachprüfbar* als älter zu betrachten.

Ein kurzes Nachschlagen zeigt, daß es sich umgekehrt verhält. Für die Struktur „etwas hat als etwas die und die Eigenschaft“ finden sich schon Belege um 1300 (Behaghel, *Deutsche Syntax*, Bd. 3, S. 271). Dagegen ist *verfahren* als Verb mit der Bedeutung „sich beschäftigen, s. verhalten“ erst frühnhd. belegt, das Substantiv sogar erst 1701 (vorher: *Verfahrung*). *Tätigkeit* erscheint erst um 1700; das einfache Adjektiv *tätig* ist erstmals gebucht 1561 (Maaler, Zürich), nachdem schon mhd. *übeltaetic*, *missetaetic*, *untaetic* u. a. auftreten. *Öffentlich* finden wir als

Wortkörper (Morpholexem) schon ahd. (offanlich, vgl. Kluge-Mitzka, S. 519), aber als diesen Wortinhalt erst seit dem 15. Jh., bei engerer Umgrenzung des Inhalts erst seit dem 17. Jh. *Nachprüfbar* ist als fertiges Wort weder im DWb noch bei Trübner oder Paul/Betz gebucht, ja nicht einmal im „Duden“. Wir verstehen es aber spontan aus „nachprüfen“ und dem Suffix *-bar* als „einer Tätigkeit zugänglich“.

Die größten Altersunterschiede zeigen sich wohl im folgenden Satz: *Auch durch verantwortliche Selbstkontrolle rechtfertigt sie ihre Autonomie*. Das Verb *rechtfertigen* erscheint als Rechtswort schon mhd., in dem hier gebrauchten Sinn aber erst seit dem 18. Jh. Das Substantiv *Selbstkontrolle* steht nicht einmal im Duden von 1961. (Carstensen, Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945, S. 241, führt es zwar an, aber als Synonym zu „Selbstbeherrschung“.) Der grammatische Satzplan hingegen (das Morphotaxem) *etwas tut etwas auf diese Weise* (also: Subj. + Verb + Obj. Akk. + Präpos. Kasus) geht bis auf idg. Zeit zurück.

Die ganze Betrachtung zeigt, mit wie wenig Genauigkeit das wirkliche Alter solcher Einheiten und Strukturen sich überhaupt bestimmen läßt, sie zeigt aber auch, daß für den *heutigen Gebrauch* dieses Alter *gar nicht relevant* ist, sondern nur die Stellung im *heutigen Sprachsystem*. Diese Einsicht sollte man vielleicht auch im akademischen Unterricht in deutscher Sprachgeschichte noch mehr beherzigen als bisher.

Das deutsche Pluralsystem Strukturelle Diachronie

Von Otmar Werner

O. Ein Ausländer, der dabei ist, Deutsch zu lernen, hat es bekanntlich nicht leicht. Die vielerlei Schwierigkeiten, mit denen er es zu tun bekommt, könnte man einteilen in relative und absolute Schwierigkeiten:

Daß es für einen Engländer schwierig ist, das deutsche *dick* und *dich* zu unterscheiden, liegt daran, daß im Englischen eine solche Opposition /k/ – /x/ fehlt; für einen Serben, der einen Unterschied macht zwischen *bik* ‚Stier‘ und *bih* ‚ich wäre . . .‘, ist das kein Problem. Umgekehrt ist es für den Engländer leicht, die deutsche Vokabel *wundervoll* zu behalten, weil er eine ähnliche Vokabel *wonderful* in seiner Sprache hat. Für den Serben ist dieses lange Wort schwieriger, weil er mit seiner Muttersprache noch nichts Entsprechendes vorgelernt hat. Derartige Schwierigkeiten ergeben sich also jeweils aus dem Grad typologischer oder genetischer Verwandtschaft zwischen der bereits beherrschten und der zu erlernenden Sprache; sie sind somit relativ.

Nun gibt es aber noch einen anderen Typ von Schwierigkeiten, der dem Engländer und dem Serben gleich viel Mühe bereitet, weil die Schwierigkeiten im System der Sprache selbst liegen und nicht erst beim Sprachvergleich zu Tage treten. Das Deutsche ist besonders reich an derartigen absoluten Schwierigkeiten.

Ganz allgemein könnte man sagen: Eine Sprache ist – absolut gesehen – um so schwieriger, je mehr Regeln nötig sind, sie vollständig zu beschreiben. Oder umgekehrt: Eine Sprache ist um so einfacher, je konsequenter, genereller sie eingerichtet ist.

Das möchte ich an einem Teilbereich zeigen: An dem Verhältnis zwischen dem Morphem und seinen Allomorphen und an den Regeln für die Verwendung der Allomorphe. Ein Musterbeispiel bietet die Pluralbildung des deutschen Substantivs und deren Vorgeschichte.¹

1. Das System des Neuhochdeutschen

Die heutige deutsche Pluralbildung stellt eines der schwierigsten Kapitel der deutschen Grammatik dar, und zwar aufgrund folgender Gegebenheiten:

1.1. Für die eine Bedeutung „Plural“ gibt es nicht nur ein phonemisches Zeichen – was vom ökonomischen Standpunkt aus das einfachste wäre –, sondern eine ganze Reihe mehr oder weniger unterschiedlicher Zeichen. Das können wir uns an folgenden Beispielen vergegenwärtigen:

UL+er, -er, UL+e, -e, -en, -n, -s, UL, Ø
Männ-er Leib-er Gäst-e Tag-e Strahl-en Funke-n Echo-s Väter Lehrer
(UL ist als „Umlaut“ und Ø als „Null“ zu lesen.)

Dabei handelt es sich hier nur um eine Art Zentralsystem; die vielerlei Zeichen sind bereits weggelassen, die auf (einstige) Fremdwörter oder singuläre Suppletiv-Fälle eingeschränkt (*die Atlanten, die Bauten*) einen Peripherbereich bilden. Inwieweit man das Plural-s zum Zentralsystem rechnen darf, wird uns noch beschäftigen.

Wir haben es also mit 9 sehr verbreiteten, sagen wir, Normalfällen zu tun, wobei ich aber die phonemisch ja auch verschiedenen Umlaute (*Vater–Väter, Mutter–Mütter . . .*), im ganzen 7, bereits als Einheit zusammengefaßt habe.

¹ Dieser Aufsatz geht auf einen Gastvortrag in Oxford, London, Nottingham, Newcastle, Mai 1966, zurück. Von einer stark überarbeiteten Fassung habe ich einen Teil bei der Tagung der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten in Bochum, Oktober 1967, vorgetragen („Die deutschen Pluralzeichen strukturell betrachtet“), den anderen Teil 1968 bei der Jahrestagung in Mannheim. Ich möchte dem Herausgeber, Herrn Prof. Hugo Moser, sehr danken für den vollen Abdruck im vorliegenden Band.

Die automatischen Distributionsregeln der nhd. Plural-Allomorphe:

Sg. Pl.		-e	∅	UL+e	UL	-en	-n	UL+-er	-er	-s
∅	m	Tage	—	Gäste	—	Strahlen	—	Männer	Leiber	Sputniks
	n	Jahre	—	Flöße ¹	—	Herzen	—	Wörter	Rinder	Hochs
	f	Kenntnisse	—	Nächte	—	Frauen	—	—	—	Loks
-e	m	—	Käse ¹	—	—	—	Funken	—	—	
	n	—	Gebirge	—	—	—	Augen ²	—	—	
	f	—	—	—	—	—	Wochen	—	—	
-er	m	—	Lehrer	—	Väter	—	Bauern	—	—	
	n	—	Zimmer	—	Klöster ¹	—	—	—	—	
	f	—	—	—	Mütter ²	—	Mauern	—	—	
-el	m	—	Flegel	—	Nägel	—	Stacheln	—	—	
	n	—	Bündel	—	—	—	—	—	—	
	f	—	—	—	—	—	Nadeln	—	—	
-en	m	—	Spaten	—	Schäden	—	—	—	—	
	n	—	Eisen	—	—	—	—	—	—	
	f	—	—	—	—	—	—	—	—	
-a -i -o -u	m	—	—	—	—	—	—	—	—	Uhuh Echos Muttis
	n	—	—	—	—	—	—	—	—	
	f	—	—	—	—	—	—	—	—	
		—	—	—	—	—	—	—	—	
UL-fähig		+	+	+	+	+	+	+	—	+
<div style="display: flex; justify-content: space-around; width: 100%;"><div>(-e)</div><div>UL(+e)</div><div>-(e)n</div><div>(UL+)-er</div></div>										

¹ bzw. ² zeigt an, daß es nur ein bzw. zwei Substantive dieses Typs gibt.

In der schon traditionell gewordenen strukturalistischen Terminologie könnten wir sagen: Dieses eine Morphem {,Plural'} umfaßt 9 (bzw. 15, bzw. mit dem Peripherbereich noch mehr) Allomorphe. Oder umgekehrt formuliert: Aus der unüberschaubar großen Zahl der kleinsten bedeutungstragenden Elemente des Deutschen, der Morphe, lassen sich diese 9 unter dem Gesichtspunkt der gleichen Kombinationsregeln (an Substantive gebunden) und derselben Bedeutung (die man wiederum mit Kombinationsregeln ausdrücken kann) zu einer Morph-Klasse, zu einem Morphem, zusammenfassen.²

Ich sage das deshalb so ausführlich, weil man in deutschsprachigen Texten vielfach den Terminus „Morphem“ anstelle von „Morph“ oder „Allomorph“ verwendet findet, wodurch er m. E. wieder seinen Sinn verliert.

1.2. Für die Distribution dieser Allomorphe auf die verschiedenen Substantive gibt es zunächst eine Reihe von sog. automatischen Regeln, Einschränkungen in der Kombinierbarkeit, die von der phonemischen Gestalt der Substantive (im Singular) abhängen:

a) Den offensichtlichsten Fall stellen die Allomorphe mit Umlaut dar: Sie sind nur bei bestimmten Wurzelvokalen (bei *a, o, u, ā, ō, ū, au*) möglich, und jeder dieser Vokale wählt jeweils nur einen Umlaut für den Plural aus.

b) Sodann spielt der Ausgang des Substantivs eine Rolle:

So kann z. B. ein Substantiv, das im Singular auf eine starktonige Silbe oder auf eine schwachtonige Silbe mit *a, i, o, u* + Konsonanz endet (wie z. B. *Tag, Kenntnis*), niemals die Pluralzeichen \emptyset , UL, *-n* erhalten.

Das geht aus der Zeile 1 der Matrix S. 94 hervor, in der ich waagrecht die verschiedenen Plural-Allomorphe in einer gewissen vorsorglichen Ordnung eingetragen habe und senkrecht die verschiedenen phonemischen Merkmale der Singular-Formen, die Einfluß auf die Wahl des Plural-Allomorphs haben. Anstelle der schematisch allein notwendigen Plus (+) und Minus (-) wurden zur Veranschaulichung anstelle von Plus zumeist Beispielwörter eingetragen.

Oder (Zeile 2): Ein Substantiv auf schwachtonig *-e* kann nur die Allomorphe \emptyset , *-n* erhalten (*Käse, Funke-n*), keine anderen.

² Zu der Methode und Terminologie vgl. man z. B. Hockett 1958, Gleason 1961, ferner die Beiträge von Harris 1942, 1946, Hockett 1947, 1954, Bloch 1947, Nida 1948, Lounsbury 1953 in der Aufsatzsammlung von Joos 1958. Die Anwendung auf die Diachronie hat vor allem Hoenigswald 1961 theoretisch erarbeitet; lernbuchartig einführend ist Lehmann 1962.

Oder (Zeile 3): Substantive auf *-er* können \emptyset (*Lehrer*) oder UL (*Väter*) oder *-n* (*Bauern*) erhalten.

Ferner: Ein Substantiv mit umlautfähigem Vokal kann sich niemals mit bloßem *-er* verbinden.

Ich habe außerdem – wenn auch nach langem Zögern³ – das Plural-*s* in dieses Schema aufgenommen, u. a. aus einem der hier zu nennenden Gründe: Endet nämlich ein Substantiv, gleich welcher Herkunft oder Stilebene, auf schwachtoniges *a, i, o, u* (also nicht auf [-ə]), so ist das *-s* das allein mögliche hochsprachliche Pluralzeichen. Man muß aber dazu feststellen: So wie die Wörter auf *-a, -i, -o, -u* erst aus der Peripherie ins Zentralsystem hereingekommen sind – *Sofa, Echo* waren z. B. Fremdwörter, *Uhu* kam durch Onomatopoesie zustande, *Mutti* entstammt einer regionalen Kindersprache –, so ist auch das Plural-*s* erst seit einiger Zeit ein Teil des Zentralbereichs geworden.

Die Zugehörigkeit zum Zentralbereich wird durch ein zweites Argument besonders deutlich: Die Produktivität, d. h. die Verwendung bei Substantiven, die erst neu aufgekommen sind, sei es durch Substantivierung (*die Hochs*), durch Abkürzung (*Loks, PKWs*) oder Entlehnung (*Sputniks*). Die verbleibenden Fälle, die Lehn- und Fremdwörter aus Dialekten und anderen Sprachen, die das *-s* als ihr Pluralzeichen schon mitgebracht haben (*Wracks, Jungs, Abonnements, Parties*) oder es nur auf einer regional-umgangssprachlichen Ebene mit sich führen, wären allein kein Grund gewesen, das *-s* in das Zentralsystem einzubeziehen, so wenig wie die Pluralzeichen bei *Spätzli, Atlanten, Soli*. Deshalb habe ich auch Fälle wie *Kumpels, Mädels* nicht in die Matrix bei *-el* eingetragen.

Für die Wahl des Pluralzeichens von Einfluß, könnte man ganz allgemein sagen, sind im Neuhochdeutschen die schwachakzentuierten letzten Silben oder deren Fehlen und der Wurzelvokal. Das ist, verglichen mit anderen Sprachen und Sprachstufen, durchaus keine Selbstverständlichkeit.

Dieser Einfluß der Phonemik geht sogar so weit, daß er – das *-s* ausgenommen – jeweils von zwei Zeichen eines eindeutig auswählt. Wenn man die Matrix als Ganzes überschaut, kann man feststellen, daß in den beiden ersten Spalten (mit dem Plural auf *-e* oder \emptyset) entweder in der linken oder in der rechten Spalte ein Plus (eine Eintragung) steht, daß unter

³ Vor allem in diesem Zusammenhang habe ich Herrn Prof. Peter von Polenz sehr zu danken für seine eingehende Beschäftigung mit meinem Thema und für seine Änderungsvorschläge.

denselben phonemischen Bedingungen niemals beides, *-e* und \emptyset , in Frage kommt; die Allomorphe *-e* und \emptyset sind also nach Maßgabe der Phonemik supplementär distribuiert. Und dasselbe Verhältnis besteht in den beiden nächsten Spalten zwischen *UL+e* und *UL*, sodann zwischen *-en* und *-n* (ein Unterschied, den die gesprochene Sprache mit [štrǎlg, fuŋkp] ohnehin kaum mehr macht) und schließlich zwischen *UL+er* und *-er*, wo die Umlaufähigkeit über die Wahl des Zeichens entscheidet.

Daß man gerade *-e* und \emptyset , *UL+e* und *UL* usw. zusammenfaßt und nicht etwa *-e* und *UL* usw., was theoretisch genauso gut möglich wäre, beruht auf der phonemischen Ähnlichkeit der jeweiligen Varianten, vor allem bei (*UL+*)*-e*, *-(e)n*, (*UL+*)*-er*, so daß nur noch *-(e)* verbleibt; zudem wird dabei – stillschweigend – Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte dieser Zeichen genommen.

Diese Abhängigkeiten und die Reduktion auf die 4 „Flexive“, wie ich sie bei der Matrix unten mit Hilfe der Klammern angezeigt habe, sind in amerikanischen Handbüchern, weitgehend schon bei Curme 1922, S. 70, 80, dann bei Kufner 1962, S. 55, beschrieben; dann hat sie Bech 1963 nochmals eingehend formuliert.

Die noch weitergehende Behauptung Koekkoeks 1965, S. 606–09, der Umlaut sei in jedem Falle „submorphemisch“, weil er durch die Umgebung bedingt sei und weil es neben *Schaden* – *Schäden* auch *Spaten* – *Spaten* gäbe, erscheint mir dagegen unzutreffend oder zumindest methodisch unglücklich. Nicht ohne Grund fehlt bei den Femininen das \emptyset -Allomorph, während *UL* als Allomorph da ist (s. S. 94); die Syntax trägt eben hier nicht in allen Kasus die Numerus-Option. Was soll in den Sätzen *er fragte die Tochter* – *er fragte die Töchter* „be handled in syntax, not morphology“ (S. 608)?

Diese Betrachtungsweise erscheint mir ebenso unzweckmäßig, wie wenn man in engl. *want* – *wanted* das *-ed* als submorphemisch erklärt, weil es parallel dazu *put* – *put* gibt. Weshalb soll man, weil es einige wenige \emptyset -Fälle, d. h. Homophonien, gibt, bei den anderen nicht-homophonen Fällen den vorhandenen phonemischen Unterschied als submorphemisch erklären?

Einen interessanten Versuch, zu einem möglichst einheitlichen Pluralsystem zu kommen, das auch die meisten Lehnwörter einbezieht, hat Beeler 1957/58 unternommen. Er setzt, soweit notwendig, einen eigenen Pluralstamm an, an den dann erst die – nun stark vereinfachten – Plural-Allomorphe treten (*Bäum-e*, *Muse-en*).

1.3. Längst bekannt, wenn auch m. W. nirgends in seinem genauen Umfang knapp zusammengestellt, ist der Befund, daß im Deutschen außerdem zwischen den syntaktischen (Kongruenz-)Regeln, die wir „Genus“

nennen, und der Wahl der Plural-Allomorphe gewisse Abhängigkeiten bestehen. Aus der Matrix ist abzulesen, daß es in dieser Hinsicht verschiedene weitere Einschränkungen gibt, am meisten systematisch bei den Femininen: Ein Feminin auf \emptyset kann niemals (UL+)-er annehmen, kein Feminin kann \emptyset als Pluralzeichen annehmen, bei Femininen auf -el kommt nur -n in Frage, Feminina auf -en im Singular gibt es nicht.⁴

Damit haben wir z. T. schon Fälle erreicht, in denen nur noch ein Zeichen als zutreffend übrig bleibt: beim Typ *Wochen, Nadeln und Bündel, Eisen*.

Einige weitere Fälle von Eindeutigkeit wären noch zu erreichen, wenn wir diejenigen Fälle herausnehmen würden, bei denen es für das eine Genus nur ein oder zwei Beispielwörter gibt; so hätte z. B. ein Maskulinum auf -e im Plural stets -n, wenn wir von *Käse* absehen. Es ist sicher sinnvoll, auch diesen quantitativen Gesichtspunkt einzubeziehen – vor allem für das Spracherlernen. Das hier zu erklärende System ist aber, synchron gesehen, von der unterschiedlich starken Stellenbesetzung unabhängig; es ändert sich erst dann, wenn eine Stelle eines Tages restlos aufgegeben oder eine neue Stelle mit einem Wort eröffnet werden sollte.

Daß gerade das Feminin so wählerisch ist, daß es sich niemals mit \emptyset als Pluralzeichen begnügt, hängt übrigens damit zusammen, daß hier der Artikel im Singular und Plural weitgehend gleich ist (außer im Dativ): *die Frau – die Frauen* . . . Damit rühren wir an die wichtige Feststellung, daß im Deutschen die Plural-Kennzeichnung nicht allein Sache des Substantivs ist; erst dadurch, daß der Artikel, das Demonstrativpronomen, das Adjektiv, das Possessivpronomen, das Verbum (künftig abgekürzt als: „Artikel . . .“) weitgehend an der Singular-Plural-Opposition teilnehmen, sind ja auch die \emptyset -Plurale der Maskuline und Neutren tragbar.

Eine vollständige Morphemik müßte also hier in die Syntax übergreifen und das Zusammenspiel der genannten Wortarten im einzelnen feststellen. Die generative Grammatik würde ja ohnehin alle Morphemik erst aus der Syntax hervorbringen und die Streitfragen zu „morphemisch“ – „submorphemisch“ weitgehend in bloße Reihenfolgen von Regeln auflösen. Weitgehend haben wir aber im Deutschen für den Plural ein geschlossenes System der Substantivflexion, das die vorgenommene taxonomische Behandlung erlaubt oder zumindest als eine Teillösung zuläßt.

⁴ Falls man nicht eine Substantivierung wie *die Sieben* einbeziehen will.

Die Abhängigkeiten des Plural-Allomorphs vom Genus sind so generell, daß wir beides, die phonemischen und syntaktischen Regeln, als automatische Selektionsmöglichkeiten zusammenfassen können.

1.4. Diese – bereits sehr komplizierten – automatischen Regeln selektieren aber nur in wenigen Fällen ein einziges Allomorph. Zumeist bleiben immer noch mehrere übrig: z. B. kann ein Feminin auf \emptyset im Plural die Zeichen *-e*, *UL+e* oder *-en* erhalten (*Kenntnisse*, *Nächte*, *Frauen*); ein Maskulin auf *-er* kann sich entweder wie *die Lehrer* oder *die Väter* oder *die Bauern* verhalten. Welches dieser verbleibenden Plural-Zeichen tatsächlich zutrifft, ist nicht mehr Sache der Phonemik oder Syntax, sondern der Lexemik; das hängt ganz vom einzelnen Substantiv ab – nicht mehr von gemeinsamen Merkmalen der verschiedenen Substantiv-Gruppen – und muß von unseren Ausländern wortweise oder in unterschiedlich langen Listen gelernt werden.

Die Termini „Morphem“ und „Lexem“ sollen hier so verwendet werden, daß Morpheme alle kleinsten bedeutungstragenden Einheiten umfassen; die Lexeme bilden davon diejenige Teilmenge, deren Bedeutungen zweckmäßigerweise nicht von der generalisierenden Grammatik umschrieben werden, sondern dem Lexikon überlassen bleiben. Diese pragmatische Definition ist nicht frei von Problematik (u. a. weil ein strukturelles Lexikon eben auch soweit wie möglich seine semantischen Angaben generalisieren sollte). Sie hilft aber, einen in der deutschsprachigen Literatur häufig zu lesenden oder unterschwellig vorausgesetzten Irrtum vermeiden: daß die „Lexeme“ Bedeutungen trügen, also den Dingen der außersprachlichen Welt zugeordnet seien, daß die „Morpheme“ (die Endungen, Ableitungssuffixe, Pronomina . . .) dagegen nur „Funktion“ hätten, nur Signale für die innersprachliche Ordnung seien. ‚Plural‘, ‚Konjunktiv‘, ‚männlich‘ (*er* statt *sie*), *bringen* (in *zum Abschluß bringen*) haben selbstverständlich auch mit Außersprachlichem zu tun und tragen genauso „Bedeutungen“.

Daß bisweilen bei ein und derselben Singularform tatsächlich mehrere der automatisch möglichen Plural-Allomorphe verwendet werden, sind unterschiedliche Sonderfälle, die keinerlei Vereinfachung des Systems bedeuten.

Entweder sind mehrere regionale Varianten als hochsprachlich akzeptiert (*die Kragen* – *die Krägen*); keinerlei generelle Merkmale zeigen an, bei welchen Substantiven das der Fall ist.

Oder es liegt Bedeutungs differenzierung vor (*die Worte* – *die Wörter*, *die Mütter* – *die Muttern*); dann muß man synchron zwei verschiedene

Lexeme ansetzen, die nur die Besonderheit haben, daß sie im Singular homophon sind.

Diachron könnte man als Regel formulieren: Verbindet sich mit einem phonemischen Unterschied ein Unterschied in (zumindest) einem semantischen Merkmal, so tritt Morphem-Spaltung (meist Lexem-Spaltung, „Wortspaltung“) ein. Das Eigenartige ist, daß sich mit den doppelten Plural-Allomorphen nun nicht etwa eine Differenzierung in der Bedeutung ‚Plural‘ verbindet (etwa ‚Plural‘ – ‚Dual‘), sondern in der Bedeutung des vorangehenden Lexems. Morphe sind definiert durch ihre (u. U. unterbrochene) Phonemfolge und durch die Kombinationsregeln dieser Folge. Die Regel für die Kombination mit dem Plural-Allomorph kann also mit zur Definition eines Lexems gehören (ebenso wie die Genus-Kombinationsregeln in *der See* – *die See*).

1.5 Das nhd. Verteilerschema möchte ich nicht verlassen, ohne noch ein naheliegendes Argument allgemeiner Art aufzugreifen: Bietet diese Darstellung denn etwas Neues? War uns das nicht alles schon bekannt?⁵ In diesem Zusammenhang ist es sinnvoll, auch auf einige unserer neueren Standard-Grammatiken einen kurzen Blick zu werfen.

Zunächst darf man allgemein feststellen, daß die einzelnen Fakten einer muttersprachlichen Grammatik selbstverständlich alle schon von vornherein bekannt sind. Neu ist nur das jeweilige Verfahren, die Fülle der Fakten zu klassifizieren, d. h. nach gemeinsamen und unterschiedlichen Merkmalen zu ordnen. Die anzustrebende vollständige und möglichst einfache Beschreibung ist bei der Grammatik keine sekundäre Außerlichkeit, sondern ihre zentrale Aufgabe.

Es fällt vor allem auf, daß ich die Numerus-Opposition unabhängig von den Kasus-Oppositionen behandelt habe. Die Berechtigung sehe ich darin, daß der Plural in der nhd. Substantivflexion seine eigenen, nur ihm zugeordneten Morphe hat, deren phonemische Gestalt zudem von den Kasusveränderungen nicht beeinflußt wird. Kasus und Numerus sind nicht – wie etwa im Lateinischen oder Althochdeutschen – in denselben Morphen unauflösbar vereinigt. Wenn man für das Neuhochdeutsche Kasus/Numerus als flexivische Einheit behandelt, so ist das – jetzt allerdings etwas übertrieben formuliert – ähnlich unpassend, wie wenn man von einer nhd. Diminutiv/Kasus-Flexion sprechen würde (*Haus*, Dim. G.

⁵ Für das Folgende verdanke ich viele Anregungen den Diskussionsrednern bei der Tagung in Bochum.

Häus-chens). Denn ein Substantiv kann zunächst mit einem Diminutiv-Suffix bzw. mit einem Numerus-Suffix versehen werden und dann, darüber hinausgehend, Kasuszeichen (weitere Suffixe am Substantiv oder am Artikel . . .) erhalten.

Eine gewisse Abhängigkeit besteht nur umgekehrt, insofern als bei den Kasuszeichen zumeist unterschiedliche Allomorphe nach Maßgabe des Numerus ausgewählt werden; beim Dativ z. B. in *de-m Mann-e* – *de-n Männer-n* /-m . . . -e/ und /-n . . . -n/. Solche Differenzen stützen – aber nur redundant – den Numerus.

Hier muß man aber sogleich hinzufügen, daß es doch einige wenige Stellen gibt, an denen eine Kas./Num.-Überlagerung besteht; diese Stellen liegen allerdings außerhalb der hier behandelten Substantivsuffigierung. Einmal wird bei den Ø-Pluralen im Artikel . . . zusammen mit dem Kasus auch der Numerus bezeichnet (*die Lehrer*). Zum anderen besteht bei der verbliebenen sog. schwachen Deklination Homophonie zwischen dem Pluralsuffix und den Suffixen des G. D. A. Sg.; auch hier schafft erst der Artikel . . . für beides gleichzeitig Eindeutigkeit (*dem Herzen* – *die Herzen*).

Bech 1963 folgend habe ich eine erste durchgehende Auswahl aus den Plural-Allomorphen dem Ausgang (und dem Wurzelsvokal) der Singularform überlassen. Das weitere Kriterium Genus wurde untergeordnet, weil es eine weitaus weniger generelle Auswahl trifft, am konsequentesten noch bei den Femininen. Es hat sich ferner gezeigt, daß gewisse Rangfolgen für die Selektionswirkung der Kombination Ausgang/Genus bestehen: Mask. – Neutr. – Fem. und Ø, -e, -er, -el, -en selektieren mit zunehmender Wirkung. Die Ausgänge -er, -el, -en bilden also keine einheitliche Bedingung, wie es die meisten Grammatiken darstellen.

Ich meine, daß es für eine Grammatik gut ist, wenn sie alle diese stark generellen Abhängigkeiten zunächst einmal knapp und einheitlich darstellt – etwa in einer Matrix – und erst dann auf zusätzliche Regeln kleineren Ausmaßes (z. B. können an die Stelle von *Gebirge* nur noch andere *Ge*-Ableitungen treten), auf die Fülle der Beispiele und auf die Sonderfälle außerhalb des Schemas eingeht.

Von den eingesehenen Grammatiken hat die von Fourquet 1952 (S. 33–38) als einzige die Numerusflexion weitgehend von der Kasusflexion konkret abgehoben mit dem Ansatz eines *radical de pluriel* (*Sohn* – *Söhne*). Diese Plural-Radikale umfassen also auch das gesamte Pluralzeichen und nicht wie Beelers

Stämme alles bis auf das eigentliche Pluralsuffix (*Söhn-*). Bewundernswert ist Fourquets knappe Darstellung, etwa das Schema für das Genus.⁶

Glinz 1952 (S. 148–54) handelt zwar eigens vom Numerus, allerdings nur von seiner „inneren Form“, nicht von seinen „Klangbildern“ (1965 „Wortkörpern“). Brinkmann 1962 geht wohl auf die „Gestalt“ ein, indem er (S. 8–12) 6 Formklassen nach den Pluralzeichen aufstellt und Genera, Kasusbildungen dazu angibt. Wenn er aber dann partout nach „Leistungen“ sucht und zu weiteren Zuordnungen wie „bäuerliche Welt“, „dauernde Erscheinungen des menschlichen Daseins“, „Objektsbegriffe“ kommt, so wird es m. E. unergiebig, weil es eben für die einzelnen Pluralzeichen keine generalisierbaren semantischen Merkmale oder Oppositionen gibt (sonst wären sie übrigens Morpheme und nicht Allomorphe).

Erben 1966 behandelt zunächst die Kasus und kommt dabei (S. 112) auf den Numerus als eine weitere Untergliederung zu sprechen. Später (S. 134–43) werden dann, nach der Singularflexion und den Genera gegliedert, die Pluralzeichen aufgeführt (wobei der Umlaut nur in Fußnoten erscheint).

Jørgensen 1966 hat zwar auch die Kasus- und Numerusflexion eng verbunden; er kommt aber dabei mit dem Prinzip, zunächst die generellen Merkmale hervorzuheben und möglichst erst dann die Einzelheiten folgen zu lassen, zu einer wohlthuenden Übersichtlichkeit und Vollständigkeit.

Die Duden-Grammatik von Grebe 1966 gibt zunächst volle Kasus/Numerus-Paradigmen. Als dann gesondert auf den Plural eingegangen wird, erhalten – dem spezifischen Anliegen entsprechend – die Sonder- und Zweifelsfälle allerdings mehr Explikation als der Zusammenhang des Zentralsystems.

2. Das System des Indogermanischen

Die Pluralbildung beim nhd. Substantiv ist deshalb so schwierig, weil das eine Morphem viele Allomorphe hat und die Distributionsregeln für diese Allomorphe sehr kompliziert, d. h. sehr wenig generalisiert sind.

Wir geben uns aber damit nicht zufrieden; wir möchten wissen, warum es denn so viele Allomorphe gibt und warum die Regeln so kompliziert sind – a priori, und wie wir von anderen Sprachen her wissen, wäre das doch alles nicht nötig.

Um darauf eine relativ befriedigende Antwort zu finden, bleibt uns nichts anderes, als nach der Entstehung zu fragen, also historische Gram-

⁶ Nebenbei: S. 35, Z. 1–5, enthält eine Unstimmigkeit: Z. 2 muß auch *-n* (nicht *-en*) stehen, und die beiden Sätze müssen somit wohl verbunden werden.

matik zu treiben. Wir müssen dabei zunächst so weit zurückgehen, bis wir auf ein System treffen, das diese Komplikationen nicht hat (vielleicht aber ganz andere); in unserem Falle heißt das bis zum Indogermanischen. Sodann können wir auf dem Weg zur heutigen Sprache beobachten, seit wann und wodurch die verschiedenen Komplikationen zustande gekommen sind. Bei diesem umfangreichen Vorhaben kann ich mich hier aber nur auf die wichtigsten Vorgänge konzentrieren.

In sehr verkürzter Weise möchte ich zunächst eine Analyse des idg. Substantivs anbieten, die sich auf modernere indogermanistische Arbeitsweisen stützt und damit etwas von dem abweicht, was wir in unseren Handbüchern vorfinden.⁷

2.1. Ich habe zunächst als Beispiele eine kleine Liste von ahd. N. Pl.-Formen zusammengestellt, angeordnet nach unseren traditionellen Grammatiken als vokalische *o*-, *ā*-, *i*-Deklinationen und als konsonantische *n*-, *s*-Deklinationen (zu denen man auch die Wurzelnomina rechnet).

		ahd.		idg.	
vok. Dekl.	{	<i>o</i>	<i>tagā</i>	‚Tage‘	<i>dhoghōs</i> <i>dhoghoes</i>
		<i>jo</i>	<i>hirte</i>	‚Hirten‘	<i>kerdhjōs</i> <i>kerdhjoes</i>
		<i>o</i>	<i>wort</i>	‚Wörter‘	<i>urdhā</i> <i>urdheā₂</i>
		<i>ā</i>	<i>gebā</i>	‚Gaben‘	<i>ghebhās</i> <i>ghebbeheā₂es</i>
		<i>i</i>	<i>gesti</i>	‚Gäste‘	<i>ghostejes</i> <i>ghostejes</i>
kons. Dekl.	{	<i>n</i>	<i>hanun</i>	‚Hähne‘	<i>kanones</i> <i>kanones</i>
		<i>n</i>	<i>herzun</i>	‚Herzen‘	<i>kerdonā</i> <i>kerdoneā₂</i>
		<i>s</i>	<i>kelbir</i>	‚Kälber‘	<i>ghjolbhesā</i> <i>ghjolbhesēā₂</i>
		Wzl.	<i>naht</i>	‚Nächte‘	<i>noktes</i> <i>noktes</i>

Daneben steht die traditionelle Rekonstruktion ins Indogermanische, wie sie uns die Indogermanisten aufgrund umfassender Sprachvergleiche liefern.

⁷ Die Elemente der Laryngal-Theorie fand ich bei Hjelmslev 1963 leicht verständlich dargestellt, der daneben auch die Berechtigung sprachlicher Rekonstruktionen nochmals fundiert; viel verdanke ich außerdem den Vorlesungen von Prof. Karl Hoffmann, Erlangen. Zudem habe ich Lehmann 1964, Winter 1965 benutzt; verweisen kann ich auch auf Adrados 1965.

Die Beispiele sind dazu so gewählt, daß man bei ihnen eine sehr alte Koppelung der jeweiligen Wurzeln mit der jeweiligen Flexion annehmen kann; doch gibt es dafür keine absolute Sicherheit.

Dieses Rekonstruktionsergebnis können wir einer noch etwas weitergehenden Analyse unterwerfen, indem wir zunächst – in traditioneller Weise – die schleiftonigen Vokale auflösen ($\bar{o} \rightarrow oe$, $\bar{a} \rightarrow \bar{a}e$) und indem wir das \bar{a} als $e + \partial_2$ (∂_2 : „Laryngal 2“) interpretieren. Das Ergebnis steht rechts daneben.

Wir benötigen nur diese kleine, wohlfundierte Regel aus der Laryngal-Theorie, ohne auf die weitere Problematik der Laryngale eingehen zu müssen. Wir wollen auch nicht entscheiden, wieweit wir mit diesen Auflösungen ein phonetisch reales Früh-Indogermanisch erzielen oder nur eine vereinfachte Strukturbeschreibung (so wie man z. B. ein [u:] im heutigen Englisch als / \bar{u} /, /uu/ oder /uw/ analysieren kann).

2.2. Nun können wir diese Formen miteinander vergleichen und ein Strukturthema aufstellen; einen weiteren Vergleich erlauben z. B. die entsprechend aufgegliederten N. Sg.-Formen daneben. Es ergibt sich:

Strukturelle Analyse und Klassifizierung idg. Substantive...

Strukturelle Analyse und Klassifizierung idg. Substantive... im N. Pl.				im N. Sg.			
Wurzel œviele	Vokal e/o/ø/ē/ō	Kons. verschiedene	N. Pl. /-es, -æ₁/	Wzl.	Vok.	Kons.	N. Sg. /-s, -m, ø/
nokt	—	—	es	“	—	—	s
dhogh	o	—	es	“	ɔ	—	s
kerdh	ʊ	—	es	“	ʊo	—	s
ugdh	e	—	æ₂	“	o	—	m
ghebh	e	æ₂	es	“	e	æ₂	ø
ghost	e	f	es	“	ø	l	s
kan	o	n	es	“	ō	n	ø
kerd	ō	n	æ₂ (> ā)	“	ō	n	ø
guolbh	e	s	æ₂ (> ā)	“	e	s	ø
a	b	c	d	a	b	c	d

a) Bei allen Formen ist eine Wurzel vorhanden (*nokt.* . .), die selbstverständlich von Wort zu Wort wechselt; die Etymologen können u. U. klären, ob es sich dabei um einfache oder im Sinne der Wortbildungslehre bereits erweiterte Wurzeln handelt. Nur bei *nokt-es* folgt dieser Wurzel sogleich ein *-es*, das damit einen eigenen Typ repräsentiert.

b) Bei allen anderen Wörtern folgt zunächst ein Vokal, der allerdings in verschiedenen Ablautstufen, im N. Sg. auch in der \emptyset -Stufe, vorliegen kann. Bei *dhogh-o-es* schließt sich an diesen Vokal, hier *o*, sogleich das *-es* an, das damit einen zweiten Typ repräsentiert. Das *kerd-~~to~~-es* stellt einen möglichen Untertyp dar, bei dem ein Halbvokal dem Vokal vorangeht. Wenn wir beim Beispiel *urdh-e-a₂* das *-a₂* parallel zu *-es* stellen, erhalten wir nochmals denselben Typ.

c) Bei den restlichen Wörtern folgt dem Vokal ein Konsonant, im Singular und Plural jeweils derselbe; sie stellen wiederum einen eigenen Typ dar.

Man beachte bitte: Nach diesem Verfahren werden die traditionellen \bar{a} -, *i*-Klassen zu den konsonantischen gerechnet; die a_2 , *i* stehen parallel zu *n*, *s*, nicht parallel zum *e/o* der sog. *o*-Deklination. Ein *e/o/∅* . . ist also auch bei den konsonantischen Klassen vorhanden; sie unterscheiden sich aber dadurch, daß sie darüber hinaus einen zusätzlichen Konsonanten haben, wobei das *i/ü* (ebenso *u/ü*) ja bekanntlich je nach Position im Sinn von Silbenbauregeln als Vokal oder Konsonant fungiert. Der falsche Eindruck, man dürfe *o* – *i* als eine einfache Opposition sehen, ergibt sich z. B. im N. Sg., etwa bei *dhogh-o-s* – *ghost-i-s*. Dem *o* entspricht aber in *ghost-∅i-s* die Schwundstufe des Ablautvokals; und dem *i* entspricht in *dhogh-o* – *-s* das Fehlen eines Konsonanten.

Alle bisher festgestellten Teile sind also im N. Pl. und im N. Sg. gleichermaßen vorhanden; sie haben somit nichts mit der Kasus/Numerus-Flexion zu tun.

Man kann das bei b) und c) Festgestellte als „stambildende Suffixe“ (künftig abgekürzt als: „stb. Suffix“) bezeichnen, deren ursprüngliche Funktion noch weitgehend ungeklärt ist. Im späteren Indogermanischen, wo meistens einer Wurzel jeweils ein solches Suffix und nur eines (oder keines) zugeordnet ist, muß man es wohl mit zum Träger der lexikalischen Bedeutung rechnen; die stb. Suffixe gehörten im Prinzip wohl zu den Wurzelerweiterungen oder sind Teile solcher ehemaliger Wortbildungselemente.

Daß man dennoch einen Teil dieser Wurzelerweiterungen als „stb. Suffixe“ eigens abhebt, hat seine – allerdings vorwiegend diachronen – Gründe; sie sind es

nämlich, die schrittweise in die Flexion einbezogen werden, namentlich im späteren Germanischen (s. u.).

d) Nun kommt das für uns Entscheidende: Ein Vergleich des N. Pl. mit dem N. Sg. ergibt, daß erst die nun folgenden Teile /-es, -ə₂/ den N. Pl. tragen – im Gegensatz zum N. Sg. mit den Allomorphen /-s, -m, Ø/.

Die Indogermanistik rechnet (vor allem auch aufgrund des Hethitischen) damit, daß -ə₂ das ursprüngliche N./A. Pl.(neutr.)-Zeichen war, so wie es auch beim Typ *urdhe-ə₂* noch vorliegt. Gerade von daher habe man dann aber die ganze Verbindung *eə₂*, die zu *ā* wurde, als N./A. Pl.-Zeichen analogisch auf den Typ *kerdōn-ā* übertragen.

Wie ein Vergleich mit den anderen Kasus (D. Pl. -*mis*, D. Sg. -*ei*. . .) zeigen würde, tragen diese festgestellten Allomorphe beides, Kasus und Numerus, gleichzeitig, ohne daß es – jedenfalls auf dieser späten Stufe – möglich ist, dem Kasus und dem Numerus jeweils eigene, phonemisch abgrenzbare Morphe zuzuordnen.

Auf den N. Pl. und N. Sg. habe ich mich hier deshalb eingeschränkt, weil sich vor allem aus ihnen die nhd. Numerus-Opposition entwickelt hat.

Der Vergleich der Kasus/Numerus-Allomorphe zeigt noch folgendes: Der N. Sg. hat zwar z. T. auch ein Allomorph Ø, das aber gleichwertig neben -s, -m steht und somit morphemisch zu werten ist. Auf dieser Stufe ist also auch der (N.) Singular jeweils bezeichnet. Einen N. Sg. in einen N. Pl. transformieren, heißt also nicht – wie im heutigen Deutsch – ein Suffix hinzugeben, sondern eines austauschen.

2.3. Wir haben zwar auf dieser alten Stufe auch nicht das „Ideal“ 1 Morphem – 1 Allomorph (1 Bedeutung – 1 Zeichen); die Distributionsregeln für die beiden Plural-Allomorphe sind aber höchst einfach: -es verbindet sich mit Maskulin/Feminin und -ə₂ mit Neutrum. Außer den – hier nicht zu erörternden – Kongruenzregeln „Genus“ ist nichts für die Wahl des Plural-Allomorphs von Einfluß. Anders als im Neuhochdeutschen ergibt sich diese sehr simple Matrix:

	-es	-ə ₂
m/f	+	—
n	—	+

Das hier analysierte Indogermanisch ist natürlich eine von vielen Sprachstufen. Für die Indogermanistik ist es eine weitere Aufgabe, zu klären, wie dieses System mit seiner Allomorphik zustande gekommen ist, und was es eventuell daneben noch gegeben hat (das tun z. B. Schmidt 1889, Lehmann 1958). Insofern ist das Erklären eines Sprachzustandes aus älteren Vorstufen immer ein relatives Bemühen.

Allerdings: Das hier vorgeführte Indogermanisch ist genau die Stufe, zu der wir zurück müssen; denn die Komplikationen dieser Stufe werden auf dem Weg zum Althochdeutschen beseitigt (*-es* schwindet ebenso wie *-a₂* bzw. *-ā*). Und die grundlegenden Komplikationen des Neuhochdeutschen entstehen unmittelbar nach dieser Stufe.

3. Die Entstehung des althochdeutschen Systems

Den Bau der idg. Substantive können wir also mit der folgenden dreigliedrigen Formel umschreiben:

Wurzel (+ stb. Suffix) +	Endung
<hr/>	
Stamm	Flexion
'lex. Bed.'	'Kas./Num.'

wobei sich für das fakultative stb. Suffix die weitere Gliederung (H) V (K): („Halbvokal“) Vokal (Konsonant) angeben läßt.

Der schon im Indogermanischen einsetzende und im Althochdeutschen so gut wie abgeschlossene Umbau führt zu der Fusion von stb. Suffix + Endung – vom stb. Suffix werden immer mehr Phoneme in die Flexion einbezogen –, so daß sich schließlich dieser Bau ergibt:

Wurzel +	Endung
'lex. Bed.'	'Kas./Num.'

3.1. Diese Fusion muß schon innerhalb des Indogermanischen phonemisch begonnen haben durch die Entstehung der Schleiftöne und die Entsprechung $e a_2 \rightarrow \bar{a}$. Der analogische Ersatz von a_2 durch \bar{a} bei *kerdōn-a₂* nach dem Muster von *urđh-o-a₂* / *urđh-ā* zeigt ferner, daß bei *urđh-ā* das ganze \bar{a} , also stb. Suffix + Endung, als N. Pl.-Zeichen fungiert hat.

Von weitaus größerer Wirkung war jedoch der germ. Endungsverfall. Am Wortende schwanden schrittweise bestimmte phonemische Mengen nach etwas komplizierten, aber genau beschreibbaren phonemischen Regeln – also ohne Rücksicht auf die jeweilige morphemische Gliederung.

In unserem Falle sind auf dem Weg zum Althochdeutschen beide N. Pl.-Allomorphe /-es, -ā/ im Prinzip gleichermaßen geschwunden. Somit stehen am Wortende nun nicht mehr die wenigen ehemaligen Kas./Num.-Zeichen, sondern die große Vielzahl der einstigen stb. Suffixe, die ursprünglich mit der Flexion nichts zu tun hatten, oder die bloße Wurzel (bei den Wurzelnomina und bei dem Typ *ur₂dh-e-a₂*, bei dem auch das stb. Suffix mit abgezogen wurde). Besonderheiten ergeben sich auch dadurch, daß das *e* von -es schon idg. unterschiedlich mit den vorangehenden Phonemen verschmolzen war.

Bei den folgenden idg. und ahd. Beispielwörtern wird mit den Klammern angedeutet, was geschwunden ist, und mit den Unterstreichungen, was die verbleibenden Ausgänge an Suffixen lieferten (wobei sich bei den Verschmelzungen allerdings keine genaue phonemische Grenze angeben läßt):

<i>nokt</i>	– (cs)	<i>naht</i>	– ∅
<i>dhogh</i>	– <u>o-e</u> (s)	<i>tag</i>	– <i>a</i>
<i>kerdh</i>	– <u>u</u> -(es)	<i>hirt</i>	– <i>e</i>
<i>ur₂dh</i>	– (e-a ₂)	<i>wort</i>	– ∅
<i>ghebh</i>	– <u>e-e₂</u> -e(s)	<i>geb</i>	– <i>a</i>
<i>ghost</i>	– <u>e-t</u> -e(s)	<i>gest</i>	– <i>i</i>
<i>kan</i>	– <u>o-n</u> -(es)	<i>han</i>	– <i>un</i>
<i>kerd</i>	– <u>o-n</u> -(ā)	<i>herz</i>	– <i>un</i>
<i>guolbh</i>	– <u>e-s</u> -(ā)	<i>kelb</i>	– <i>ir</i>

Etwas Paralleles hat sich übrigens auf dem Weg vom älteren zum neuen Französischen ereignet, was synchron im Gegensatz von Schriftbild und gesprochener Sprache zumeist gut zu sehen ist; auch hier ist das einstige (fast) einheitliche Pl.-Zeichen -s geschwunden, so daß heute ein kompliziertes System an seine Stelle getreten ist. So ist übrigens der unsinnige Satz „Im Französischen und Englischen wie in den sonstigen abendländischen Sprachen gibt es das feste und eindeutige Pluralzeichen -s“ (Stegmann von Pritzwald 1962) auch in dieser Hinsicht falsch.

Wäre es nun so, daß in allen Fällen genau das Kas./Num.-Zeichen geschwunden wäre, z. B. im N. Pl. *-es*, im N. Sg. *-s* usw., dann wäre die idg. Flexion völlig erloschen; wir hätten dann nur inflexible Wörter mit verschiedenartigen Ausgängen. Nun waren aber die idg. Kas./Num.-Allomorphe phonemisch unterschiedlich groß (*-s*, *-es*, *-mis*), während die Subtraktion überall eine phonemisch gleich große Menge erfaßte. So kam es, daß z. B. beim

N. Sg.	<i>dhogh-o-s</i>	<i>tag-Ø</i>	nichts mehr,
N. Pl.	<i>dhogh-o-es</i>	<i>tag-ā</i>	das von der Endung her gelangte stb. Suffix,

D. Pl. *dhogh-o-mis* *tag-um* das stb. Suffix und Teile der Endung erhalten blieben.

Diese verbleibenden Reste aus dem stb. Suffix und der Kas./Num.-Endung ergaben zusammengefaßt doch wiederum so viele phonemische Unterschiede, daß sie weiterhin eine Flexion ergaben und Kas./Num.-Unterschiede tragen konnten. Etwas allgemeiner formuliert: Die neue Flexion verdankt also der einst unterschiedlichen Struktur der phonemischen und der morphemischen Ebene und der eigengesetzlichen (man könnte sagen „rücksichtslosen“) Auswirkung der Phonematik auf die Morphematik ihr schrittweises Entstehen.

Dazu konnten einst irrelevante Ablautunterschiede im stb. Suffix, z. B. in

G. Sg.	<i>kan-en-es</i>	<i>han-in</i>
N. Pl.	<i>kan-on-es</i>	<i>han-un</i>

morphemische Relevanz erlangen.

Daß das neue Flexionssystem, das sich übrigens auf 5, dann auf 4 Kasus reduziert hat, nach dieser phonemischen „Katastrophe“ alles andere als klar und geordnet war, ist nicht verwunderlich. Es enthält folgende Komplikationen (man ist geneigt zu sagen, „Mängel“):

Einerseits reichen diese verbliebenen Flexionsunterschiede doch an vielen Stellen nicht aus, um alle Kas./Num.-Unterschiede eindeutig von einander abzuheben. Zahlreiche Homophonien (z. B. *hanun*: A. Sg., N. Pl., A. Pl.) müssen erst durch syntaktische Mittel aufgelöst werden (**den hanun*, **dia hanun singant*, **er nam dia hanun*).

Andererseits sind umgekehrt ein und demselben Kasus sehr viele („viel zu viele“) Allomorphe zugeordnet; für den N. Pl. kann man (allein aus der obigen Liste) 6 Allomorphe feststellen (Ø, *-ā*, *-e*, *-i*, *-un*, *ir*).

Aufgrund dieser komplizierten Gegebenheiten ist man bei der Sprachbe-

schreibung zu zweierlei gezwungen: Einmal muß man in der Grammatik Flexionsklassen aufstellen, d. h. Sätze (*sets*) von Kas./Num.-Zeichen, die immer wieder gekoppelt auftreten (z. B. ist \emptyset , -es, -e, \emptyset ; -ā, -o, -um, -ā ein solcher Satz). Zum anderen müßte das Lexikon bei jeder einzelnen Wurzel angeben, mit welchem Satz sie zu koppeln ist.

Diese beiden komplizierten Regelmengen sind lediglich Verteilermechanismen für die Allomorphie; für die Morphemik, für die Information, enthalten sie nichts.

Aufgrund der bisherigen Vergleiche des Indogermanischen mit dem Althochdeutschen ist es mir unverständlich, wie von Kienle 1960 (S. 127, 128) so schiefe bis falsche Aussagen machen kann wie: „Die nominale Flexion erfährt bereits in germanischer Zeit eine weitgehende Vereinfachung ihres Formenschatzes.“ „Die ursprüngliche Vielheit der Flexionsklassen erfährt eine Reduzierung.“ „Die Flexionsstämme des . . . Althochdeutschen pflegt man nach dem Ausgang des Wortstammes zu bezeichnen, an den die Kasusendung trat.“ Ich halte es auch für inkonsequent und irreführend, wenn unsere „Althochdeutsche Grammatik“ die -ir-Plurale bei der *a*-Deklination behandelt (Braune/Mitzka 1967, S. 185 f.) und wenn hinzugefügt wird: „-ir (mhd. -er), das ursprünglich keine Endung, sondern stambbildendes Element (idg. *es* > germ. *iz*) ist“ (Braune/Ebbinghaus 1964, S. 32), als ob alle anderen Flexionszeichen ursprüngliche Endungen gewesen wären. Unglücklich Synchronie und Diachronie vermengend ist es auch, wenn Braune/Mitzka bei der Beschreibung des Althochdeutschen von „*a*-Stämmen“ . . . spricht; Verwirrung schafft auch ein Einleitungssatz wie: „Die Flexionsformen des Substantivs sind aus der Verbindung von Stamm und Kasusendung erwachsen“ (S. 181) – gemeint ist wohl „stb. Suffix“ und „Kas./Num.-Endung“; aber auch dann bleibt die Aussage ungenügend.

3.2 Synchron gesehen gibt es im Althochdeutschen also keinerlei automatische Regeln dafür, welche Wurzel sich mit welchem Satz von Kas./Num.-Zeichen verbindet, oder traditioneller gesprochen, welcher Deklinationsklasse ein Wort angehört, (so wenig wie es im Indogermanischen automatische Regeln für die Verbindung Wurzel – stb. Suffix gab). Wenn sich einige Wortbildungstypen generalisieren lassen, wie z. B. Maskulina auf -āri flektieren wie *hirti*, Feminina auf -scaf wie *anst*, so erfaßt man damit auch nur Teilmengen der einzelnen Klassen. Das einzige, was sich mit generellen Regeln beschreiben läßt, ist das Verhältnis der Kas./Num.-Allomorphie zueinander.

Wenn wir einerseits davon ausgehen, daß der N.Sg. eine gewisse Basis-Form bildet – die man zunächst lernt –, und andererseits schon den

Blick auf das Neuhochdeutsche richten, dann ist es ganz sinnvoll, das Verhältnis zwischen den verschiedenen N.Sg.-Allomorphen und den N. Pl.-Allomorphen auf Regeln hin zu untersuchen.

In die Matrix S. 112 habe ich wiederum senkrecht die 5 vorhandenen N. Sg.-Allomorphe und waagrecht die 7 N.Pl.-Allomorphe eingetragen. Dann läßt sich ablesen:

a) Wenn z. B. der N.Sg. das Allomorph \emptyset hat, dann sind sehr viele N.Pl.-Allomorphe möglich: \emptyset bei *man*, \bar{a} bei *tagā*, $-i$ (mit automatischem UL) bei *gesti*, $-ir$ (mit automatischem UL) bei *kelbir*. Ähnlich verbleiben beim N.Sg. auf $-a$ für den N.Pl. 3 Allomorphe.

Wenn dagegen der N.Sg. $-i$, $-u$, $-o$ lautet, dann ist jeweils ein einziges N. Pl.-Allomorph festgelegt.

b) Gewisse weitere Einschränkungen bestehen außerdem zwischen der Kombination Genus – Deklinationsklasse.

Die bereits eindeutigen Fälle *situ*, *hano* umfassen nur Maskulina.

Bei den mehrdeutigen Fällen reduziert das Genus die Möglichkeiten: Beim N.Sg. \emptyset gibt es für das Maskulin nur noch 3, für das Feminin und Neutrum jeweils noch 2 Allomorphe.

Beim N.Sg. auf $-a$ löst zwar das Neutrum den Typ *herza* – *herzun* heraus; es verbleiben aber noch immer für das Feminin die 2 Möglichkeiten *geba* – *gebā* und *zunga* – *zungūn*.

Daß sich die Genera nur mit gewissen Plural-Allomorphen, d. h. mit gewissen Deklinationsklassen, verbinden, ist in keiner Weise mehr ein Nachwirken der idg. Verteilerregeln von $-es$ und $-a_2$. Seit dem Indogermanischen und weiter noch im Germanischen haben sich vielmehr Einschränkungen in der Kombinierbarkeit von stb. Suffix und Genus herausgebildet: $ea_2 > \bar{a}$, schränkt sich auf das Feminin ein, $-es$ auf das Neutrum usw. Dieser eigentümliche, nie konsequent und restlos abgeschlossene Prozeß der Genus-Markierung am Substantiv – eine eigenartige sprachgeschichtliche Episode – wirkt also im Althochdeutschen bei der Verteilung der Plural-Allomorphe nach.

Die automatischen Abhängigkeiten zwischen den N.Sg.- und den N.Pl.-Allomorphen im Althochdeutschen:

N.Sg. \ N.Pl.		∅	-ā	-e	-i	-ir	-un	-ūn
∅	m	man	tagā		gesti			
	f	naht			krefti			
	n	wort				kelbir		
-a	f		gebā				herzun	zungūn
	n							
-i	m			hirte				
	n				kunni			
-u	m				siti			
-o	m						hanun	
			-ā/-e		-i(r)		-ūn	

 Homophonien

c) Eine weitere Selektion bei den noch immer bestehenden mehrfachen Möglichkeiten könnte man mit Hilfe von weiteren Sg.-Allomorphen erreichen: Ein Feminin auf *-a*, das im G.Sg. *-a/-u* hat, kann im N.Pl. nur *-ā* erhalten (*gebā*); ein Feminin mit dem G.Sg. auf *-ūn* kann folglich im N.Pl. nur *-ūn* erhalten (*zungūn*). Ähnlich kann man mit *naht*, *naht* – *naht* und *anst*, *ensti* – *ensti* verfahren.

d) Bei den verbleibenden Fällen *man* (soweit schon *mannes*, *-e*) – *tag* – *gast* und bei *wort* – *kalb* fällt sogar diese Möglichkeit weg; hier ist allein die einzelne Wurzel entscheidend.

Auch gern benützte semantische Merkmale wie „Haustiere“ beim Typ *kalb* liefern keine generalisierende Abgrenzung, weil es einerseits dazugehöriges *blat* . . . , andererseits nicht dazugehöriges *hros* . . . gibt.

3.3. Um der Synchronie willen habe ich das Althochdeutsche wie ein geschlossenes, festes System behandelt, ohne auf die wahrhaft reichlich überlieferten Varianten und Veränderungen innerhalb dieser Epoche einzugehen. An einigen Beispielen möchte ich noch zeigen, wie sich auch innerhalb des Althochdeutschen Flexionstypen wandeln und die Grundlage für ein neues Prinzip entsteht.

Bei dem Flexionstyp *hlēo* – *hlēw-ā* erscheint ein positionsgebundener Wechsel *o* – *w*, den man für die Flexion als irrelevant erklären kann; damit gehörte *hlēo* voll und ganz zum Typ *tag* – *tagā*.

Sg.N./A.	<i>tag</i>	<i>hlēo</i>	<i>hirt/i</i>	<i>hirt – i</i>
G.	<i>tag -es</i>	<i>hlēw – es</i>	<i>hirt – es</i>	<i>hirt – es</i>
D.	<i>tag -e</i>	<i>hlēw – e</i>	<i>hirt/i – e</i>	<i>hirt – e</i>
Pl.N./A.	<i>tag – ā</i>	<i>hlēw – ā</i>	<i>hirt – e</i>	<i>hirt – ā</i>
G.	<i>tag – o</i>	<i>hlēw – o</i>	<i>hirt/i – o</i>	<i>hirt – o</i>
D.	<i>tag – um</i>	<i>hlēw – um</i>	<i>hirt/i – m</i>	<i>hirt – um</i>

Etwas Ähnliches könnte man auch bei dem Typ *hirti* versuchen, wenn man alle älteren Formen zusammenstellt, bei denen noch *j*-Reflexe vorhanden sind; teilweise könnte man sogar noch den dreigliedrigen Bau des idg. Substantivs (*hirt-i-e*) fortleben sehen. Der Gegensatz D.Sg. *hirtie* – N./A.Pl. *hirte* zeigt aber die Notwendigkeit, das *i* in die Flexion einzubeziehen. Die späteren und z. T. dem Typ *tag* angeglichenen Formen (rechts daneben) zeigen den vollen Übergang zum zweigliedrigen Bau.

Einen Rest einer Dreigliedrigkeit haben wir noch am deutlichsten beim Typ *hōhi* (z. B. D. Pl. *hōh-i-n*); doch ist hier die Kas./Num.-Flexion am extremsten aufgegeben.

Gleichzeitig mit diesem Auslaufen der idg. Dreigliedrigkeit entwickelt sich innerhalb des Althochdeutschen aus der Zweigliedrigkeit eine neue Dreigliedrigkeit und zwar beim Typ *kelbir* beginnend.

Bei einem (z. T. nur aus Ortsnamen erschließbaren) älteren Typ (hier links)

Sg.N./A.	<i>kalb</i>	<i>kalb</i>	<i>kalb – ∅ – ∅</i>
G.	<i>kelb – ires</i>	<i>kalb – es</i>	<i>kalb – ∅ – es</i>
D.	<i>kelb – ire</i>	<i>kalb – e</i>	<i>kalb – ∅ – e</i>

Pl.N./A.	<i>kelb – ir</i>	<i>kelb – ir</i>	<i>kelb – ir – Ø</i>
G.	<i>kelb – iro</i>	<i>kelb – ir – o</i>	<i>kelb – ir – o</i>
D.	<i>kelb – irum</i>	<i>kelb – ir – um</i>	<i>kelb – ir – um</i>

ist das ehemalige stb. Suffix, idg.-es/ahd.-ir, zunächst lautgeschichtlich im N./A.Sg. geschwunden, sonst aber erhalten. Wenn es nun analogisch auch im G./D.Sg. beseitigt wird, wenn es also nur noch einheitlich in allen Kasus des Plural erscheint (rechts daneben), so ist es damit zu einem Plural-Zeichen geworden; und Ø, -es/-o, -e/-um sind damit relevant nur noch Kasus-Allomorphe. Wir können die relevanten Leerstellen mit Ø auffüllen – der Deutlichkeit halber hier auch einmal im Sg. – (ganz rechts); dann erhalten wir wieder eine durchgehende Dreigliedrigkeit, die sich allerdings von der idg. semantisch deutlich unterscheidet.

Im Sinne der klassischen Sprachtypologie könnte man hier einen Übergang vom flektierenden zum agglutinierenden Bau sehen. Bei der späteren Entwicklung bleiben jedoch von den Kasus-Suffixen nur noch wenige Reste übrig; die Kasusflexion wandert weitgehend vom Substantiv zum Artikel . . . ab. Die Ausbreitung des -er-Plurals hatte schon Gürtler 1912 eingehend verfolgt. Aber erst Koekkoek 1963 hat deutlich gemacht, daß bei den -er-Pluralen die Isolierung der Plural-Flexion beginnt. Seine weitere Konsequenz, daß folglich auch bei allen anderen Typen schon ahd. ein eigenes Plural-Morph vorhanden sei, z. B. Ø beim N.Pl. *wort-Ø-Ø* und beim G.Pl. *wort-Ø-o*, *ā* beim N.Pl. *tag-ā-Ø*, *-i* beim N.Pl. *kunn-i-Ø*, *ō* beim D.Pl. *geb-ō-m* usw. erscheint mir sehr unpraktisch. Ich würde lieber mit zwei Flexionstypen rechnen: beim einen sind Plural und Kasus getrennt, beim anderen sind sie (noch) vereint.

Dieses Prinzip, Numerus und Kasus zu trennen, wird auf dem Weg zum Neuhochdeutschen immer weiter ausgebaut.

4. Die Entwicklung des mittelhochdeutschen Systems

4.1. Zunächst hat jedoch die Enttonung der ahd. Endsilben tiefgreifend auf die Kas./Num.-Flexion eingewirkt.

Durch diese Enttonung sind, vorerst noch allgemein gesprochen, viele phonemische Unterschiede innerhalb der Substantivflexion aufgehoben worden. Dabei gingen allerdings nicht nur (irrelevante) Allomorph-Varianten verloren; es wurde auch viel relevante Opposition zwischen Mor-

phemen ausgelöscht. Der alte „Mangel“, daß es einerseits unnötig viele Zeichen für eine Bedeutung und andererseits gleichlautende Zeichen für verschiedene Bedeutungen gibt, besteht somit weiter.

Vor allem waren es viele Kasus-Oppositionen, die nicht mehr von den Substantivendungen getragen wurden; so fielen z.B. die Gegensätze von *hanin*, *hanun* und *hanun*, *hanōno*, *hanōm* in mhd. *hanen* zusammen. An die Stelle einer reinen Substantivflexion trat damit das bekannte, aber m. W. noch nirgends genau analysierte Zusammenspiel von Substantivflexion, Artikel . . . -Flexion, Syntax und Semantik.

Bei der Opposition zwischen dem N.Sg. und dem N.Pl. kamen zu den bereits im Althochdeutschen vorhandenen Homophonien einige weitere hinzu: beim Typ *hirti* – *hirte/-ā* > *hirte* – *hirte* und beim Typ *geba* – *gebā* > *gebe* – *gebe*.

In allen anderen Fällen bewirkte die Enttonung lediglich eine Reduktion im Allomorph-Bestand. Im Sg. gibt es nur noch / \emptyset ,-e/; \emptyset besteht weiter, in -e sind -a, -i, -u, -o zusammengefallen. Im Plural haben wir statt der ahd. 7 jetzt die mhd. 5 Typen / \emptyset ,-e, UL+-e, (UL+)-er, -en/. Die bereits im Althochdeutschen zusammenfaßbaren -a, -e sind in mhd. -e und -un/- \bar{u} n in mhd. -en zusammengefallen. Das ahd. -i ist zwar selbst auch in -e übergegangen; seine Spur, der ahd. noch positionsgebundene UL, ist aber im Mhd. nicht mehr vorhersehbar, so daß man -e und UL+-er als zwei verschiedene Allomorphe führen muß. Bei ahd.*ir*/ mhd.-er tritt der UL je nach Wurzelsvokal noch automatisch auf.

Unsere Matrix hat sich damit zu folgendem Bild zusammengeschoben:

N. Sg. \ N. Pl.						
	\emptyset	-e	UL+-e	(UL+)-er	-en	
\emptyset	m f n	(man) (naht) wort	tage	geste krefte	kelber	
-e	m f n	hirte gebe künne			hanen zungen ougen	}



Homophonien

(UL+) – e(r)

Als weitere Vereinfachung könnte man noch immer UL+*e* und (UL+)-*er* als automatische, vom Genus bestimmte Varianten zusammenfassen. Außerdem ließe sich in der unteren Reihe (mit N. Sg. -*e*) das Genus ganz herausnehmen, weil es keinen Einfluß hat auf die Wahl des N. Pl.-Allo-morphs. Solche Regeln gelten jedoch weiterhin nur für das Verhältnis N. Sg. – N. Pl., nicht für die gesamte Kas./Num.-Flexion.

Für die volle mhd. Substantivflexion haben wir ja jetzt den Aufsatz von Stopp/Moser 1967, der an einem etwas anders gewählten Systemausschnitt methodisch in die gleiche Richtung geht.

4.2. Ob die nach dem germ. Endungsverfall und der mhd. Enttonung verbliebenen Suffix-Reste geeignet waren, weiterhin Kas./Num.-Oppositionen zu tragen, war – sozusagen – reine Glückssache. Bei ahd. *gast* – *gesti* hat sich z. B. eine deutliche Markierung des N. Pl. ergeben; nicht aber bei idg. *nokts* – *noktes*, wo durch den Schwund von -*s* und -*es* der N. Sg. und der N. Pl. gleichermaßen *naht* lauten. Für das Althochdeutsche lassen sich solche Fälle von Homophonie bei den Typen *man*, *naht*, *wort* mit Ø-Pluralen und bei *kunni* mit -*i* im N. Sg. und Pl. feststellen.

Es ist verständlich, daß schon im Laufe des Althochdeutschen das – unhörbare – N. Pl.-Zeichen Ø häufig durch andere – hörbare – Allomorphe ersetzt wird, etwa in mhd. *naht* – *nehte*. Bildlich gesprochen halfen die im Germanischen glücklicher davongekommenen Formen mit ihren Mitteln den restlos abgeblätterten Substantiven aus; der Überfluß an Formen bot dazu mehrere Möglichkeiten. Die traditionelle Grammatik spricht von Analogien, vom Überlaufen aus einer Deklinationsklasse in die andere. Strukturalistisch könnte man formulieren: Die Distributionsregeln der Allomorphe ändern sich; wo bisher nur das Allomorph Ø zulässig war, werden nach den neuen Regeln Allomorphe wie UL+*e*, (UL+)-*er* usw. zulässig. Die einst feste Bindung zwischen Wurzel und stb. Suffix, später zwischen Wurzel und einem bestimmten Satz von Endungen, beginnt stellenweise, sich aufzulösen.

Zunächst werden die weniger stark besetzten ahd. Ø-Plurale beim Typ *naht*, *man* beseitigt; schon im Mittelhochdeutschen ist *nehte*, *manne* üblich. Beim Typ *wort* sind schon im Althochdeutschen teilweise -*ir*-Plurale zu beobachten (*hūsir*); -*er*-Plurale erscheinen dann erst wieder nach der mhd. Klassik. Statt des N. Pl. *kunni* hat Tatian gelegentlich *kunniu*, eine Übertragung aus der Adjektiv-Flexion, die aber keine Lösung mit Zukunft darstellt.

Nun wurden aber, wie gesagt, durch die Enttonung die homophonen Plurale noch um die reich besetzten Typen *hirte* und *gebe* vermehrt. Diese Situation drängt wiederum auf Abhilfe, auf weitere Veränderung.

5. Die Entwicklung zum heutigen System

Diese Sisyphusarbeit, Ø-Plurale möglichst durch Analogien zu beseitigen, während sich gleichzeitig durch den Endungsverfall immer neue, zumeist größere Gruppen mit Ø-Pluralen entwickeln, geht auf dem Weg zum Neuhochdeutschen verstärkt weiter.

5.1. Die im Mittelhochdeutschen homophonen Pluralbildungen werden nahezu ganz beseitigt (d. h. die beiden besonders umrahmten Kästchen der mhd. Matrix werden geräumt).

Die Typen *man* und *naht* wurden ja schon im Mittelhochdeutschen weitgehend aufgegeben.

Der Typ *wort* geht teils in den Typ *kelber* über (*Wörter*), teils in den Typ *tage* (*Worte, Jahre*).

Die Typen *hirte*, *gebe*, *künne* schließen sich vor allem den Typen *hanen*, *zangen*, *ougen* an (*Hirten, Gaben, Höhen, Enden*). Die Typen *gebe*, *künne* können aber auch ihr -e im Singular verlieren und ihre Pluralform auf -e beibehalten; dann haben sie sich dem Typ *tag* – *tage* angeglichen (*Kenntnisse, Netze*).

Die verbleibenden Wörter mit homophonem Plural könnte man als Sonderfälle behandeln:

Wenn (*drei*) *Mann* als Plural erhalten bleibt, so beruht das auf der Verbindung mit Zahlwörtern, die keine weitere Numerus-Bezeichnung erfordert. Daß die Ge-Ableitungen vom Typ *Gebirge* auch im Plural z. T. homophon bleiben, wird daran liegen, daß sie als semantische Kollektive selten Plurale bilden (*Gerede, Gedränge*); doch gibt es bei ihnen auch den Übergang zum Typ *tag* (*Gesicht, Geleit*). Das Wort *Käse* bleibt wohl auch wegen seiner seltenen Verwendung im Plural homophon.

Bei dieser weitgehenden Lockerung der Kombinationsregeln zwischen Wurzel und Pluralsuffix werden auch viele der alten (und redundanten) Koppelungen zwischen dem ehemaligen stb. Suffix bzw. später dem Flexionszeichen und dem Genus aufgegeben: Die bereits genannten Übergänge von *wort* – *wort* zu nhd. *Wort* – *Worte* und von *kenntnisse* – *kenntnisse* zu nhd. *Kenntnis* – *Kenntnisse* erlauben somit auch -e-Plura-

le für das Neutrum und Feminin. Zudem wird der Plural auf UL+*e* mit *Floß* – *Flöße* auch für das Neutrum möglich. Und der Plural auf (UL+)-*er* wird auch bei Maskulinen üblich (*Männer*, *Leiber*). Die in der Geschichte des Deutschen ohnehin inkonsequente und semantisch unergiebige Genus-Markierung am Substantiv wird also damit wieder weitgehend aufgehoben.

Dadurch daß die Plural-Allomorphe UL+*e* und (UL+)-*er* nun nicht mehr komplementär an das Genus distribuiert sind, müssen wir auch die zeitweilig mögliche Zusammenfassung von UL+*e* und (UL+)-*er* zu einem „Flexiv“, die uns intuitiv nie sonderlich gefallen hat, auf dieser Stufe wieder ganz aufgeben.

Als weitere neu zulässige Kombination wäre schließlich der nhd. Typ *Herz* – *Herzen* zu nennen. Das -*e* von mhd. *herze* konnte schwinden, so daß sich -*en* im Plural nun nicht nur mit -*e* im Singular, sondern auch mit \emptyset im Singular verbinden konnte. Das gilt für alle drei Genera, wie die Beispielwörter *Strahl* – *Strahlen*, *Herz* – *Herzen*, *Frau* – *Frauen* zeigen.

Man könnte in diesem Zusammenhang der aufgelösten Distributionsregeln noch viele andere Übergänge von einem Typ zu einem anderen nennen – so verläßt z. B. unser Beispielwort *hane* – *hanen* seinen Platz und wechselt über zum Typ *Gäste* – und man könnte darlegen, wie viele Substantive im Frühneuhochdeutschen zwischen verschiedenen Typen schwanken oder sich auf mehrere Typen aufspalten.

In den historischen Grammatiken des Nhd. und in den Spezialuntersuchungen von Bojunga 1890, Ljungerud 1955 werden diese Übergänge und Einzelfälle auch sorgfältig gesammelt und gedeutet. Und Arbeiten wie die von Molz 1902/06, Ahlsson 1965, Woronow 1967 zeigen die vielen Möglichkeiten, die gerade im Früh-Nhd. außerdem bestanden, ohne Eingang in die nhd. Hochsprache zu finden. Meine Aufgabe sehe ich aber hier etwas anders. Es geht mir primär nur um das Allomorph-Inventar und seine Distributionsregeln (und um die Veränderungen im Inventar und in den Distributionsregeln), also weniger darum, mit welchen Lexemen die einzelnen Stellen besetzt sind oder wie sich diese Stellenbesetzung verändert. Dieses Verfahren ist mit dem der historischen Phonematik vergleichbar, die zentral auf solche Lautwandlungen eingeht, die zu Veränderungen im Phonembestand geführt haben und nicht nur zu neuen Stellenbesetzungen.

Man erhält damit fürs erste ein klar durchschaubares System von Kästchen (mit seinen Veränderungen) und kann dann, darüber hinausgehend, beobachten, was zwischen den verschiedenen Kästchen umgefüllt oder aus einem Kästchen auf verschiedene andere Kästchen verteilt wird.

Die weitgehende Beseitigung der Homophonien, die Auflösung vieler Genusregeln und die neue Kombination Sg. \emptyset – Pl. *-en* hätten zu der folgenden verkleinerten und verdichteten Matrix geführt, in der das Genus fast keine Rolle mehr spielt:

N. Sg.	N. Pl.		-e	UL+e	(UL+)-er	-en
	m	f				
∅	m		Tage	Gäste	Männer	Strahlen
	n		Jahre	Flöße	Kälber	Herzen
	f		Kenntnisse	Kräfte	—	Frauen
-e	m		(Käse)	—	—	Boten
	n		(Gebirge)	—	—	Augen
	f		—	—	—	Zungen

() Homophonien

Ein solches relativ einfaches System hat es allerdings niemals für sich allein realiter gegeben; ich habe es hier aufgestellt, um die beiden großen gleichzeitigen Entwicklungen zum Neuhochdeutschen – einerseits Schrumpfung, andererseits Ausweitung – getrennt demonstrieren zu können.

5.2. Zu einer neuen Ausweitung und Verkomplizierung des Systems hat vor allem die Apokope des *-e* geführt, die schon vom Mittelhochdeutschen an, z. T. nach genauen Lautregeln, z. T. nach unterschiedlichen regionalen Einflüssen, wirksam wurde. Vor allem die Apokope des *-e* in dritter Silbe, nach unbetonter zweiter Silbe, hat zu neuen Plural-Typen, u. a. erneut zu \emptyset -Pluralen, geführt.

Auf diese Zusammenhänge zielt übrigens die Arbeit von Lindgren 1953. Im älteren Mittelhochdeutschen gehörten die beiden Beispiele

tag – *tag-e* *Tag* – *Tag-e*
vlegel – *vlegel-e* *Flegel* – *Flegel- \emptyset*

noch zu demselben Typ. Durch den *-e*-Schwund bei *vlegele*, nicht aber bei *tage*, entstand der neue \emptyset -Plural *Flegel*.

Dieser Maskulin-Typ begegnet sich mit den zweisilbigen Neutren, mhd. *zimmer* – *zimmer*, die ihren schon ahd. \emptyset -Plural weiter fortführen.

Und das Prinzip des Zweisilblers mit \emptyset im Plural konnte sich schon sehr früh mit anderen Tendenzen überlagern:

Einmal mit der bereits festgestellten Neigung, Ø-Plurale in den Typ *Gäste* zu überführen, bei den Zweisilblern nun aber nicht durch die Übertragung von UL+*-e*, sondern von bloßem UL (*Väter, Klöster, Mütter*).

Zum anderen hatten die Substantive der sog. schwachen Flexion mit *-en* in fast allen Kasus die Tendenz, das *-en* auch in den N. Sg. zu übertragen und damit im Singular und Plural homophon zu werden. Einige dieser Fälle, die in süddt. Mundarten sehr häufig sind, kamen auch in die Hochsprache, wie z. B. mdh. *spade*, *schade*, nhd. *Spaten*, *Schaden*. Sie haben sich im Plural entweder dem umlautlosen Typ angeschlossen (*die Spaten*) oder dem mit UL (*Schäden*).

Die *-e*-Apokope zeigt übrigens im Oberdeutschen, wo sie restlos durchgeführt ist, noch weitere Folgen im Pluralsystem: Die Spalten mit *-e* und UL+*-e* fallen ganz weg und stattdessen gibt es Ø- und UL-Plurale auch bei Einsilblern: ‚Tag‘ *dōx* – *dōx*, ‚Nacht‘ *nox*d – *nāx*d. Oder es gibt Ersatzlösungen, bei denen die Flexion über den UL hinaus die Wurzel angreift; z. B. ‚Fisch‘ *fi* – *fiš* mit Länge – Kürze im Vokal und Lenis – Fortis im Konsonanten oder ‚Hund‘ *hond* – *hon* mit Stehen und Fehlen eines Wurzelkonsonanten. Über diese mundartlichen Weiterentwicklungen gibt übrigens Schirmunski 1962 (S. 414–32) die beste Übersicht.

Als ein gewisses – wenn auch noch positionsgebundenes – Übergreifen der Flexion auf die Wurzelkonsonanten könnte man auch das hochsprachliche Nebeneinander von auslautverhärteten und nichtverhärteten Flexionsformen ansehen; *Tag* [tāk] – *Tage* [tāge].

Von solchen extremen Beispielen des Endungsverfalls ausgehend, könnte man etwas verallgemeinernd zusammenfassen: Zur Entwicklung der germ. Sprachen gehörte es, vom Wortende her immer mehr Lautmaterial in die Flexion einzubeziehen, d. h. austauschbar zu machen: Ursprünglich flektierten nur die alten Kas./Num.-Zeichen; dann wurde das stb. Suffix Laut für Laut erfaßt; später konnte der Umlaut den Wurzelvokal beweglich machen. In deutschen Mundarten (am extremsten aber im Inselnordischen⁶) hat die Flexion auch nicht vor den Wurzelkonsonanten

⁶ Im Färöischen sieht das Paradigma für ‚Tag‘ z. B. folgendermaßen aus (in grober phonetischer Umschrift:)

Sg. N	<i>däävur</i>	Pl.	<i>dǣar</i>
G	<i>dags</i>		–
D	<i>dēji</i>		<i>dōvun</i>
A	<i>dāa</i>		<i>dǣar</i>

oder *āar* und *oun* ‚weibl. Schaf‘ gehören als N. Sg. und D. Pl. zum gleichen Paradigma.

haltgemacht und im Wurzelsvokal über den Umlaut hinaus neue Oppositionen eröffnet. Wenn diese einbezogenen Wortteile für die Flexion (zur Bedeutungsdifferenzierung) nicht ausreichen, dann wird über das Substantiv selbst (genauso beim Verbum . . .) hinausgegriffen auf Begleitwörter, hier vor allem auf den Artikel. Auf ihn müssen wir im Zusammenhang mit den neuen Ø-Pluralen nochmals zu sprechen kommen. Das (Dem.-)Pronomen ist vom lautgesetzlichen Endungsverfall weniger erfaßt worden als das Substantiv – scheinbar paradoxerweise – wegen seiner geringeren phonemischen Masse. Es hat deshalb die Kas./Num.-Oppositionen besser erhalten und konnte dann als Artikel die Substantiv-Flexion weitgehend mittragen. Die (ahd./)mhd. Artikel-Oppositionen im N. Sg. und Pl. *der – die, daz – diu, diu – die* waren eindeutig und erlaubten ja erst die ahd./mhd. Ø-Plurale des Substantivs.

Nun hat aber, vom Mitteldeutschen herkommend, der generelle Ersatz von *diu* durch *die* im Feminin die Artikel-Homophonie *die – die* bewirkt. Es ist offensichtlich eine Folge davon, daß bei den neuen Ø-Pluralen gar keine und bei den UL-Pluralen fast keine Feminina beteiligt sind. Damit hat das einst allein bestimmende Genus, das dann aber stetig an Bedeutung für die Wahl des Plural-Allomorphs verloren hat, nochmals einen starken generellen Einfluß erlangt, wie er auch aus unserer nhd. Matrix zu ersehen ist.

So zwingend logisch diese Zusammenhänge erscheinen, die Mundarten zeigen, daß es auch anders kommen konnte. Im Ostfränkischen gibt es Feminina wie ‚Kanne‘, *di/a kana – di/zwā kana*, bei denen sowohl der feminine Artikel wie das Substantiv homophon sind.

5.3 Es bleibt uns, nochmals über eine der wichtigsten Systemwandlung zu sprechen, über die Lösung der Plural-Flexion aus der Kasus-Flexion. Dieser Prozeß, der im Althochdeutschen zuerst beim Typ *kelb-ir* begonnen hat, setzte sich schrittweise auch bei den meisten anderen Typen fort.

Das dabei mehrfach angewendete Prinzip ist folgendes:

Die vielerlei Unterschiede zwischen den verschiedenen Klassen sind zunächst völlig irrelevant; denn alle diese Klassen tragen doch nur das gleiche Kas./Num.-System. Ursprünglich galt die Regelung, daß eine Wurzel den kompletten Satz an Suffixen einer Klasse, d. h. eines ehemaligen stb. Suffixes besaß.

Versieht man aber ein und dieselbe Wurzel im Singular mit den Suffixen der einen Klasse (z. B. der sog. *a*-Dekl.), im Plural aber mit den Suffixen

einer anderen Klasse (z. B. der sog. *r*-Dekl.), so kann man u. U. damit eine deutliche Singular-Plural-Opposition erreichen (wie dies z. B. im Ahd. bei *kalb* – *kelbir* geschehen ist). Der Überfluß an Klassen, der auch die Beseitigung der Ø-Plurale ermöglicht, wird hier zur Schaffung einer neuen, vereinfachten Numerus-Opposition ausgenützt. Die reiche, zunächst aber unnütze Allomorphik der ahd. Kas./Num.-Suffixe könnte man mit einer Ruine vergleichen, aus deren Material spätere Generationen zu verschiedenen Zeiten immer wieder neue Gebäude u. U. auch für ganz andere Zwecke errichten.

Neben der frühen ahd. Kombination Sg. *a*-Dekl. – Pl. *r*-Dekl. (Typ *kalb* – *kelbir*) bestand schon seit dem Germanischen die Kombination Sg. *a*-Dekl. – Pl. *i*-Dekl., die allerdings nur beim Maskulin (UL+)-*i* zum Plural-Zeichen werden ließ (Typ *gast* – *gesti*); beim Feminin kam die Kombination Sg. flexionsloses Wurzelnom. (Typ *naht*) – Pl. *i*-Dekl. zwar schon vereinzelt im Althochdeutschen auf, doch setzte sie sich erst nach der mhd. Klassik ganz durch. Am spätesten im Neuhochdeutschen wurde das *-(e)n* zum reinen Plural-Zeichen, als die Kombinationen Sg. *a*-Dekl. – Pl. *n*-Dekl., Sg. *ō*-Dekl. – Pl. *n*-Dekl. und Sg. ohne Flexion – Pl. *n*-Dekl. üblich wurden.

Im heutigen Deutsch ist jedoch die Möglichkeit, das *-(e)n* ganz aus der Singular-Flexion herauszunehmen, (noch) nicht restlos ausgenützt; es gibt, wie oben (1.5) gesagt, noch den Typ *dem Herzen* – *die Herzen*.

Eine Übersicht gibt die folgende Zusammenstellung:

Sg.	<i>a</i> – Dekl.	–	Pl.	<i>r</i> – Dekl.	z. B.	<i>Kalb</i> – <i>Kälber</i>
	<i>a</i> – Dekl.	–		<i>i</i> – Dekl.		<i>Gast</i> – <i>Gäste</i>
	Wzl. Nom.	–		<i>i</i> – Dekl.		<i>Kraft</i> – <i>Kräfte</i>
	<i>a</i> – Dekl.	–		<i>n</i> – Dekl.		<i>Bett</i> – <i>Betten</i>
	<i>ō</i> – Dekl.	–		<i>n</i> – Dekl.		<i>Zunge</i> – <i>Zungen</i>
	Wzl. Nom.	–		<i>n</i> – Dekl.		<i>Frau</i> – <i>Frauen</i>

Unsere traditionellen Grammatiken sprechen eigenartigerweise und m. E. willkürlich nur bei diesen späten Kombinationen mit der *n*-Dekl. von „Gemischter Deklination“, „Mischflexion“, „Mischklassen“, ohne deutlich zu machen, daß dieses Mischen ein durch die ganze deutsche Sprachgeschichte hindurchgehendes, immer weiter um sich greifendes Prinzip ist, das erst die Isolierung der Plural-Zeichen bewirkt hat.

Einen Sonderfall ohne Mischung stellt nur das *-e* beim Typ *Tag* – *Tage* dar, das sich ohne Mischung als Plural-Zeichen isoliert hat. Allein durch die Enttonung kam im Plural ein einheitliches *-e* (im D. + *-n*) zustande, dem im Sg. *Ø*, *-es* und ein homophones *-e* gegenübersteht; dieses D. Sg. *-e* wird aber häufig fallen gelassen, besonders in der gesprochenen Sprache, vermutlich, um eben diese Homophonie zu vermeiden.

Einen weiteren Sonderfall haben wir schließlich bei dem deutschen Plural-*s*, das als bereits fertiges Plural-Zeichen aus dem Niederdeutschen übernommen wurde⁹ und im System der neueren Hochsprache eine Stelle eingeräumt bekam. Die im Germanischen unterschiedlich erhaltenen Suffixe wurden also nicht nur innerhalb der einen Sprache von Flexionsklasse zu Flexionsklasse übernommen, um erneut Funktionen zu erfüllen, sondern hier auch von einem Sprachzweig zum anderen.

Aus der Isolierung der Plural-Zeichen ergibt sich, daß die Singular-Formen, was den Numerus angeht, unbezeichnet sind (*Tag*); was im Singular noch an Flexion verblieben ist, sind (relevant) reine Kasuszeichen (*Tag-es*). Der N./A. Sg. ist auch dann als unbezeichnet zu betrachten, wenn er auf *-e* endigt (*Auge*). Vom Indogermanischen bis zum Althochdeutschen(/Mittelhochdeutschen) hatte der N. (Sg./Pl.) ein Suffix, das durch andere Kas./Num.-Suffixe ausgetauscht werden konnte (*han-o*, *han-in*). Im Neuhochdeutschen stellt der N. Sg. eine Grundform (*Tag*) dar (nach Fourquet ein *radical*), an welche die Suffixe angehängt werden (*Tag-e*, *Tag-e-n*). Und auf diese Grundform ist unsere nhd. Matrix aufgebaut – nicht auf eine willkürlich gewählte Kas./Num.-Form wie noch die ahd./mhd. Matrix.

Mit der Aufspaltung von Kasus und Numerus im Neuhochdeutschen habe ich ein Thema berührt, das schon Hotzenköcherle 1962 (S. 326–30) behandelt hat. Während Hotzenköcherle aber mit einer geradlinigen „Entwicklung vom idg. Vielklassensystem zum modernen Einklassensystem“ rechnet, von der „das Deutsche also gut die Hälfte des Weges zurückgelegt“ habe, ergibt sich m. E. ein etwas differenzierteres Bild, das sich nochmals zusammenfassend folgendermaßen skizzieren läßt:

Eine fast-einheitlich idg. Kas./Num.-Flexion wurde aufgrund phonemischer Ereignisse (Initialakzent mit Endungsverfall) durch ein sehr kompliziertes Kas./Num.-System abgelöst. Gleichzeitig mit den Bemühungen,

⁹ Dazu vor allem Öhmann; zuletzt 1961/62.

dieses komplizierte germ./ahd. System besser zu rationalisieren, kam es jedoch durch das Fortwirken des Endungsverfalls (Enttonung, Apokope) immer wieder zu neuen Komplikationen. So hat das Deutsche aus dem verbliebenen Material zwei Systeme entwickelt; eines für den Numerus, das weiterhin weitgehend beim Substantiv verblieben ist, aber viele Komplikationen enthält; und eines für den Kasus, das sich in ein sehr kompliziertes syntaktisches Zusammenspiel aufgelöst hat.

Wir verstehen, daß es heute ein Ausländer beim Deutschlernen kaum leichter hat als z. B. der Romane, der sich im 10. Jahrhundert mit dem Pariser Gesprächsbüchlein abmühte.

6. Allgemeine Überlegungen

Wer sich intensiv mit einer Sprache beschäftigt, möchte sich in erster Linie bewußt machen, wie sie als Verständigungsmittel funktioniert; er möchte aber ein so kompliziertes und eigenartiges System nicht einfach als gegebenes Faktum hinnehmen, sondern darüber hinaus nach Möglichkeit aufklären, warum es so beschaffen ist, wie wir es heute vorfinden. Im Zusammenhang mit solchen Versuchen, unsere Gegenwartsprache und ihre Vorgeschichte in Ausschnitten und unter neuen Gesichtspunkten darzustellen, möchte ich noch einige allgemeinere Gesichtspunkte und Vorschläge anbieten; sie können vielleicht ein Beitrag sein zu den wieder sehr offen gewordenen Fragen: Wie sollen wir unser eigenes Fach und seine Aufgaben verstehen und wie sollten wir unseren akademischen Unterricht neu gestalten?

6.1. Dinge, wie ich sie hier skizziert habe und wie sie sich noch genauer darlegen ließen, sind, was die einzelnen Fakten angeht, wahrhaftig nichts Neues; eine große sprachgeschichtliche Tradition hat sie uns unter ihren Gesichtspunkten erarbeitet. Auch auf viele der genannten Zusammenhänge finden sich in der traditionellen Literatur immer wieder einzelne interessante Hinweise. Unsere Handbücher haben es aber zumeist versäumt, die synchronen Systeme und die diachronen Strukturwandlungen vollständig und explizit darzustellen. Erst nach einem langen Studium unermesslich vieler Details (die viele Studenten verständlicherweise verabscheuen oder in denen sie steckenbleiben) ist es möglich, sich – mehr privat – ein ungefähres, selten zu Ende gedachtes Bild von den großen Zusammenhängen zu machen.

6.2. Die verschiedenen Spielarten der internationalen strukturellen Linguistik stellen mit ihren Arbeitsweisen und Terminologien, mit ihrem Sinn für Exaktheit und Systematik, für umfassende Zusammenhänge und grundlegende Unterschiede (Form – Funktion, Relevanz – Redundanz, Synchronie – Diachronie . . .) vorzügliche Arbeitsgeräte dar, deren man sich m. E. kritisch prüfend, aber auch beherzt bedienen sollte. Es wäre ungerecht, diese auf eine möglichst weitreichende Rationalisierung und Mechanisierung hinzielenden Methoden der Oberflächlichkeit zu bezichtigen, weil sie zunächst an einfachen Sachverhalten erarbeitet und erprobt werden müssen.¹⁰ Und die vielen von Strukturalisten gewonnenen Erkenntnisse zum Deutschen sollten wir (vor allem unsere Handbücher) nicht länger unbeachtet lassen.

6.3. Seit de Saussures überspitzter Formulierung glaubte man lange Zeit, Sprachgeschichte und strukturelle Sprachbetrachtung würden sich ausschließen; der Strukturalismus drohe, die Sprachgeschichte – ein Zentrum unseres germanistischen Studiums – zu verdrängen. Im Gegenteil, der strukturalistisch geschärfte Blick kommt auch einem vertieften Studium der Sprachentwicklung zugute; dabei wird allerdings dem Studium einer Veränderung des Studiums verschiedener Zustände vorangehen müssen. So möchte ich auch den Bestrebungen gegenüber, die sich auf ein intensives Erarbeiten heutiger oder altsprachlicher Synchronien einschränken möchten, den bleibenden Wert der historischen Sicht betonen, gerade auch für das Verständnis von Sprachzuständen und deren Relativität.

6.4. Ich habe den Eindruck, daß man bei uns vielfach dazu neigt, die deutsche Sprachgeschichte irgendwo in der Nähe des Gotischen auf der einen Seite und des Mittelhochdeutschen auf der anderen verebben zu lassen, sowohl zum Indogermanischen wie zum Neuhochdeutschen hin. Die Eigenarten, vor allem die Kompliziertheit, unserer Gegenwartssprache und deren, z. T. sehr frühe, vor-gotische Entstehung bleiben vielfach ungeklärt. Wir deutschen Germanisten müssen es allerdings erst wieder lernen, diesen uns allzu selbstverständlichen Gegenstand voll in unsere

¹⁰ Ein Musterbeispiel dafür, wie man mit interessanten Einsichten und dem Bemühen um tieferes Verständnis, aber ohne straffe Methoden in die Irre gehen kann, bietet gerade ein Beitrag aus unserem Themenkreis, Stegmann von Pritzwald 1962. Die meisten der dort gemachten Aussagen müßte man in der vorliegenden Form zurückweisen oder zurechtrücken.

Betrachtung einzuschließen; schon deshalb auch, weil heute Deutsch von mehr Menschen als Fremdsprache gelernt wird als je zuvor. Nachdem man sich jetzt „wissenschaftlich“ nicht nur mit Beziehungen zwischen verschiedenen Sprachen abgibt, sondern auch mit den Verhältnissen innerhalb einer Sprache, hat das Studium unseres Gegenwartsdeutsch eine Chance, wieder „hochschulreif“ zu werden, auch in unserem Lehrbetrieb.

6.5. Wenn man die neueren Hand- und Lehrbücher zum Germanisch-Deutschen betrachtet (etwa die von Krahe, von Kienle, Meid . . .), könnte man glauben, daß die Germanistik, einst *die* führende Sprachwissenschaft, heute bereit sei, das Fach historische Grammatik weitgehend an die Nachbardisziplin abzutreten und die Entwicklung und Verwendung neuer Methoden wiederum anderen zu überlassen. Ich meine dagegen, wir sollten uns die Initiative wenigstens in unserem Bereich zu erhalten suchen. Auf die spezielle Zusammenarbeit mit den Indogermanisten sind wir immer angewiesen; allerdings würden sie uns mit einer modernen Zusammenfassung ihrer vielen neueren Erkenntnisse am meisten helfen – sie wissen nämlich viel mehr, als uns ihre Handbücher verraten.

6.6. Zum praktischen akademischen Unterricht: Die historische Laut- und Formenlehre stellt nur einen Teilbereich des Sprachstudiums dar, allerdings den z. Z. wohl noch am besten beherrschten, mit dem man Grundfragen und Methoden gut demonstrieren kann. In Zukunft wird aber die synchrone Analyse, die sich vor allem auf die Syntax, Semantik, Stilistik, Poetik, Sprachsoziologie und Übersetzungsautomatik konzentrieren könnte, sicher eine größere Rolle spielen. Man wird dann nicht mehr jedem Studenten zumuten können, alle Fakten der gesamten Entwicklung einzeln in sich aufzunehmen und erst dann anfangen, sie zu durchdenken. Die Hochschullehrer, die das Ganze überschauen, können aber auswählen und an exemplarischem Material möglichst früh schon größere Zusammenhänge verdeutlichen, um – u. U. zunächst etwas simplifiziert – springende Punkte klar zu machen. Die vielen Details und Einzelprobleme lassen sich dann von Fall zu Fall mühelos einordnen. Von der Linguistik kann man ja auch lernen, daß es erlaubt und geboten ist, Rangordnungen vom Generellen zum Vereinzelten hin aufzustellen; und unter bestimmten Gesichtspunkten Relevantes und Irrelevantes zu unterscheiden.

Literatur

- Adrados, Francisco R.: Historische und strukturelle Methode in der indogermanischen Sprachwissenschaft, in: *Kratylos* 10, 1965, S. 131–54.
- Ahlsson, Lars-Erik: Zur Substantivflexion im Thüringischen des 14. und 15. Jahrhunderts, Uppsala 1965.
- Bech, Gunnar: Zur Morphologie der deutschen Substantive, in: *Lingua* 12, 1963, S. 177–89.
- Beeler, M. S.: Remarks on the German noun inflection, in: *Language Learning* 8, 1957/58, S. 39–41.
- Bojunga, Klaudius: Die Entwicklung der nhd. Substantivflexion, Diss. Leipzig 1890.
- Braune, Wilhelm [bearb. v. E. A. Ebbinghaus]: Abriß der althochdeutschen Grammatik, 12. Aufl. Tübingen 1964.
- ders. [bearb. v. K. Helm, W. Mitzka]: Althochdeutsche Grammatik, 12. Aufl., Tübingen 1967.
- Brinkmann, Hennig: Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung, Düsseldorf 1962.
- Curme, O.: A grammar of the German language, 1. Aufl. New York 1922, 2. Aufl. 1964.
- Erben, Johannes: Abriß der deutschen Grammatik, 9. Aufl. München 1966.
- Fourquet, Jean: Grammaire de l'allemand, Paris 1952.
- Gleason, H. A.: An introduction to descriptive linguistics, 2. Aufl. New York 1961.
- Glinz, Hans: Die innere Form des Deutschen, 1. Aufl. Bern 1952, 4. Aufl., 1965.
- Grebe, Paul [Bearb.]: Duden, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 2. Aufl. Mannheim 1966.
- Gürtler, Hans: Zur Geschichte der deutschen -er-Plurale, besonders im Frühneuhochdeutschen, in: *PBB* 37, 1912, S. 492–543.
- Hjelmslev, Louis: Sproget. En introduktion, Kopenhagen 1963; [übers. v. O. Werner] Die Sprache. Eine Einführung, Darmstadt 1968.
- Hockett, Charles F.: A course in modern linguistics, New York 1958.
- Hoenigswald, Henry M.: Language change and linguistic reconstruction, Chicago 1960.
- Hotzenköcherle, Rudolf: Entwicklungsgeschichtliche Grundzüge des Neuhochdeutschen, in: *WW* 12, 1962, S. 321–31.
- Joos, Martin [Hg.]: Readings in linguistics. The development of descriptive linguistics in America since 1925, 2. Aufl. New York 1958.
- Jørgensen, Peter: Tysk grammatik, Bd. I, Kopenhagen 1966.

- Kienle, Richard von: Historische Laut- und Formenlehre des Deutschen, Tübingen 1960.
- Koekkoek, Byron J.: On the Old High German noun inflection, in: *Studies in Linguistics* 17, 1963, S. 29–34.
- ders.: On the status of Umlaut in standard German morphology, in: *JEGP* 64, 1965, S. 603–09.
- Kufner, Herbert L.: The grammatical structures of English and German. A contrastive sketch, Chicago 1962.
- Lehmann, Winfried P.: Proto-Indo-European phonology, 4. Aufl. Austin/Texas 1964.
- ders.: On earlier stages of the Indo-European nominal inflection, *Lg* 34, 1958, S. 179–202.
- ders.: Historical linguistics. An introduction, New York . . . 1962; demn. [übers. v. R. Freudenberg] Einführung in die historische Sprachwissenschaft.
- Lindgren, Kaj B.: Die Apokope des mhd. *-e* in seinen verschiedenen Funktionen, Helsinki 1953.
- Ljungerud, Ivar: Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900, Lund/Kopenhagen 1955.
- Molz, Hermann: Die Substantivreflexion seit mittelhochdeutscher Zeit, in: *PBB* 27, 1902, S. 209–342, 31, 1906, S. 277–392.
- Öhmann, Emil: Die Pluralformen auf *-s* in der deutschen Substantivflexion, in: *ZfdA* 91, 1961/62, S. 228–36.
- Schirmunski, V. M. [übers. v. W. Fleischer]: Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten, Berlin 1962.
- Schmidt, Johannes: Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra, Weimar 1889.
- Stegmann von Pritzwald, Kurt: Die Pluralumwälzung im Deutschen, in: *DU* 10, H. 4, 1958, S. 75–84; erneut in: H. Moser [Hg.]: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik, Darmstadt 1962, S. 89–100.
- Stopp, Hugo und Hugo Moser: Flexionsklassen der mittelhochdeutschen Substantive in synchronischer Sicht, in: *ZdPh* 86, 1967, S. 70–101.
- Winter, Werner [Hg.]: Evidence for laryngeals, Den Haag 1965; darin bes. Polomé, Edgar: The laryngeal theory so far. A critical bibliographical survey, S. 9–78.
- Woronow, A.: Zur Geschichte der Pluralsuffixe der Substantive in der deutschen Sprache (dargestellt nach den Chroniken der deutschen Städte des XIV.–XVI. Jahrhunderts), in: *PBB* (Halle) 88, 1967, S. 395–413.
- Zwicky, Arnold M. Jr.: Umlaut and noun plurals in German, in: *Studia Grammatica* 6, Berlin 1967, S. 35–45. (Dieser einschlägige wichtige Aufsatz ist mir leider erst nach Abschluß des Manuskripts bekannt geworden.)

Synchronie – Diachronie
an einem Beispiel aus der Wortgeschichte:
Knabe, Bube, Junge

Von Ernst E. Müller

Auf dem Hof im Spessart haben den jungen Simplicius in Grimmelshausens Roman alle *Bub* gerufen: der Knan, die Meuder, die Magd. Das vertriebene Kind kennt bei der denkwürdigen Befragung durch den Einsiedel seinen Namen nicht, es weiß nur, daß es *Bub* heißt.

Zuvor auf der Flucht hatte ihn ein Reitertrupp gestellt und einer der Männer – seine Sprache weist ihn als Niederdeutschen aus – hatte ihm gedroht: „*Junge / kom heröfer / oder schall my de Tüfel halen / ick schiedte dick . . .*“

Nach dem närrischen Zwischenspiel in Hanau wird Simplicius als *Reuterjunge* in den Krieg hineingerissen und mit dem Kriegsgeschehen nach Westfalen verschlagen. Dort hält er sich als Jäger von Soest bald selber einen *Jungen* als Diener.

Aber der eigene Sohn, der ihm zuerst unbekannt an sicherem Ort in der Obhut von Pflegeeltern aufwächst, ist ihm ein *junger Knab*¹.

So zeichnen sich im 17. Jahrhundert bei Grimmelshausen in großen Zügen schon die heutigen Zustände im Wortgebrauch ab: der Gegensatz zwischen südlichem *Bub* und nördlichem *Junge* in der Mundart und in der vertikalen Schichtung die Mehrgeltung des landschaftlich nicht gebundenen *Knabe*.

¹ Grimmelshausen, *Simplicissimus Teutsch*, hg. von J. H. Scholte, Halle 1938, S. 14, 19, 25 f. (*Bub*); 20, 137, 138, 178, 180, 183, 186, 191 (*Junge*, *Reuter*-, *Soldatenjunge*); 390 (*junger Knab*) usw.

Heute ist *Knabe* ganz auf den Gebrauch der Hoch- und Schriftsprache eingeschränkt. Es ist eines jener Wörter, die, in der gesprochenen Sprache außer Kurs gekommen, nur noch im Arsenal der Schriftsprache aufgehoben sind. Aber auch hier gilt *Knabe* nicht mehr unangefochten, sondern es wird von der Umgangssprache her sowohl von *Junge* wie von *Bub*, beides der Wirklichkeit näheren, nüchterneren Entsprechungen, bedrängt: gesprochen klingt *Knabe* in bestimmten Lagen schon leicht preziös oder altmodisch². Nur im Südwesten, besonders in der Schweiz, hat es geschrieben noch fast uneingeschränkt Geltung³ und wird – außerhalb der Mundart – auch gesprochen; denn *Bub* tönt hier, wo das Zwischenglied der Umgangssprache fehlt, im Bereich der Hochsprache noch durchaus mundartlich, grob oder familiär, *Junge* dagegen hat einen fremden, norddeutschen Klang und ist nicht mundgerecht. In Baiern und Österreich dagegen ist das mundartliche *Bub* und noch in stärkerem Maß im Norden *Junge*⁴ über die Umgangssprache weitgehend in den Gebrauch der Schriftsprache eingegangen. Als Entwicklung zeichnet sich der Verlust einer gemeinsamen Bezeichnung für „puer“ im Deutschen ab⁵: eine auffallende gegenläufige Bewegung gegen die sprachliche Einheit. Diese Zustände: der Gegensatz zwischen nördlichem *Junge* und südlichem *Bub*, der von *Knabe* noch teilweise überbrückt wird, und die sich daraus ergebenden Wertigkeiten – die hier nur angedeutet seien – lassen sich nicht aus sich selber, sondern nur von der Geschichte her verstehen. Wie ist *Knabe* in diese Rolle eingerückt? Wo hatte es ursprünglich seinen Ort in der gesprochenen Sprache und wie weit war sein Geltungsbereich abgesteckt? Denn es muß ja einmal der Mundart angehört haben.^{5a}

Von den Möglichkeiten, in die Diachronie einzusteigen, liegt in diesem Fall, wo die Mundart im Spiel ist, der Weg der Sprachgeographie am

² Ähnlich schon Paul Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache, Göttingen 1918, S. 244.

³ Nicht nur in gewähltem Gebrauch, sondern auch in Zeitungsmeldungen wie: „Knabe ins Eis eingebrochen“ u. ä.

⁴ Teilweise über seinen mundartlichen Geltungsbereich hinaus.

⁵ Die Karte des DWA trägt das Stichwort ‚Junge‘.

^{5a} Für W. Mitzka stellt sich die Frage gerade umgekehrt. Er geht von der festen Annahme aus, daß die Mundarten ein hochsprachliches *Knabe* abgelehnt hätten: „Die Mundarten haben Knabe nicht für norddt. ‚Junge‘ . . . , süddt. ‚Bube‘ übernommen.“ (Kluge-Mitzka, Etymologisches Wörterbuch, 20. Aufl. Berlin 1967, S. 380, s. v. Junge).

nächsten. Die Karte 'Junge' des Deutschen Wortatlasses hält den Stand in den Mundarten unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg fest.⁶ Sie zeigt den großräumigen Gegensatz: die Grenzlinie zwischen beiden Blöcken, die um die Jahrhundertwende schon Kretschmer⁷ auf Grund seines Materials beschrieben hat, zieht sich südlich der Mosel, nördlich des Main in gebrochenem Lauf durch mitteldeutsches Gebiet. In die südliche *Bub*-Hälfte ist ein schwäbisches *Kerle* eingelagert.⁸ Weitere Synonyme sind mit der Lupe zu suchen. *Knabe* zeigt sich auf der Karte nicht.⁹

Das Bild ändert sich kaum, wenn die Lücke im Südwesten geschlossen und die deutsche Schweiz einbezogen wird. Wohl meldet das Schweizerische Idiotikon auf Grund seiner Sammlungen aus dem 19. Jahrhundert *Chnab* „puer“ – ohne genauere Angaben – an Stellen im Berner Oberland und in Graubünden¹⁰. Das scheinen schon damals nur noch geringfügige Reste gewesen zu sein. Heute gilt im Schweizerdeutschen allgemein *buab*, nicht nur im Hauptgebiet, sondern auch in den altertümlichen Mundarten am Südrand: im Wallis wie in Graubünden und sogar am Alpensüdfuß bei den Walsern im Piemont¹¹.

Die Karte – auch die so ergänzte Karte – gibt auf die Fragen keine Auskunft. Sie läßt die alten Zustände nicht mehr durchscheinen. Wir

⁶ Deutscher Wortatlas, hg. von W. Mitzka, Bd. 4, Gießen 1955.

⁷ Kretschmer a. a. O.

⁸ Wie Schwäb. Wörterbuch 1, 1483, meldet und mir Dr. U. Engel bestätigt, ist *buə* die geltende Bezeichnung für „puer“ auch im Schwäbischen; *kherlə* hat besondere Funktion und ist durch den Fragesatz: „Junge, halt den Mund, gehorche lieber“ (Nr. 195 des Fragebogens) provoziert worden.

⁹ Dagegen erscheint es in der Variantenliste, DWA 4, S. 23 f, an 7 Stellen, dreimal im oberen Lechtal.

¹⁰ Vgl. Schweiz. Idiotikon 3, S. 709. Verbreiteter, wenn auch in neuerer Zeit ebf. zurückweichend, ist *Chnab* in der Bedeutung „Bursche, Geselle, Junggeselle“.

¹¹ Vgl. Schweiz. Idiotikon 4, 925 f. An zusätzlichen Belegen hier nur solche aus den Walsersiedlungen im Tessin und Piemont: „Soo reded s dihäi“, Zürich 1930, S. 41. T. Tomamichel, Bosco Gurin, Basel 1953, S. 66. A. Schott, Die deutschen Colonien in Piemont, Stuttgart und Tübingen 1842, S. 269 (Gressoney). F. Gysling und R. Hotzenköcherle, Walser Dialekte in Oberitalien, Frauenfeld 1952, S. 27, 28 (Macugnaga). – In Graubünden haben die Rätoromanen *buob* aus dem Mund der Alemannen übernommen und da-ı sogar ein Femininum, *buoba*, *puoba* „Mädchen“, gebildet. R. Bezzola – R. O. Tönjachen, Dicziunari tudais-ch-rumantsch ladin, Samedan 1944, S. 584. R. Vieli – A. Decurtins, Vocabulari romontsch sursilvan – tudestg, Chur 1962, S. 79.

bleiben im Ungewissen über das ursprüngliche Geltungsgebiet von *Knabe*. Nirgends sind eigentliche Restgebiete stehen geblieben, aus denen auf Rückzugswege geschlossen werden könnte. Das Kartenbild hat keine historische Aussagekraft. Die Sprachgeographie führt in diesem Fall nicht aus der Synchronie heraus¹².

Daß die heutigen Zustände schon längere Zeit bestehen, hat sich schon bei Grimmelshausen angedeutet. Den Eindruck einer durch Jahrhunderte dauernden Unbeweglichkeit gewinnt auch, wer von den Wörterbüchern her die Wortgeschichte von *Knabe*, *Bube*, *Junge* angeht. Sie verläuft von einer etymologisch erschlossenen Ausgangsform in der Frühzeit im wesentlichen einsträngig, wenn auch gelegentlich durch Querverbindungen verklammert in die Gegenwart.

Im Fall *Bube* erschließt das Etymologische Wörterbuch aus Personennamen ein (nicht belegtes) ahd. *buobo* und als Bedeutung „männliches Kind“. Auf Grund von Vergleichen innerhalb der Germania stellt A. Götze ausdrücklich fest, daß die Bedeutung „alt immer ‚männliches Kind‘ war“ und daß „Sohn, Unverheirateter, Geliebter“ – einfacher gesagt „juvenis, Bursche“ – und selbstverständlich auch „nichtswürdiger Mensch, Schurke“ jüngere Ausbiegungen seien¹³. Das *Bube* der süddeutschen Mundarten setzt also nach Kluge-Götze ein ahd. *buobo* „männliches Kind“ in gerader Linie fort, geschichtslos, durch mehr als ein Jahrtausend. Das wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, drängt sich aber als Schluß auf, so auch, wenn der Etymologie-Duden auf Grund dieses Sachverhalts meint, die oberdeutsche Form bewahre die ursprüngliche Bedeutung¹⁴.

An dieser Rechnung kann einiges nicht stimmen. Als Appellativum ist *buobe* (wenn wir von dem unklaren *perhpuopo* bei Graff¹⁵ absehen) erst seit mittelhochdeutscher Zeit belegt, und zwar in der Bedeutung

¹² Dora Blank verzichtet denn auch in ihren „Studien zur germanischen Wortgeographie von Knabe und Mädchen“, Diss. Marburg (Masch.) 1955, auf jeden Versuch, den wortgeographischen Befund historisch zu deuten.

¹³ So noch Kluge-Mitzka, Etymologisches Wörterbuch, 20. Aufl. Berlin 1967, S. 106.

¹⁴ Duden – Etymologie, Mannheim 1963, S. 86. Dagegen bleibt Weigand-Hirt, Deutsches Wörterbuch, Bd. 1, Gießen 1909, S. 298, unabhängig von Kluge, näher am tatsächlichen Befund.

¹⁵ Graff, Althochdeutscher Sprachschatz, Bd. 3, S. 22 (ohne Stellennachweis). Im Althochdeutschen Wörterbuch von E. Karg-Gasterstädt und Th. Frings, Bd. 1, Berlin 1968, Sp. 1493, fehlt bezeichnenderweise das Stichwort *buobo*.

„junger Knecht, Bursche“ wie auch „zuchtloser Mensch, Spieler“¹⁶. Das müssen also schon „Ausbiegungen“ sein. Zu ihm tritt ein mnl. *boef*, *boeve*¹⁷ mit dem gleichen Bedeutungsumfang, während mnd. *bove* nur in der abgewerteten Bedeutung „zuchtloser Mensch, Schurke“ usw. überliefert ist¹⁸.

In der von Götze erschlossenen ursprünglichen Bedeutung „männliches Kind“ taucht *buobe* sogar erst im 16. Jahrhundert in der Überlieferung auf¹⁹. Bleibt es so lange hinter den Synonymen versteckt, die sich von althochdeutscher Zeit an ablösen und die alle aufs Pergament und Papier finden?

Im Althochdeutschen sind es *thegan* und *knēht*, die die Bedeutung „puer“ und auch „iuvenis“ tragen und als Übersetzung von lat. *puer* dienen. An ihre Stelle tritt im Mittelhochdeutschen *knabe*. Es ist gerade im Oberdeutschen die gültige Bezeichnung für „puer“ und erscheint sehr häufig in der Überlieferung, während *buobe* in dieser Bedeutung fehlt.

Was an sprachlichen Zeugnissen wirklich überliefert ist, fügt sich in jene erschlossene Traditionslinie von Bube, die vom Althochdeutschen gradlinig bis in die Gegenwart laufen soll, nicht ein. Wir stehen vor Unstimmigkeiten und Widersprüchen, um deren Lösung sich bisher niemand ernsthaft bemüht hat.

Das herausgegriffene Beispiel *Bube* hat gezeigt, daß von der einsträngigen Wortgeschichte her die heutigen Zustände nicht glaubhaft geschichtlich zu verstehen sind. Diachronie und Synchronie stimmen nicht zusammen. Wir müssen, um die Vorgänge zu erhellen, die zu diesen Zuständen geführt haben, die synchrone Betrachtung auf frühere Zeitstufen ausdehnen. Erst dann ist Wortgeschichte im eigentlichen Sinn möglich.

Damit sind wir auf die Überlieferung verwiesen, auf sie in erster Linie. Ihr muß wieder ihr volles Gewicht zugestanden werden, und etymologische Erwägungen dürfen nicht davon abhalten, die sprachliche Wirk-

¹⁶ Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, Bd. 1, Sp. 384.

¹⁷ Verwijs – Verdam, Middelnederlandsch woordenboek, 's-Gravenhage 1885 ff, 1, 1333.

¹⁸ Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, 1, 408. Lasch-Borchling, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, 1, 336.

¹⁹ Vgl. u. a. Deutsches Wörterbuch 2, S. 457. Schweiz. Id. 4, 925 f. Schwäb. Wörterbuch 1, 1483 ff.

lichkeit, wo sie sich zeigt, so zu sehen, wie sie wirklich gewesen ist.

Allerdings dürfen wir nicht erwarten, daß in der Überlieferung die älteren Sprachzustände offen am Tag liegen. Der bloße Befund kann nicht genügen, er muß gedeutet sein. Das gilt besonders in diesem Fall, wo die gesprochene Sprache, die Mundart im Spiel ist, wo mit der vertikalen Schichtung zu rechnen ist. Das Wertverhältnis zwischen Knabe und Buobe kann sich in dieser oder einer andern Form nach rückwärts fortsetzen, so daß weiter zwischen geschriebenem und gesprochenem Wortgebrauch zu unterscheiden ist. Das verlangt eine methodisch-kritische Auseinandersetzung mit dem Überlieferten. Sie soll das Hauptanliegen der folgenden Ausführungen sein²⁰.

Lassen wir die Dichtung als Quelle zunächst beiseite. Wo wir im späten Mittelalter einsetzen, in Wien, München, Regensburg oder Augsburg so gut wie in Frankfurt, Straßburg, Freiburg, Basel oder Zürich, erscheint in allen möglichen nichtliterarischen Quellen *knabe*, im Diminutiv *kneblin*, als Bezeichnung für „puer“. *buobe* dagegen fehlt in dieser Verwendung. Man kann mit Grund zweifeln, ob diese Auskunft der Quellen auch für die gesprochene Sprache der Zeit gilt, ob sich hinter diesem *knabe* nicht doch ein mundartliches *buobe* verberge, das neben dem schreibsprachlich gültigen Wort nicht aufs Papier komme.

Um das zu klären, sind Quellen nötig, die an die gesprochene Sprache heranzuführen. Solche Quellen gibt es in Basel, es gibt sie ähnlich in Zürich. (Ich habe sie an anderer Stelle beschrieben²¹.) In weiteren Städten gibt es wenigstens einzelne Aufschlüsse. Entsprechendes wie in Basel habe ich außerhalb des Südwestens bisher nicht gefunden.

Diese Basler und auch die Zürcher Quellen sind Kanzleiakten, vornehmlich Gerichtsprotokolle, in denen sich, Schicht um Schicht, gleichartige Eintragungen durch Jahrhunderte abgelagert haben. Hier ist es möglich, einen Schacht bis ins letzte Viertel des 14. Jahrhunderts hinabzutreiben. Weiter zurück, in der Sprache der Urkunden, erscheinen Bezeichnungen für „puer“ selten.

²⁰ Sie geben eine knappe, an manchen Stellen vereinfachende, vorläufige Zusammenfassung von Forschungsergebnissen und müssen auf die Mitteilung des sehr umfangreichen Materials verzichten.

²¹ Ernst E. Müller, *Die Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter*, Bern 1953, S. 1 f., bes. S. 6 ff.; ders., *Wortgeschichte und Sprachgegensatz im Alemannischen*, Bern 1960, S. 136.

Was in dieser sprachlichen Ablagerung zutage tritt, ist *knabe* und nur *knabe*, von den Anfängen bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Die Beobachtungen stützen sich auf hunderte von Belegen. Das Wort erscheint in verschiedenen sozialen Bereichen und verschiedenen Stilebenen, vor allem und immer wieder im lebendigen Gesprächszusammenhang, in allen möglichen Sprechsituationen: meist sachlich-neutral und von da ausschwingend zum Affektisch-Groben wie zum Freundlich-Zärtlichen.

knab hat ungefähr den gleichen Bedeutungsumfang wie das heutige *buab*. Es schließt alle Altersstufen, vom Neugeborenen bis zum Schüler und Lehrling, ein. Über *buab* hinaus umfaßt es auch die Zwischenstufe zwischen Kind und Mann: mit *knab* wird auch der ledige Bursche, der heiratsfähige junge Mann und schließlich der Junggeselle bezeichnet.

Wenn noch ein Zweifel bleibt, ob *knab* durchwegs in allen Sprechlagen der Mundart angehört habe, dann mögen die Stellen noch weitere Sicherheit geben, wo es in direkter Rede erscheint:

der knab ist min götti (Patenkind), spricht einer in Basel um 1430, P 2, 215. Ein Goldschmied ruft 1432 aus seiner Werkstatt heraus: *wazz hat dir min knab* (Lehrling) *getan* . . . D 2, 128, *werlich knab du hast ein güten tag vnd ein glückhafte stund gehebt* D 11, 48v (1478). *ist der knab des wirtz zum Storcken?* D 19, 56 (1505) *ir knaben* (Burschen) *was hand ir vor der Kelblenen hus gemacht; man zicht es mich* D 22, 149 (1516). In Zürich trumpft 1385 ein Vater auf: *du hest niena biderben knaben; ich han biderb knaben* (Söhne) B VI 192, 300. In Herrliberg bei Zürich meint einer 1499: *wer des knaben vater da gsin er hett dich zerhyt zū stuppe* B VI 238, 358 usw.

Das steht nah am gesprochenen Wort. Es ist nicht denkbar, daß hier überall gesprochenes *buob* vom Schreiber durch *knab* ersetzt worden ist. Das ist bei der eilenden Aufzeichnung ohne Missgriff nicht möglich. Ein vorhandenes neutrales *buob* müßte sich melden. Der Befund ist eindeutig: *knab* gehört nicht nur der geschriebenen Sprache an, es ist auch das geltende Wort der Mundart. Wir sind hier auf eine ältere Schicht gestoßen, die *buob* vorausliegt.

Daraus ergibt sich: das heutige *buab* „männliches Kind“ ist jünger, es muß als Neuerung in der Mundart *knab* abgelöst und verdrängt haben.

Was in Basel und Zürich auf Grund einer ungewöhnlich günstigen Überlieferung mit Sicherheit zu erkennen ist, liegt als Deutung an andern Stellen im Südwesten, vielleicht sogar in einem weiteren süddeutschen

Umkreis nah, dort überall, wo eine weniger reichhaltige und kompakte Überlieferung ebenfalls nur *knabe* an den Tag fördert.

Wo aber ist *buob*? Wo kommt es, wenn es eine Neuerung ist, schließlich her?

buob ist auch da, gleichzeitig, und zwar im Sprachgefüge der Mundart wie der Schreibsprache. Es ist da in einer Bedeutung, die von der heutigen weit abliegt, die als eine ferne Abzweigung von *buobe* „puer“ erscheint: *buob* ist ein grobes Schimpfwort für den Mann. Wir können es etwa mit „Nichtsnutz, Lump“ usw. wiedergeben. Es reicht nah an das Verbrecherische heran: ein *buob* ist der nicht *fromme*, nicht *biderbe*, nicht in Ehren stehende, unzuverlässige, charakterlose, sexuell ausschweifende Mann. Eine Frau, die von einem Mann *huore* gescholten wird, antwortet stereotyp: „Wenn ich eine Hure bin, so bist du ein Bub!“ oder umgekehrt²².

Dieses schlimme *Bube* liegt vom *Bube* der heutigen süddeutschen Mundarten so weit ab, daß Friedrich Kluge geglaubt hat, *Bube* „nequam“ und *Bube* „puer“ räumlich trennen zu müssen. Er stützte sich dabei auf die Beobachtung, daß Eck und die Zürcher in ihrer Bibel Luthers böse *Buben* (1. Sam. 2, 12) durch *Kinder Belials* ersetzten. Daraus schloß er, *Bube* „nequam“ sei der oberdeutschen Volkssprache ursprünglich nicht geläufig, sondern sei erst durch Schriftsteller wie Luther und Erasmus Alberus im Süden verbreitet worden²³.

Dem widerspricht die Überlieferung. *Bube* „nequam“ gilt im späten Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit im ganzen deutschen Sprachgebiet und auch im Niederländischen. Im Süden steht es zu der Zeit in voller Blüte. Wie sich *buobe* zu dieser negativen, schlimmen Bedeutung entwickelt und entfaltet hat, läßt sich gerade im Hochdeutschen bis in Einzelheiten verfolgen; zunächst die Ansätze in literarischen Zeugnissen vom 13. Jahrhundert an, später in den einsetzenden archivalischen Quellen der Städte. Die Ergebnisse beider Quellen fügen sich ohne Bruch zusammen.

Im Wortschatz der hochhöfischen Dichtung fehlt *buobe*. Es taucht erstmals im späten 13. Jahrhundert beim Tristan-Fortsetzer Heinrich von

²² Vgl. BS D 4, 55 (1448); D 25, 271 v (1530). ZH B VI 221, 80 v (1459); A. 7. 2. 1554. *buffen und huren*, Luther, Von den guten Werken, 1520, WA 6, 257.

²³ Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch, 6. Aufl. Straßburg 1899, S. 60. So noch Kluge-Mitzka, 20. Aufl. Berlin 1967, S. 106.

Freiberg auf. Er reiht im königlichen Gefolge die *buoben* und *garzune* hinter den Köchen und Küchenknechten ein (ed. Bechtsein V. 4348 ff). In diesem Umkreis, als jugendlicher Diener und Begleiter des adligen Herrn, geht der *Bube* mit ritterlichen Formen ins späte Mittelalter hinüber. Noch heute ist er ja in der Gesellschaft von König und Dame in der Hand des Kartenspielers. Vom *Knappen* trennt ihn der Stand. Er ist nichtadliger Herkunft und bleibt am Rand in niedrigen Diensten: in der Küche, im Stall, bei den Pferden, und ist der ritterlichen Zucht ent-rückt.

Schon hier zeigen sich bestimmte Züge seines Wesens, die später immer ausgeprägter hervortreten. Zusammen mit Gleichaltrigen, als Gruppe, als Klüngel stacheln sich die *Buben* zu allerlei Unfug an. So heftet sich der Bezeichnung des halbwüchsigen Dieners schon ein tadelnder Neben-sinn an. Eine Stelle in der Oswald-Legende beleuchtet diesen Zug. Am Schluß der Legende erscheint in Pilgrimsgestalt Gottvater vor König Os-wald, der am Tisch beim Mahl sitzt. Kammerdiener und Aufwärter blik-ken mit argwöhnischen Augen auf die Zudringlichkeit des Bettlers. Da erfassen die *Buben* die Gelegenheit zum Handeln:

*buoben und schintvezzel
die begunden do niht vergezzen
si triben in vor dem tische entwer,
einer stiez in hin, der ander her,
ie einer gap in deme andern dar.*

(Münchner Oswald, ed. Baesecke, V. 3308 ff.)

Bis schließlich der König den Vorgang vor seinem Tisch bemerkt und die Umgebung auf sie aufmerksam macht:

*wartet an die veigen buoben,
wie tribent die so groz ungevuoge!*
(ebd., V. 3386 f.)

Wir sehen hier, fast unmerklich, das grobe *Bube* abzweigen. Was im Ge-folge adliger Herren als Trossbube und Pferdeknecht ein unstetes Leben führt, taucht im späten Mittelalter im Umkreis der Städte wieder auf: eine heimatlose, verwahrloste und verkommene Jugend: jugendliche Spieler, Bettler, Diebe, Zuhälter und Gelegenheitsarbeiter, die, von ei-ner Stadt zur andern ziehend, in den Vorstädten und den verrufe-nen Quartieren Unterschlupf finden. Man nimmt sie in Dienst, wo man sie braucht, und jagt sie wieder fort, sobald man ihrer überdrüssig gewor-den ist.

Der verlorene Sohn gerät in dem geistlichen Gedicht *Der Saelden Hort* in solche Gesellschaft unter *buoben* ins *buoben leben*²⁴. Wenig später zeichnet Konrad von Ammenhausen in seinem Schachzabelbuch das Bild des *Buben*, die Umgebung, in der er sich bewegt, seine Lebensumstände, seine Gewohnheiten bis hin zur Tracht²⁵.

Ich übergehe weitere Zeugnisse bei Hugo von Trimberg, beim Teichner und andern, denn schon im 13. und zunehmend im 14. Jahrhundert setzen die Zeugnisse in den Archiven der Städte ein. Sie geben aus einer andern Sicht, nüchtern und sachlich das gleiche Bild und ergänzen es nach der rechtlichen und sozialen Seite hin.

Die *Buben* gehören in den größeren Städten zu jenem rechtlosen, in Pariastellung gedrängten Proletariat, dem auch die verfehmten Berufe: Henker, Abdecker, Totengräber, Kloakenreiniger, aber auch die Spielleute angehören. Mit ihnen und mit den Dirnen haben sie ihre eigenen Quartiere und stehen rechtlich und sozial außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Ordnungen. Dabei verschiebt sich das Alter des *Buben* gegen „Mann“ hin.

Als Rechtloser und Ehrloser ist der *Bube* zu keiner rechtsgültigen Handlung fähig. Er kann vor Gericht nicht klagen und nicht als Zeuge aussagen²⁶. *Ez mag auch kain bube niemans geziuk sin*, formuliert das Augsburger Stadtrecht von 1276²⁷. Im Interesse der Rechtssprechung nimmt es einige Fälle, wie Mord und Totschlag, von dem Satz aus, doch ändert das grundsätzlich nichts an der rechtlosen Stellung.

Da der *buobe* der Unantastbarkeit seiner Person, wie sie der Stadtfriede sowohl Bürgern wie Fremden zusichert, nicht teilhaftig ist, darf ihn ein Bürger, wenn er es seiner Meinung nach verdient hat, ungestraft züchtigen; denn da er ehrlos ist, hat er keine Ehre zu verlieren, und das Gericht kann ihm keine Genugtuung verschaffen. *Swer einen pūben oder spilman, oder swer gūt vmb ere nimt, rauft oder sleht, . . . der ist niemant deheiner pūzze schuldich*, solange kein Blut fließt, und er nicht zu

²⁴ *Der Saelden Hort*, hg. v. H. Adrian (DTM 26), Berlin 1927, V. 4128 ff.

²⁵ Konrad von Ammenhausen, *Schachzabelbuch*, hg. von Ferd. Vetter, Frauenfeld 1892, Vers 14. 301 ff., 17. 740 ff. usw.

²⁶ Auf den Einwand, auch die Frau sei im Mittelalter rechtlich nicht handlungsfähig, ist zu antworten: Die Frau kann jederzeit vor Gericht klagen, sie muß allerdings ihre Klage von einem Mann (gewöhnlich dem Ehegatten oder einem Verwandten) vertreten lassen. Als Zeugin sagt sie ohne Einschränkung selbständig aus.

²⁷ Das Stadtbuch von Augsburg, hg. von Chr. Meyer, Augsburg 1872, S. 128.

tod geschlagen wird. So formuliert es das Stadtrecht von Ingolstadt vom Jahr 1312,²⁸ und ähnlich eine Reihe weiterer oberdeutscher Stadtrechte²⁹. Für Streitigkeiten unter sich haben sie etwa in Basel ihr eigenes Gericht, das eine Karikatur des ordentlichen Gerichts ist.

Der *buobe* steht auch in sexueller Hinsicht außerhalb der bestehenden Ordnung. *buobe* wird paarweise mit *huorer*, *huoring*, *lotter* und ihrem weiblichen Gegenstück gebraucht und ist neben *hüpschman* oder *riffian* auch Synonym für „Zuhälter“.

Seine eigentliche Blüte erlebt aber das Wort nicht als Bezeichnung eines Angehörigen dieser sozialen Schicht, sondern – unabhängig vom Alter – als Schimpfwort. Einen Mann *Bube* schelten, bedeutet soviel wie, ihn aus der Gesellschaft ausstoßen, ihn eben dieser rechtlosen, verachteten, verworfenen Gesellschaftsschicht zuordnen, in der das Laster sozusagen konkrete Wirklichkeit geworden ist. Die Schelte *Bube* zeichnet den Mann und macht ihn ehrlos. Sie straft alle Arten von wirklicher oder vermeintlicher Treulosigkeit: Unzuverlässigkeit, Wortbruch, Verrat, Doppelzüngigkeit, Übervorteilung bis hin zu Diebstahl und Betrug. So sind: *herverlofner*, *nütsollender*, *verlogner*, *unglöibiger* (das heißt: „unglaubwürdiger“) *buobe* stehende Wendungen.

Neben *schalk*, *schelm*, *böswicht* und andern ist *buobe* das blühende Schimpfwort der Zeit. Sie alle sind viel schwerwiegender und krasser und haben einen ganz andern Vorstellungshintergrund als ihre heutigen Nachfahren. Als letzte Konsequenz stehen Galgen und Rad hinter ihnen: *Er were ein bûb vnd sölte vor drin jaren am galgen sin gehangen* BS D 4,55 (1448), ist ein wiederkehrender Vorwurf. Wer ihn auf sich sitzen läßt, macht sich in der Gesellschaft, unter seinen Berufsgenossen, seinen Nachbarn unmöglich, denn er rührt an die Ehre, auf der seine Existenz beruht.

Als Injurie ist *buobe* in unzählige Akten und Protokolle eingegangen und ist in ihnen mit den äußeren Umständen in der ursprünglichen Sprechsituation aufbewahrt. Die Zeugen berichten Einleitung, Ablauf, Steigerung, verbale Instrumentation des Wortwechsels bis hin zur Tāt-

²⁸ Monumenta Wittelsbacensia, hg. von M. Wittmann, in Quellen zur bair. und deutschen Geschichte, Bd. 6, München 1861, S. 209.

²⁹ Rheinfelden 1290: Wilhelm, Corpus der Altdeutschen Originalurkunden 2, 535 (Nr. 1295). Feldkirch 1399: ZfGOberh. 21, 137. Basel 1406: Kleines Weißes Buch, fol. 58; abgedruckt in Rechtsquellen von Basel . . . , hg. von J. Schnell, Basel 1856, 86.

lichkeit in der vielfältigen Variation des Einzelfalls, hinter der zugleich eine wiederkehrende Typik sichtbar wird.

Ein Vorwurf, eine Beschuldigung wird zurückgewiesen, indem man den, der sie vorbringt, als *Buben* für unglaublich hinstellt: *Wenn du das sprichst, so lügstu als ein Lecker vnd ein bub* BS D 16,175 (1496). Von da ist nur ein kleiner Schritt zur groben, gemeinen Beschimpfung, bei der es dem Sprecher einzig auf die Demütigung, die Herabsetzung, die moralische Vernichtung des Gegenübers ankommt. *So gedenk ich wol dz du ein verhiter kat bub wert* („warst“) *in diner mäter kat fut tarm* „ungeboren im Mutterleib schon ein Bube“, verunglimpft um 1417 einer in Zürich einen Jüngeren (ZH B VI 203, 361v). Das ist, in dieser unflätigen Einkleidung, das äußerste, was mit dem Wort gewagt wird. Darauf kann nur die Waffe antworten. Und so bedient sich oft die Herausforderung der *buob*-Schelte und greift damit an die Ehre: *du bist ein Lecker vnd ein bub vnd schlach mich dorum* „wehr dich gegen den Vorwurf, wenn du es wagst“ BS D 28,124v (1547). Noch verächtlicher ist es, wenn einer den *Bub* Gescholtenen überhaupt nicht anrühren mag: *wer er nit ein verhita bub*, *ich hette in gestochen*, spricht einer um 1389 in Zürich (B VI 194, 101).

Auf Grund eines überaus reichhaltigen Materials, das nicht nur Einzelfälle, sondern den geltenden Sprachgebrauch sichtbar werden läßt, überblicken wir die Zustände im Südwesten: *knabe* ist die allgemein gültige und alleinige Bezeichnung für „puer“ und „iuuenis“, *buobe* dagegen – als abwertende Gattungsbezeichnung erscheint es nur vereinzelt – ist ein häufig gebrauchtes Schimpfwort für den Mann: das ist die Sprachsituation im ausgehenden Mittelalter und bis weit ins 16. Jahrhundert hinein in diesem Gebiet.

Wo aber bleibt das *buab* „puer“ der heutigen Mundart? Wo ist neben dem groben Homonym überhaupt Platz für ein neutrales *buobe*? Und doch ist *buobe* „puer“ spätestens seit dem 17. Jahrhundert in der Mundart vorauszusetzen. . .

Es muß – wie schon angedeutet – als Bezeichnung für „puer“ eine Neuerung sein. Wir müssen versuchen, es als Neuerung zu sehen und sein Erscheinen in der Überlieferung aufzuspüren.

In der zeitlichen Schichtung der Basler Quellen zeigen sich die ersten Spuren, noch ganz vereinzelt und auf weite Strecken wieder unsichtbar, um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Es hebt sich in affektischem Sprach-

gebrauch als grobe, tadelnde Bezeichnung für den Halbwüchsigen vom geltenden neutralen *knabe* ab.

Wenige Beispiele müssen hier genügen. Die beiden bisher ersten Belege aus Basel stehen in einem Büchlein, in dem Aufrufe an die Öffentlichkeit eingetragen sind. Der erste von 1445 nimmt Bezug auf einen Vorfall, bei dem Handwerksgesellen und Lehrbuben die welsch sprechenden Diener eines Konzilsteilnehmers, des Kardinals von Arles, belästigt, verfolgt und mit einem aktuellen Schimpfwort, *Schinder* d. h. *Armagnaken*, beschimpft haben: *Vnser herren ist . . . fürkommen wie ettlich knechte vnd junge buben dem wirdigen . . . herren dem Cardinal von Arle sine knecht . . . vf burg an sant Johans tag geiagt haben vnd si schinder gescholten . . .* Rußb. J1, 151(1445). In einem Aufruf des folgenden Jahrs ist von *jungen buben* die Rede, die mit Schleudern den Leuten Steine in die Häuser schießen und Kirchenfenster zerschlagen³⁰. Beidemale wird *bübe* tadelnd gebraucht: es sind Lausbuben, deren Eltern oder Lehrmeister verwart werden.

Im folgenden Beispiel von 1489 erscheint *buob* in einem Gespräch, das wohl der ursprünglichen Sprechsituation sehr nahe kommt. Ein Webermeister aus dem elsässischen Altkirch sagt als Zeuge aus, ein Lehrling sei zu ihm in die Werkstatt gekommen und habe ihn angesprochen: *Lieber Diepold dingend mich; min vatter vnd mutter machten gern ein Hafner uß mir, so ist es mir nit im Sinn vnd welt lieber ein weber werden. Also sagte diser zug: bi wem bistu?*

*Spräch der knab: ich bin bi Jacob Hassen
also sprach Diepold: so ding ich dich nit/
damit wär der knab von im gangen.*

Da aber der Bursche mit seinem Wunsch, bei ihm in die Lehre zu treten, mehrmals wiederkommt – noch viermal steht in dem Bericht *knab* – sucht der Zeuge seinen Lehrmeister auf und erkundigt sich über ihn. Der schildert ihn: *der knab wär ein böser bub vnd wölt kein gut tun . . . vnd er versech sich, er wurd im (dem Zeugen) och kein gut tun; aber soverr im des buben vater die. . . fünfvnd drissig schilling (das Eintrittsgeld) gut machte. . . ,möcht er den knaben sinthalb frölich dingen . . .* D 14, 67 f. Der Zeuge braucht in seinem Bericht durchwegs *knab*. (Das kann nicht bloß eine Maßnahme des Schreibers sein.) Den früheren Lehrmeister läßt er in der Verstimmung, im Ärger *bub* sprechen. Dies Heraustreten aus der Normallage entspricht offenbar dem tatsächlichen Wortgebrauch

³⁰ Rußbuch J 1, 163 v.

seines Gesprächspartners, ist Ausdruck seiner Stimmung. Zwar kann sich dieses *büb* schon der neutralen Bedeutung „Knabe“ nähern, wie die Wendung des *buben vater* zeigt, aber es steht noch nicht frei zur Verfügung. Der Sprecher verbindet eine Wertung mit ihm, die sich an *knab* mißt, und *knab* gewinnt dadurch – wie *houpt* neben *kopf*, *mund* neben *mul* – Mehrwert, einen Mehrwert, der ihm gefährlich werden kann.

Dies Beispiel von 1489 steht im Vorfeld einer langen Reihe von *buob*-Belegen, die noch immer vereinzelt und selten sich aus der Menge der *knab* herausheben und die noch deutlich auf das Alter des Halbwüchsigen eingeschränkt sind. Wo ein Tadel ausgesprochen wird, wo Affekt im Spiel ist, verfällt der Sprecher auf *buob*. (Das grobe *Bube* mag anklingen, aber es ist nicht eigentlich gemeint.)

Aber schon nach dem zweiten Jahrzehnt im 16. Jahrhundert mehren sich die Anzeichen, daß *buob* in die Normallage einrückt und an die Stelle von *knab* tritt. Es wird mehr und mehr als diesem Alter angemessene, derbere Bezeichnung für den Lehrling üblich. An die Stelle des *beckenknaben*, *metzgerknaben*, *schneiderknaben*, tritt der *beckenbüb*, *metzgerbüb*, *schneiderbüb*. Es erscheint aber auch schon im familiären, vertraulichen Gebrauch und vertritt „Sohn“. 1539 ereifert sich in Basel ein Vater: *sy schlahen mir mine büben/Ich wil lügen wer sy syen* BS D 26, 238v. Zugleich verschiebt sich altersmäßig sein Geltungsbereich gegen unten, nach Kind hin.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts nehmen die Belege für *buob* zu; es mischt sich immer sichtbarer unter *knab*, aber *knab* behält im Geschriebenen die Oberhand. Es kommt der Augenblick, wo wir nicht mehr mit Sicherheit entscheiden können, wann im Kontext und im erzählenden Bericht geschriebenes *knab* noch gesprochenem *knab* entspricht. Denn immer wieder meldet sich, wenn der erzählende Bericht mit *knab* eingesetzt hat, in den Gesprächsstellen, dort, wo es lebhaft wird, *buob*. Sicher ist, daß *knab* „puer“ im Sprachgebrauch des Einzelnen und in bestimmten Stillagen noch eine Zeitlang, abnehmend weiterdauert.

Aber *buob* kommt jetzt auch der jüngsten, kindlichen Altersstufe zu. Mit *büebli* verbinden sich schon zärtliche Töne. Kurz nach der Jahrhundertmitte schreibt Thomas Platter dem in Montpellier studierenden Sohn, sein Patenkind sei *ein vast hüpsch biebli*.³¹ Welch ein Abstand zwischen

³¹ Thomas Platters Briefe an seinen Sohn Felix, hg. von Ach. Burckhardt, Basel 1890, S. 83, ferner S. 93.

dem strafenden *Bub* um 1500 und diesem freundlichen *Büblein*! Tadelnder Sinn spricht jetzt nicht mehr mit, er muß mit dem Adjektiv *bös* wieder hineingelegt werden. Der Affekt hat sich vom Wortgebrauch verflüchtigt³². Der Wandel hat sich in wenigen Jahrzehnten abgespielt.

Um die Wende zum 17. Jahrhundert ist in Basel annähernd der heutige Zustand erreicht: *buobe* ist das geltende Wort der Mundart, *knabe* ist in der Bedeutung „männliches Kind“ in die geschriebene Sprache abgerückt³³. Das ist zugleich der Zeitpunkt, da die neuhochdeutsche Schriftsprache die Zustände der Mundart zudeckt.

Was sich im geschriebenen Zeugnis herauschält, das Aufkommen von *buobe* „puer“, zeigt unverkennbar die Merkmale und die Begleitumstände einer sich vollziehenden Neuerung. Wenn wir ihr Ergebnis betrachten, stehen wir vor dem paradoxen Fall, daß das entwicklungsgeschichtlich Ältere, *buobe* „puer“, über dem entwicklungsgeschichtlich Jüngeren, *buobe* „nequam“, lagert, daß die zeitliche Abfolge der Schichten verkehrt ist³⁴.

Wie ist eine solche Umkehrung (der Geologe würde von einer Überwerfung sprechen) überhaupt möglich? Ich habe genau so wie Sie zuerst zweifelnd vor dem Ergebnis gestanden. Aber der Befund der Quellen ist eindeutig und läßt sich nicht wegdisputieren. Wir kommen nicht darum herum, ihn in seiner Paradoxie als gegeben anzunehmen und uns um eine Deutung zu bemühen.

Unbegreiflich für unsere Vorstellung ist auch, daß das Wort *buobe* aufsteigt und an die Stelle von *knabe* tritt, während das Schimpfwort *buobe* „Gauner“, „Lump“ noch in voller Geltung steht. Die Sprache scheint sich um das Gesetz der Homonymenfurcht nicht zu kümmern. Anders ausgedrückt: die synchronen Zustände sprechen eigentlich gegen die Möglichkeit einer solchen Entwicklung. Woher kommt dieses *buobe*, an dem sich gegen alle Wahrscheinlichkeit eine solche gegenläufige Bedeutungsentwicklung vollzieht?

³² Das heißt: er kann nun auch auf die Gegenseite ausschlagen.

³³ In der Bedeutung „Bursche, heiratsfähiger junger Mann“ und auch „Jungeselle“ dauert *knab* in der Mundart weiter, im Basler Umkreis auf dem Land bis ins 19. Jahrhundert. Vgl. J. P. Hebel, „Die Wiese“ V. 3; „Eine Frage“ V. 44 usw. Joh. Schörlin, Neuwilditsch, St. Ludwig 1908, S. 10, 21, 27, 34 usw. Südlich des Juras vgl. Schweiz. Id. 3, S. 709 f.

³⁴ Gegen die Annahme, daß bei *buobe* überhaupt von der schlimmen Bedeutung auszugehen sei, sprechen mehrere gewichtige Bedenken.

Die Möglichkeit, daß die Entwicklung bei *buobe* „nequam“ ansetzt und tatsächlich eine Rückwendung stattfindet, ist unwahrscheinlich. Auch wenn im Anfang bei *buobe* deutlich der Affekt mitspricht und das Schimpfwort anklingen mag, hat sich *buobe* „nequam“ doch zu weit aus dem Sinnbereich „Jugend“ entfernt, als daß eine Anknüpfung noch möglich wäre. Es ist im Grund ein anderes Wort mit gleichem Lautkörper, das zu einer solchen Verwandlung nicht mehr fähig ist.

Dann hat sich *buobe* in der von Götze erschlossenen ursprünglichen Bedeutung „männliches Kind“ seit vorliterarischer Zeit erhalten, in Sprachschichten, die nicht aufs Papier fanden, und ist, nachdem ihm mehrere Konkurrenten vorausgegangen sind, am Ende des Mittelalters aus nicht erklärbaren Gründen aktiviert worden? Gegen diese Annahme sträubt sich der Sinn für sprachliche Realität. Gegen sie sprechen auch die Tatsachen. Ist es so, daß unsere Erfahrung, unser Vorstellungsvermögen und unsere Begriffe nicht ausreichen, um den Fall zu klären?

Es deutet sich noch eine Möglichkeit an. Wir müßten allerdings Götzes sehr bestimmt vertretene Behauptung, daß „männliches Kind“ die ursprüngliche Bedeutung von *buobe* sei, fallen lassen und von „Bursche, Knecht“ ausgehen, in der das Wort im 13. Jahrhundert als Appellativum auftaucht. Von *buobe* „iuvenis, servus“ ist *buobe* „Schurke“ abgezweigt. Von „iuvenis, servus“ ist auch die Abzweigung „männliches Kind“ möglich und in einer Anzahl von Fällen aus dem germanischen und nicht-germanischen Bereich belegt. Ich erinnere nur an ahd. *knēht* und frz. *garçon*. Im Lauf der deutschen Sprachgeschichte wird die Bezeichnung für den Halbwüchsigen, für den Knecht mehrmals auf das Kindesalter übertragen³⁵.

Genau so ist – aus Gründen, die im Bezeichneten selbst und seiner Umwelt liegen – die Ambivalenz der *iuvenis*-/servus-Bezeichnung, das Ausschlagen nach der einen wie der anderen Seite mehrfach bezeugt³⁶.

Daß die Entwicklung auch bei *buobe* so verlaufen ist, dafür finden sich in der Überlieferung Anhaltspunkte. Jenes *buobe* „Bursche, Knecht“ der ersten Belege, das von der hybriden Entwicklung zugedeckt wurde, ist nie ganz verschwunden. Noch bis ins 15. Jahrhundert finden sich neben dem Schimpfwort einzelne Belege für ein von moralisch-sittlichen Wertungen nicht belastetes *buobe*, und zwar in dem ursprünglichen Be-

³⁵ Abgesehen von *dëgan*, *knēht* trifft das auch für *bursch* in einigen schweizerdt. Mundarten zu, vgl. Schweiz. Id. 4, S. 1605.

³⁶ So engl. *knave*, auch frz. *garçon*, Vgl. Tobler-Lommatzsch, Altfranz. Wb. 4¹, S. 113 f.

reich, dem des Ritters und des Kriegs: *buobe* in der Bedeutung „Pferdejunge, Reitknecht, Trossknecht, jugendlicher, noch nicht vollwertiger Soldat“. In einer Basler Chronik von 1476: *ettliche buben des burgunschens hers sind herus geloffen und gen Betterlingen komen*³⁷. Also kam der herr von Rama haruss mit vil buben zu ross und ze füss Hans Schürpf, Pilgerfahrt 1497³⁸.

Hier, nicht bei *buobe* „nequam“, setzt das affektische, tadelnde *buobe* „puer“ an. Die Genese freilich entzieht sich dem genauen Zugriff, wir können sie im Grund nur als Vorbereitung und Ergebnis, nicht im Vollzug fassen.

Was sich in Basel in der Abfolge der Schichten als Vorgang, als Entwicklung klar abzeichnet, hat sich, aus Anzeigen und aus dem Ergebnis zu schließen, auch im übrigen Südwesten, in Straßburg, Kolmar, Freiburg, Konstanz, abgespielt. In Zürich setzen in der kritischen Zeit die Quellen aus, aber die Ausgangslage im 15. und das Ergebnis im 16. Jahrhundert sind gleich. Auf Grund der bisherigen Erfahrungen dürfen wir vielleicht sogar einen Schritt weitergehen. So wie der Geologe aus der Abfolge der Schichten, der Stratigraphie, an einer fundigen Stelle auf weitere Zusammenhänge in einem viel größeren Gebiet schließt, so ist anzunehmen, daß sich die Ablösung des älteren *knabe* durch *buobe* im übrigen *buab*-Gebiet mit zeitlicher Verschiebung so oder ähnlich abgespielt hat wie im Südwesten. Die bisher bekannten Zeugnisse aus dem Oberdeutschen widersprechen dieser Annahme in keiner Weise. Wir warten auf Bestätigung oder Berichtigung aus dem Baierischen, Ostfränkischen, Schwäbischen.

Wenn also Eck und die Zürcher in ihrer Bearbeitung der Lutherbibel Luthers böse *Buben* durch *Kinder Belials* ersetzen, dann nicht deshalb, weil *buobe* „nequam“ im Süden fehlt, sondern weil es eben in dem Augenblick durch das Aufsteigen von *buobe* „puer“ für den baierischen wie für den schweizerischen Leser als Begriff unscharf und mehrdeutig geworden ist.

³⁷ Basler Chroniken, Bd. 2, Leipzig 1880, S. 390, Anm. 2: Bericht der Berner an die Basler zur militärischen Situation im Burgunderkrieg. Vgl. ferner Basler Chroniken, Bd. 4, Leipzig 1890, S. 204.

³⁸ Schweiz. Id. 4, S. 927. Aus Konstanz: *Der selb* (Raubritter) *hett vil buben by im uff dem huß Schrotzburg* . . . Chroniken der Stadt Konstanz, hg. von Ruppert, Konstanz 1891, S. 217. Aus Nürnberg: Chroniken der deutschen Städte Bd. 2, S. 314, 24.

Die Ausgangslage für die Entwicklung dürfte im Süden weitgehend ähnlich gewesen sein: überall liegt *knab* voraus, an verschiedenen Stellen meldet sich neben dem Schimpfwort *buobe* vereinzelt *buobe* „Bursche, Knecht“. Dennoch ist die Annahme, daß die Neuerung im ganzen heutigen Geltungsgebiet aus innersprachlicher Entwicklung aufgestiegen sei, wenig wahrscheinlich. Ohne räumliche Vorgänge (zumindest als Movens, als Auslöser) läßt sich die Herausbildung des weiten heutigen Verbreitungsgebiets nicht denken. Wo der Ausgangspunkt einer solchen Sprachbewegung liegen könnte, hat sich bisher nicht gezeigt. Sprachgeographische Überlegungen lassen vermuten, daß er nicht im Südwesten, auch nicht im Norden des heutigen Geltungsgebiets von *Bube* liegt.

Das süddeutsche *Bube*-Gebiet ist in seiner heutigen Geltung also jung, hat sich erst zu Beginn der Neuzeit konstituiert. Es ist eine Neuerung wie sein Gegenwort im Norden, *Junge*.

Auch bei *Junge* geben die Handbücher und Wörterbücher keinen befriedigenden Aufschluß über sein Aufkommen und seine Ausbreitung³⁹. Man muß sich auch hier durch einige tausend Seiten durchbeißen, um im 14. Jahrhundert in Köln, Hildesheim, Braunschweig, Lüneburg, Lübeck, Buxtehude, aber auch schon in Schlesien auf seine Spur zu stoßen, und zwar übereinstimmend in der Werkstatt des Handwerkers⁴⁰. Die Herausbildung des *Junge*-Gebiets in Norden muß, aus der Verbreitung im späten 14. Jahrhundert zu schließen, beträchtlich früher begonnen haben als die des *Bub*-Gebiets.

Die nördliche Neuerung, die aus einfacheren Voraussetzungen herausgewachsen ist, setzt nicht auf die Zwischenschicht *knabe*, sondern unmittelbar auf mnd. *knecht*, *knechteken* „puer“ auf, also auf die Schicht, die im Hochdeutschen in althochdeutscher Zeit bestanden hat.

³⁹ *Junge* fehlt bei Schiller-Lübben, Mnd. Wörterbuch (auch im Nachtrag). Ausschließlich Belege aus dem Obd. (!) nach 1500 bringt Kluge-Götze, 16. Aufl. Berlin 1953, S. 348, und unverändert Kluge-Mitzka, a. a. O. S. 335. Hingegen findet es sich bei Verwijs-Verdam, Mnl. Woordenboek 3, S. 1059; ferner bei Adam Wrede, Neuer köln. Sprachschatz, 1, S. 394.

⁴⁰ Im Bereich des Handwerks und des Kriegs strahlt es Ende 15. Jh. über den heutigen Geltungsbereich nach Südwesten ins *knabe/buobe*-Gebiet aus: *junger* „Lehrling“ und „Trossbube“ ist am Oberrhein bis Basel und ins Schwäbische gelangt und gilt als modisches, gruppensprachliches Wort neben *knabe* und *buobe*. Das elsässische *junger*-Gebiet auf der Karte des DWA, Bd. 4, ist jedoch kein Reflex dieses früheren Zustands, sondern beruht auf falscher Fragestellung bei der Fernerkundung.

Diachronische Betrachtungen zur deutschen Satzstruktur

Von Kaj B. Lindgren

Im folgenden werden keine eigentlichen Forschungsergebnisse vorgelegt; es handelt sich nur um eine kleine Voruntersuchung, die keine Ansprüche erhebt, methodischen Forderungen zu genügen. Die Studie verfolgt nur den Zweck, klarzulegen, ob und gegebenenfalls wo es sich lohnen würde, wirkliche Forschungen anzusetzen.

Den Ausgangspunkt bildet das Schema für eine formale Beschreibung der deutschen Satzstruktur, das ich in „Wirkendes Wort“ vorlegte¹, hier kurz „Entwurf“ genannt. Zum Verständnis des folgenden ist es jedoch nicht nötig, sich um die dortige Formelsprache zu kümmern. Es wird zunächst nur festgestellt, welche Kombinationen von Satzgliedern vorkommen und wie häufig die einzelnen Typen jeweils sind. Auf dem Entwurf beruht vor allem die Gruppierung sowie die Betrachtungsweise, daß eine Reihe von Satzgliedern als Erweiterungen der Ausgangstypen behandelt und in der ersten Phase alle Angaben ausgeklammert werden. Hierdurch entsteht wenigstens der Vorteil, daß die verschiedenen Satztypen übersichtlich zusammengestellt werden können.

Demnach werden die Sätze wie folgt eingeteilt:

N = Eingliedrige Sätze, Nominalsätze und dgl., also alle satzwertigen Gebilde, die sich nicht in Subjekt und Prädikat gliedern lassen.

V = Vorgangssätze, die von den Hauptgliedern nur Subjekt und Prädikat enthalten.

P = Prädikative Sätze, die aus Subjekt, Prädikat (Kopula) und Prädikativ, d. h. Prädikatsnomen (Gleichgröße) oder prädikativem Adjektiv (Artangabe zur Grundgröße) bestehen.

¹ Morphem – Wort – Wortart – Satzglied, in: WW 17, 1967, S. 217–228.

T = Transitive Sätze, die neben Subjekt und Prädikat ein Akkusativobjekt enthalten.

Als Unterarten dieser Ausgangstypen treten dann solche Sätze auf, die durch ein Dativobjekt (DO), ein Genitivobjekt (GO), ein Prädikativ zum Akkusativobjekt (PT_{AO}), ein zweites Glied im Akkusativ (auch AO) oder durch Kombinationen von diesen erweitert sind. Vorhandene Angaben werden dabei nicht berücksichtigt, da sie einen Typ von Gliedern darstellen, der bei Bedarf zu jedem Satztyp hinzugefügt werden kann.

Zu diesem Schema möchte ich ausdrücklich betonen, daß es rein formal aufzufassen ist. Die Ausgangstypen sind gewiß keine Grundformen der deutschen Sätze, denn zu diesen gehören oft weitere Glieder, und es können auch Angaben als unentbehrliche Bestandteile der Sätze auftreten. Ich vermute jedoch, daß dabei semantische Faktoren mit einspielen, sie habe ich aber hier absichtlich ausgeklammert, um zuerst die formale Struktur zu klären.

Weiter ist zu bemerken, daß diese Satzgliedkategorien in gewissem Sinne Sammelbegriffe sind, die sich noch in Untertypen einteilen lassen und recht verschiedenartige, nur durch formale Kriterien zusammengeführte Bestandteile umfassen. So glaubt eine meiner Schülerinnen, eine Möglichkeit gefunden zu haben, nach der das Präpositionalobjekt auch rein formal von den sonstigen Angaben zu trennen sei. Die Grenze zwischen Prädikativ und Angabe ist auch nicht ganz eindeutig, denn es gibt Glieder, die teils Kennzeichen der einen, teils der anderen Kategorie aufweisen. Es ist aber noch zu früh, hierüber etwas Näheres auszusagen.

Das Schema des Entwurfs ist also ausdrücklich als Provisorium gedacht. Erst die Anwendung auf längere, zusammenhängende Texte wird es entweder bestätigen, oder zu einer Revision führen. Einen solchen Versuch stellt nun diese kleine Untersuchung dar. Durch das Tagungsthema angeregt, habe ich zugleich prüfen wollen, ob es auch auf ältere Sprachstufen anwendbar ist. Ich sehe durchaus ein, daß dies methodisch sehr bedenklich ist, denn das Gliederungsschema müßte natürlich aus jeder Sprachform selbst gewonnen werden. Da aber fürs Altdeutsche keine Informanten erreichbar sind, stößt das auf Schwierigkeiten, und so habe ich diesen Versuch gewagt, um wenigstens zu einer ersten Orientierung zu gelangen.

Da die Arbeit ohne maschinelle Hilfe durchgeführt ist, habe ich mich mit ganz kleinen Bruchstücken begnügt: Aus jedem Text sind 500 Satzgebilde analysiert, und zwar vom Anfang, falls nicht anders angegeben.

Unter Satzgebilde verstehe ich hier: einmal jeden Hauptsatz als Ganzes, also mit Nebensätzen und dgl. als Glieder darin, sodann jeden Nebensatz für sich, wie auch alle satzwertigen Infinitiv- und Partizipkonstruktionen. Diese habe ich in finite Form durch Ergänzung eines sinngemäßen Subjekts transformiert und demnach eingeordnet. Ebenso sind alle passiven Sätze in Aktiv und imperativische in Indikativ transformiert worden, damit die jeweilige Grundform erreicht würde. Nebengeordnete Glieder wurden als eine Einheit gezählt, bei Satzverknüpfungen mit gemeinsamen Gliedern wurden diese auch dort gezählt, wo sie eingesparrt waren. Auch weitere derartige Konventionen waren natürlich für die statistische Zuordnung nötig, es dürfte sich jedoch erübrigen, sie alle hier aufzuzählen; ihre Wirkung auf die Zahlen bleibt gering, und da diese auf nur kleinen Textbruchstücken beruhen, erheben sie ohnehin keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit.

Die untersuchten Texte sind:

Ahd.: Tatian, Ed. Sievers (Luc. 1–3:15 und weiter bis Tatian 14,6), und Otfrid, Braunes Lesebuch (4.I – 9.I.7).

Mhd.: Nibelungen, Ed. Bartsch–de Boor, Göschen, und Lancelot, Ed. Kluge, DTM.

Frnhd.: Luther, Ed. Volz (Von den guten Werken, An den christlichen Adel), und Fischart, Aller Praktik Großmutter, Ed. Braune (ohne Aufzählungen).

Klassik: Goethe, Die Wahlverwandtschaften, Cotta, und Schiller, Kabale und Liebe, Reclam (ohne Bühnenanweisungen).

Gegenwart: Rinser, Mitte des Lebens, Fischer; Musil, Das hilflose Europa, Piper; Die Zeit vom 21. 4. 1967 (S. 1–2, ohne Rubriken und Insetrate), und Quick Nr. 2, 1968, der Roman Der goldene Kuß von Doerner.

Aus diesen Texten wurde die Anzahl der einzelnen Satztypen abgezählt, also die der verschiedenen Kombinationen von Satzgliedern. Daraus wurde die Anzahl je 100 Satzgebilde berechnet, so daß die Zahlen in den Tabellen gewissermaßen Prozente darstellen. Das Gesamtergebnis steht in Tabelle 1. Der obere Teil der Tabelle 2 enthält entsprechend die Gesamtfrequenzen der wichtigsten Satzglieder.

Die Tabellen zeigen zunächst einen unerwartet kleinen Unterschied zwischen dem Altdutschen und der Gegenwartssprache. Dies legt den Verdacht nahe, daß die Ähnlichkeit auf der Methode der Satzanalyse beruht, und nicht auf der Sprachstruktur. Um hierzu wenigstens einen An-

Tabelle 1: Frequenz der verschiedenen Strukturtypen

	Ahd.		Mhd.		Fmhd.		Klass.		Rin	Gegenwart		Qui	Schw. Str.	Finn. Sil
	Tat	Otf	Nib	Lan	Lut	Fis	Goe	Sch		Mus	Ze			
N	3,4	3,0	2,0	2,0	2,6	3,4	3,2	10,8	5,8	5,4	3,4	16,4	5,2	3,2
V	27,4	17,8	18,2	28,6	19,0	26,8	18,6	17,6	25,6	27,0	32,2	25,0	32,4	36,2
-DO	5,8	5,8	4,8	5,0	5,2	5,4	4,2	4,2	1,6	2,0	2,2	2,0	-	-
-GO	1,2	4,4	4,8	0,8	1,4	1,4	0,6	0,2	-	-	-	0,2	-	-
-DO-GO	-	0,6	1,2	0,6	-	-	-	0,2	-	-	-	-	-	-
P	12,8	13,0	10,8	12,0	16,6	14,0	9,4	13,2	12,8	15,6	10,8	11,8	10,4	18,4
-DO	1,4	1,8	5,2	1,2	2,6	2,2	1,8	0,8	0,4	0,6	0,6	0,2	-	-
-GO	0,6	2,0	0,4	-	1,4	0,8	0,2	-	-	0,6	-	-	-	-
-PT	-	0,2	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	0,2
-DO-GO	-	-	0,2	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
T	33,6	37,2	39,0	35,2	43,6	41,2	50,2	44,0	45,8	44,4	45,0	40,6	49,0	37,0
-DO	6,8	7,4	8,2	9,2	3,4	3,2	9,0	7,0	5,0	2,8	4,6	3,0	1,6	-
-PT	5,8	3,2	2,0	3,2	2,6	1,0	2,0	1,8	2,6	1,2	1,0	0,8	1,4	5,0
-GO	0,6	2,2	2,4	1,6	0,8	0,2	0,4	-	-	0,4	0,2	-	-	-
-AO	0,6	0,6	0,4	-	0,6	0,2	-	-	-	-	-	-	-	-
-DO-PT	-	0,6	0,4	-	0,2	0,2	0,4	0,2	0,4	-	-	-	-	-
-DO-GO	-	0,2	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
-GO-PT	-	-	-	0,6	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-

Tabelle 2: Frequenz der verschiedenen Satzglieder

	Ahd.		Mhd.		Frñhd.		Klass.		Gegenwart			Schw. Finn.	
	Tat	Otf	Nib	Lan	Lut	Fis	Goe	Sch	Rin	Mus	Ze	Str	Sil
AO	47,4	51,4	52,4	49,8	51,2	46,0	62,0	53,0	53,8	48,8	50,8	52,0	42,0
PT	20,6	20,8	19,0	17,0	23,4	18,0	13,8	15,8	16,2	16,8	12,4	11,8	23,6
DO	13,8	16,4	20,0	16,0	11,4	11,0	15,4	12,2	7,4	5,4	7,4	1,6	—
GO	2,4	9,4	9,0	3,6	3,6	2,4	1,2	0,4	—	1,0	0,2	—	—
AG	89,4	103,2	102,6	100,8	109,0	106,0	108,4	84,8	80,8	114,4	113,2	94,0	152,2
ohne SU	5,6	1,8	0,8	0,4	—	1,4	0,2	0,2	—	—	—	—	10,0
Durchschnittliche Anzahl Glieder je Satzgebilde													
	3,6	4,0	4,0	3,8	4,0	3,8	4,0	3,6	3,6	3,8	3,8	3,5	4,0
Durchschnittliche Anzahl Wörter je Nominalglied													
	2,5	2,5	2,8	3,0	3,1	2,7	3,3	2,8	3,1	4,4	3,9	2,5	2,5

haltungspunkt zu gewinnen, habe ich in derselben Weise je einen schwedischen und finnischen Text analysiert, und zwar Strindberg, Rödummet, und Sillanpää, Miehen tie. Das Resultat ist den beiden Tabellen rechts angefügt. Auf Schwedische war die Methode mühelos anwendbar. Aber auch das Finnische ließ sich trotz der 14 Kasus in das Schema einfügen, denn hier kommt als Subjekt und Objekt eine Gruppe von Kasus vor, als Prädikativ die gleiche und zusätzlich eine andere Gruppe, während der Rest, vor allem die sog. Lokalkasus, als Angaben behandelt werden konnte. So wurde das Finnische zwar in dieses deutsche Schema hineingezwängt, aber allzu gewaltsam erscheint das Verfahren wohl nicht.

Es zeigt sich, daß die Ähnlichkeit in der Grundstruktur auch hier wiederkehrt. Fürs Schwedische war damit natürlich zu rechnen; fürs Finnische muß ich es aber offen lassen, ob sie lediglich auf der Methode beruht, ob sie auf die starke Beeinflussung seitens der indogermanischen Sprachen zurückzuführen ist oder ob hier etwa irgendwelche linguistischen Generalia zu Tage treten.

In Tabelle 1 zeichnet sich aber deutlich auch eine gewisse Entwicklung im Deutschen ab: Die Zahl der verschiedenen Kombinationen von Satzgliedern nimmt ab, von 18 im Altdeutschen auf 12 in der Gegenwartssprache; der Satzbau ist also einheitlicher geworden. Die Vergleichssprachen weisen wiederum nur 6 verschiedene Kombinationen auf.

Als hypothetischen Erklärungsversuch möchte ich hier folgende Gedankengänge anführen: Im Finnischen können das Subjekt und das Objekt in je zwei verschiedenen Kasus stehen, ihre Wahl ist also rein semantisch bedingt. Wir können sowohl *söin leivän* als auch *söin leipää* sagen und drücken damit wenigstens annähernd dieselbe Opposition aus, die im Altdeutschen geherrscht zu haben scheint, zwischen *ich az daz brot* und *ich az des brotes* — jedoch will ich hier nicht näher auf das Problem eingehen, in wieweit ein fi. Partitivobjekt einem altdt. Genitivobjekt entspricht².

Im Finnischen finden wir also Satzteile, die dieselben Aufgaben erfüllen wie die Hauptglieder der deutschen Sätze. Die Rollen können aber von verschiedenen Kasusformen getragen werden, zwischen de-

² Beinahe alle Beispiele in Ingerid Dal, Kurze deutsche Syntax, 3. Aufl., Tübingen 1966, §§ 17–22, haben im Finnischen Entsprechungen, deren Objekt im Partitiv steht oder die als Ergänzung einen Lokalkasus haben, aber nicht Akkusativ.

nen der Unterschied im wesentlichen semantisch zu sein scheint. Im Altdeutschen bestand anscheinend eine ähnliche Opposition zwischen Genitiv- und Akkusativobjekt, und auch das Dativobjekt wird sich wohl weitgehend semantisch von den anderen abgehoben haben.

Im Anschluß an Beobachtungen von Ingerid Dal³ bin ich geneigt, ein wesentliches Moment der Entwicklung darin zu sehen, daß die deutschen Kasus weitgehend ihre semantischen Oppositionen verloren haben, so daß die Wahl des Kasus heute in erster Linie formal bedingt ist, während sie früher wenigstens teilweise semantisch mitbedingt war. In der Gegenwartssprache ist die Kasusform der Objekte praktisch immer durch das Prädikatsverb bestimmt, als Alternative kommt nur eine Präpositionalkonstruktion in Frage, kein anderer Kasus.

Von einer semantischen Opposition zwischen den Kasus kann man wohl nur noch dort sprechen, wo Akkusativobjekt und Dativobjekt zusammen in demselben Satz stehen können. Hier ist aber die Wahl schon dadurch vorherbestimmt, daß ein persönliches Objekt bzw. ein persönlich gesehenes Ding im Dativ und ein Sachobjekt im Akkusativ steht. Es scheint mir, daß der semantische Unterschied eher in diesem Umstand als in dem verschiedenen Verhältnis zum Prädikat und Subjekt zu suchen ist, daß ja eine typische „Kasusbedeutung“ wäre. Jeder finnische Deutschlehrer könnte erzählen, daß es beinahe unmöglich ist, den finnischen Schülern die Wahl zwischen Dativ und Akkusativ als einzigem Objekt semantisch klarzumachen. Kurz, ich vermute, daß die Erörterungen der Bedeutungsunterschiede zwischen diesen Kasus in den deutschen Grammatiken mehr sekundäre Interpretation der formalen Gebundenheiten als primäre Sprachstruktur enthalten – einen Fremden, der in seiner Muttersprache diese Kasusopposition nicht kennt, überzeugen sie kaum, denn er kann meistens Gegenbeispiele finden.

Der Genitiv ist bekanntlich aus diesem Oppositionsverhältnis praktisch ganz ausgeschieden, da er nur noch Kasus des Attributs ist, wo wiederum Akkusativ und Dativ nicht vorkommen.

Ich vermute also, daß die Abnahme der Kombinationsmöglichkeiten eine Folge des Umstandes ist, daß die deutschen Kasus ihren Bedeutungsgehalt weitgehend verloren haben und heute in erster Linie formale Mittel der Satzstruktur sind. Spurlos verschwunden sind diese seman-

³ A. a. O., besonders S. 21 f. und 35.

tischen Momente noch nicht, aber eine Entwicklung in dieser Richtung zeichnet sich recht deutlich ab. Im Schwedischen ist sie gewissermaßen einen Schritt weiter gegangen, denn dort kommt in der Regel nur ein Objekt vor und nur in seltenen Fällen ein zweites, das in der Rolle des deutschen Dativobjekts auftritt. Im Finnischen ist wiederum die Entwicklung in entgegengesetzter Richtung gegangen, dort hat die Zahl der Kasus zugenommen, wobei sich immer mehr semantische Oppositionen innerhalb der Hauptrollen im Satz herausgebildet haben.

Der Tabelle 1 könnte man weiter eine Reihe Differenzen ablesen, die wohl vor allem stilistische Unterschiede zwischen den Texten betreffen; auf die möchte ich aber in diesem Zusammenhang nicht eingehen.

Zu Tabelle 2 sind Kommentare kaum nötig. Der Anteil des Akkusativobjekts scheint leicht gestiegen zu sein; das dürfte aber nur scheinbar sein, denn der Anteil der anderen Objekte ist zurückgegangen. Das Genitivobjekt ist praktisch verschwunden – in der Gegenwartssprache kommt es hier bis auf zwei Einzelfälle nur im Essaystil von Musil vor. Überraschenderweise ist auch der Anteil des Dativobjekts beträchtlich zurückgegangen, und der Anteil der Angaben variiert wiederum stark, was wohl zunächst auf stilistischen Umständen beruht.

Auch der Anteil der Prädikative ist kleiner geworden, was teilweise stilistisch bedingt sein kann. Jedoch spielt hier ein anderer Umstand mit ein: Im Altdeutschen finden wir Artwörter in flektierter Form, die den Definitionen nach Prädikative sind, und zwar in solchen Stellungen im Satz, wo wir heute unflektierte Artwörter verwenden, die wiederum als Angaben definiert sind. Hier zeigt sich, daß die Abgrenzung der Prädikative von den Angaben auch diachronisch problematisch ist. Die Grenze möchte ich jedoch nicht ganz aufgeben, weil solche offenbare Ersatzmöglichkeiten wie z. B. *er ist dumm* – *er ist ein Dummkopf* bestehen und für die Behandlung der Prädikative als Größen sprechen. Das Problem muß ich vorläufig noch ganz offen lassen⁴. – Die letzte Zeile, Sätze ohne Subjekt, umfaßt nur solche Fälle, in denen man gemäß dem heutigen Sprachgefühl ein formales *es* vermißt.

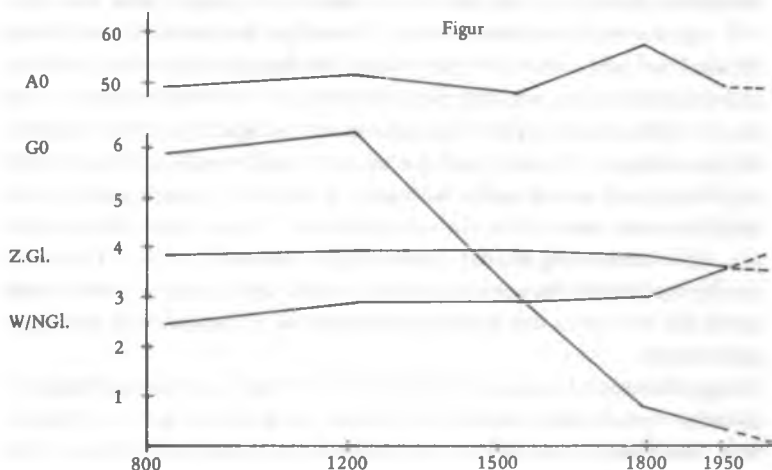
Neben der formalen Satzstruktur habe ich auch die Satzlänge und das Problem der Nominalisierung beachtet; die Zahlen dafür stehen im unteren Teil der Tabelle 2.

⁴ Vgl. Lindgren, Das Artwort als Satzglied, in Festschrift Moser, 1969, Ss. 115–124.

Die obere Zeile besagt, wie viele Glieder ein Satzgebilde jeweils durchschnittlich umfaßt. Wir sehen, daß die Satzlänge praktisch unverändert bleibt; die Unterschiede sind offenbar stilistisch bedingt. Die kürzesten Sätze weisen einfach erzählende Texte auf, die viel umgangssprachlichen Dialog enthalten, die längsten bauen Luther und Goethe. Lang sind auch die Sätze der Texte in gebundener Form, aber dies beruht offenbar darauf, daß sie viele nichtssagende kleine Adverbien enthalten, ein bequemes Mittel, die Silbenzahl der Verse auszufüllen, die hier jedoch als eigene Satzglieder gezählt werden.

In der unteren Zeile ist wiederum berechnet, wie viele Wörter durchschnittlich die Satzglieder umfassen, deren Kern ein Substantiv ist. Hier zeigt sich ein deutlicher Anstieg, von 2,5 im Ahd. auf 3,5 in der Gegenwartssprache: Es zeichnet sich die Nominalisierungstendenz ab, doch beschränkt sie sich nicht auf die jüngste Zeit, sondern sie hat sehr früh eingesetzt. Es mag etwas überraschen, daß die berühmte Zeitungssprache hier nicht führend ist, sondern daß Musils Essaystil eine noch viel höhere Zahl aufweist. Jedoch kenne ich aus Seminararbeiten Beobachtungen, die in dieselbe Richtung weisen: Den kompliziertesten Satzbau mit den stärksten Nominalisierungen weist nicht die Zeitungssprache auf, sondern der Stil mancher literarischer Essayisten.

Schließlich habe ich das kleine Diagramm der Figur gezeichnet, mit dem ich zunächst an das Thema der vorigen Tagung anknüpfe. Die waagerechte Achse stellt die Zeit dar, die senkrechte die Häufigkeit der je-



weiligen Kategorie, wobei jedoch Einheit und Skala jeweils verschieden sind, da ich in einem Bild mehrere Linien vereinen und nur die Verlaufsrichtung habe illustrieren wollen.

Die Linien sind, links von unten nach oben gerechnet: Die Wörterzahl je Nominalglied, die Zahl der Glieder je Satzgebilde, der Anteil der Genitivobjekte und der der Akkusativobjekte. Für jede Periode ist der Durchschnitt aus den beiden Texten berechnet, für die Gegenwart aus den drei anderen ohne Quick, die stilistisch stark vom übrigen Material abweicht.

Wir sehen, daß der Satzumfang in Gliedern gemessen praktisch unverändert geblieben ist, ebenso der Anteil des Akkusativobjekts, denn der Sprung bei den Klassikern dürfte ein Zufall sein. Die Nominalglieder sind andauernd umfangreicher geworden, besonders in jüngster Zeit. Der Anteil des Genitivobjekts hat seit dem Mhd. stetig abgenommen und tendiert dazu, ganz zu verschwinden. Die beiden Linien für den Satzumfang zeigen zusammen, daß der Bedarf, mehr Information in einem Satz unterzubringen, nicht dazu führt, daß die Sätze durch weitere Glieder verlängert werden, sondern dadurch, daß einzelne Teile durch weitere untergeordnete Glieder umfangreicher werden.

Eine Figur dieser Art gibt die Möglichkeit, die Tendenz der Entwicklung zu illustrieren und für die Zukunft fortzusetzen — eine solche Extrapolation läßt sich natürlich auch direkt aus den Zahlenreihen berechnen. Dies könnte vielleicht der Sprachpflege ein Hilfsmittel bieten. Hier läßt sich z. B. ablesen, daß die Nominalisierung in jüngster Zeit beträchtlich zugenommen hat; wer weiteres Umsichgreifen dieser Entwicklung für ein Übel hält, kann dann im Unterricht dagegen eingreifen. Auf der anderen Seite sehen wir, daß das Genitivobjekt im Verschwinden ist. In der Tat führt es die Duden-Grammatik als einzige Möglichkeit nur bei einigen wenigen Vokabeln auf, die alle dem steifen oder gehobenen Stil angehören und im normalen Alltagsstil in der Regel durch andere Ausdrücke ersetzt werden. In Anbetracht dieser Tatsache möchte ich fragen, ob es notwendig ist, das Genitivobjekt weiterhin in einer Grammatik für praktische Zwecke mitzuschleppen, oder ob man nicht heute schon das Einlernen der deutschen Grammatik in diesem Punkte erleichtern könnte.

Fortgeschrittene Lernende müssen natürlich das Genitivobjekt in ihren passiven Sprachschatz aufnehmen, damit sie die ältere Literatur verstehen. Im aktiven Sprachschatz benötigen sie es jedoch nicht, denn jeder

Gedanke kann auch ohne es formuliert werden — des Genitivobjekts bedürfen wir nur im gehobenen Stil. Für diesen Schritt wäre nichts anderes nötig, als daß die deutschen Lehr- und Normbücher bei diesen wenigen Vokabeln für den Alltagsgebrauch der Ausweichmöglichkeit den Vorzug geben würden, dann bliebe der Genitiv nur noch Kasus des Attributs, der Zugang zur Sprache wäre dem Ausländer erleichtert. Ich glaube kaum, daß einem Deutschen der winzige Unterschied in den Texten auffallen würde.

Zum jetzigen Tagungsthema seien noch einige Bemerkungen angefügt. Unerwartet sind hier wohl die geringen zeitlichen Unterschiede, denn wir wissen ja, wie viel sich geändert hat. Auf Grund dieser Betrachtungsweise scheint es jedoch so, daß die Änderungen nur Einzelheiten betreffen, während die Grundstruktur recht stabil gewesen ist und lediglich eine Verschiebung in Richtung auf einen einheitlicheren Satzbau erfahren hat. Bisher hat man meist gewisse Details herausgegriffen und ihre Wandlungen durch die Zeiten verfolgt, während ihre Rolle in dem Gesamtsystem weniger Beachtung gefunden hat. Um auch diese Seite zu beleuchten, müßte man m. E. von den einzelnen Texten als Einheiten ausgehen und die Grammatik des jeweiligen Idiolekts ermitteln. Sodann könnte man aus diesen den durchschnittlichen Sprachgebrauch einer gewissen Periode innerhalb eines Dialektraumes bestimmen, und erst daraufhin ließe sich durch einen Vergleich der einzelnen Perioden ein Gesamtbild entwerfen. Das wäre aber nichts anderes als die alte Wahrheit, daß eine erschöpfende Diachronie eine synchronische Untersuchung der verschiedenen Entwicklungsphasen voraussetzt.

Doch meine ich, daß auch umgekehrt eine erschöpfende synchronische Untersuchung die Diachronie berücksichtigen sollte. In der Gegenwertsprache finden wir gewisse Sonderfälle, die sich in das Normalschema nicht recht einfügen lassen; hier sind z. B. das Genitivobjekt und die Grenzfälle zwischen Prädikativ und Angabe in Erscheinung getreten, weiter gibt es den doppelten Akkusativ bei *lehren* usw., der zufälligerweise hier nicht auftaucht. Wenn wir sie streng synchronisch in das grammatische System aufnehmen wollen, so verursacht das viele Komplikationen in der formalen Beschreibung. Auf der anderen Seite sehen wir, daß solche Ausdrucksformen einer älteren Struktur entsprechen und gewissermaßen Überbleibsel darstellen, die sich der jüngeren Struktur noch nicht ganz angepaßt haben. Die Sprache entwickelt sich ja dauernd, und mithin müssen wir wohl damit rechnen, daß wir auf jeder Ent-

wicklungsstufe, also auch in der Gegenwartssprache, Bestandteile vorfinden, die Nachwirkungen der vorherigen Phase sind. So ließe sich wohl auch der Standpunkt vertreten, daß solche seltenen Einzelfälle keinen vollwertigen Platz im jeweiligen Strukturschema beanspruchen, sondern nur ergänzend am Rande erwähnt werden können. Es ist m. E. nicht nötig, für sie umständliche synchronische Erklärungen aufzubauen, da sie sich einfach und ungezwungen diachronisch erklären lassen. Das formale Strukturschema könnte viel einfacher gestaltet werden, wenn man diese Fälle als diachronisch bedingte synchronische Anomalien behandeln könnte.

Ich meine also, daß die Fragestellung Synchronie oder Diachronie den Kern des Problems verfehlt. Es geht vielmehr darum, zu entscheiden, wie sie am fruchtbarsten zusammenwirken und einander ergänzen können. Wichtig ist nur die methodische Primärforderung, daß wir die beiden Betrachtungsweisen nicht vermengen, sondern konsequent von der einen ausgehen und erst in einer zweiten Phase die andere ergänzend hinzuziehen.

Eine Möglichkeit zur Beschreibung komplexer Sätze¹

Mit einigen Bemerkungen zum Verhältnis von Syntax und Semantik

Von Bernhard Engelen

Bei diesem Arbeitsbericht kommt es mir nicht darauf an, eine neue Theorie zu entwickeln oder eine bereits vorhandene zu bestätigen oder zu modifizieren, sondern darauf, eine praktische Beschreibungsweise zu finden, und zwar zunächst für das Verb, also für das Element des Satzes, das in dessen Struktur die wichtigste Rolle spielt. Auf eine Beschreibungsweise mit Ableitungsstemmata wie etwa bei Tesnière oder bei Chomsky habe ich verzichtet und mich damit begnügt, anzugeben, was in den verschiedenen Satztypen vorhanden sein kann und was nicht, ähnlich wie Grebe und Engel bei den „Grundformen“ bzw. „Satzbauplänen“. Dabei bin ich immer von Grundstrukturen ausgegangen, wobei ich unter „Grundstrukturen“ Minimalstrukturen verstehe, und komme von da aus durch verschiedene Erweiterungen und Transformationen zu umfangreicheren und komplexeren Strukturen.

Weiterhin habe ich versucht, bei meinen Vorstellungen folgenden Gedanken, der bisher immer nur mehr oder weniger theoretischen Status hatte, fruchtbar zu machen:

Die inhaltliche Struktur eines Wortes fordert bestimmte syntaktische Strukturen und Umgebungen bzw. ist von ihnen abhängig oder zumindest mit abhängig.

Das trifft nun für die verschiedenen Wortarten in sehr unterschiedlichem Ausmaß zu, am stärksten für die Verben (und hier wiederum für die, bei

¹ Dieses Exposé ist eine Weiterführung meines Aufsatzes: Zur Semantik des deutschen Verbs. Ein Diskussionsbeitrag zur Ermittlung von lexikalischen Feldern auf Grund von Kombinierbarkeitskriterien, in: Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache I, Januar 1968, S. 55–83.

denen konstitutive Glieder die Form von Gliedsätzen haben können), dann für diejenigen Abstrakta und Adjektive, von denen ein sekundäres Glied oder ein Gliedsatz abhängig sein kann (Beispiele: *Die Lust zum Arbeiten; die Absicht, nach Hause zu gehen; froh über sein Kommen; entsetzt, ihn hier zu treffen*). Von diesem Gedanken aus müßte man zu einer Gliederung des Wortschatzes aufgrund von Kombinationskriterien kommen können.

Ich gehe bei meinem Versuch zunächst nur vom Verb aus². Jedes Verb eröffnet um sich herum bestimmte Leerstellen. Bei diesen Leerstellen können zwei Arten unterschieden werden:

A. Leerstellen, die unmittelbar vom Verb abhängig sind (verbgebundene oder kontextsensitive Leerstellen).

B. Leerstellen, die vom Verb unabhängig sind (nichtverbgebundene oder kontextfreie Leerstellen).

A. Bei den verbgebundenen Leerstellen können wir zwei Gruppen unterscheiden:

I. Leerstellen, die normalerweise besetzt sein müssen, damit ein vollständiger Satz entsteht (von der Ellipse soll hier vorläufig abgesehen werden). Das sind die sog. „konstitutiven Satzglieder“. Welche Satzglieder als konstitutiv betrachtet werden sollen, wird weiter unten in einem anderen Zusammenhang gezeigt.

Homophone Verben, die in diesem Bereich verschiedene Leerstellenkombinationen aufweisen, werden als verschiedene Verben gezählt.

II. Leerstellen, deren Besetzung immer fakultativ ist. Man kann hier zwei Gruppen unterscheiden:

a. verbabhängige unflektierte Lexeme, die gewöhnlich unter der Bezeichnung „Adverb“ behandelt werden. Es handelt sich hier um bestimmte Lexeme oder Lexemgruppen, die den Inhalt des Verbs graduieren oder modifizieren, z. B. *sehr, sorgfältig, ausgezeichnet, schnell (≠ bald), hastig vollkommen*. Diese Lexeme können normalerweise auch die Form von präpositionalen Gruppen haben, z. B. *mit großer Sorgfalt*. Ob das Verb Leerstellen für solche Lexeme oder Lexemgruppen hat, hängt offenbar von seiner inhaltlichen Struktur ab. Es scheint hier ein System vorzuliegen, das allerdings erst ansatzweise erkennbar ist.

² Die Adjektive und die Abstrakta werden später behandelt werden. Für die Abstrakta habe ich ein kurzes Beispiel im Forschungsbericht I des Instituts für deutsche Sprache Seite 81–83 gegeben.

b. präpositionale Angaben, etwa mit der Präposition *mit* oder *an* oder *bei*. So können z. B. die Verben der Gruppe

beanstanden

bemäkeln

bemängeln

kritisieren

tadeln

usw. immer eine präpositionale Angabe mit der Präposition *an* zu sich nehmen. Beispiel: *Er kritisiert an dieser Sache, daß . . .*³.

Eine genaue Grenzziehung zwischen I und II, vor allem zwischen I und II b, ist nicht immer ohne weiteres möglich. So ist z. B. nicht ohne weiteres klar, ob bei einem Satz wie *Er hilft ihm bei der Arbeit* das Glied *bei der Arbeit* zu I oder zu II b zu rechnen ist. Wahrscheinlich spielen bei derartigen Entscheidungen vor allem Gesichtspunkte der Häufigkeit unterschwellig eine Rolle.

Alle Leerstellen der Gruppe A, also alle verbgebundenen Leerstellen, sind für den Inhalt des Verbs von Relevanz, womit aber nicht gesagt sein soll, sie seien das alle in gleichem Grad. Eine Hierarchie hat sich allerdings noch nicht herausgeschält. Verben gleichen oder ähnlichen Inhalts weisen die gleichen oder ähnliche Leerstellenkombinationen auf.

Alle Leerstellen der Gruppe B, also die nichtverbgebundenen Glieder – gemeinhin „freie Glieder“ genannt –, können als vom Verb unabhängige Glieder betrachtet werden oder aber als solche Glieder, für die jedes Verb Leerstellen hat. Das spielt für meine Überlegungen keinerlei Rolle. Es handelt sich vor allem um Orts- und Zeitangaben und um die Nebensätze, die nicht ein verbgebundenes Glied vertreten (z. B. Konditional-, Kausal- und Konsekutivsätze).

Thema dieses Exposé ist die Erweiterung des „einfachen“, d. h. des nicht um freie Glieder erweiterten Satzes durch Ersetzen von konstitutiven (und nur von konstitutiven) Satzgliedern durch Gliedsätze. Bei den nichtverbgebundenen Gliedern ist ein derartiges Ersetzen immer möglich, bei den verbgebundenen hingegen nicht immer. Bei den konstitutiven Gliedern ist es von folgenden Faktoren abhängig:

³ Es handelt sich bei diesen *an*-Angaben um Pertinenz-Präpositionalia. Hat das Akkusativobjekt die Form eines Substantivs, so steht statt dieser präpositionalen fast immer eine possessive Angabe.

a. von der Art des Gliedes

b. vom Verb des (übergeordneten) Satzes

Ich gebe nun einen Überblick über die konstitutiven Glieder und darüber, ob sie die Form eines Gliedsatzes haben können oder nicht. In der ersten Spalte steht die Sigle des Gliedes, in der zweiten seine Benennung in der dritten, ob es die Form eines Gliedsatzes haben kann, und in der vierten stehen Beispiele oder Sonstiges:

0 Subjekt	ja	<i>Ob er kommt, ist nicht bekannt</i> <i>Es gelingt ihm, diese Hürde zu nehmen</i>
1 Akkusativobjekt	ja	<i>Er untersucht, warum dieser Versuch fehlgeschlagen ist</i> <i>Ich weiß, daß du kommst</i>
2 Genitivobjekt	ja	<i>Ich kann mich [dessen]⁴ nicht erinnern, daß du mir das gesagt hast</i>
3 Dativobjekt	nein	In Sätzen wie <i>Ich helfe, wem ich helfen kann</i> wird der abhängige Satz als Relativsatz betrachtet, weil sein Einleitungswort in Nomen + Relativpronomen auflösbar ist: <i>Ich helfe jedem, dem ich helfen kann</i>
4 Präpositionalobjekt	ja	<i>Ich freue mich [darüber], daß du kommst</i> <i>Er spekuliert darauf, sich ein ruhiges Leben zu machen</i>
5 statisches Adverbiale	ja	hängt von der Definition des Relativ- bzw. des Gliedsatzes ab
6 Richtungsangabe		wie 5
7 Gleichgröße	nein	In Sätzen wie <i>Werde, der du bist</i> wird der abhängige Satz als Relativsatz betrachtet. Zur Begründung siehe bei 3.
8 Artergänzung	ja	<i>Er sieht [so] aus, als ob er aus dem Urwald käme</i> <i>Er läuft, als ginge es um sein Leben</i>

In diesem Exposé werden nur die Satzglieder 0 bis 4 behandelt, also Subjekt sowie Akkusativ-, Genitiv-, Dativ- und Präpositionalobjekt. Die konstitutiven Gliedsätze können folgende Form haben:

⁴ Die Elemente in eckigen Klammern sind fakultativ.

- a. infinitivischer Gliedsatz: *nach Hause zu kommen*
- b. finiter Gliedsatz mit *daß*: *daß er nach Hause kommt*
- c. finiter Gliedsatz mit *ob*: *ob er nach Hause kommt*
- d. finiter Gliedsatz mit Fragepronomen oder Frageadverb:
wer nach Hause kommt / wann er nach Hause kommt
- e. Gliedsatz mit der Gliedfolge eines einfachen Aussagesatzes (sog. direkte und indirekte Rede): *er komme nach Hause*. Dieser Gliedsatztyp kommt nur bei 2 (siehe unten) vor.

Diese Gliedsatztypen können im übergeordneten Satz folgende Korrelate haben:

- 1 (ist für die Glieder vorbehalten, die nicht die Form eines Gliedsatzes haben können)
- 2 Der Gliedsatz hat im übergeordneten Satz kein Korrelat:
Wir wissen nicht, wann er kommt.
Er befahl, sie fortzuschicken.
- 3 Der Gliedsatz hat im übergeordneten Satz ein Präpositionaladverb (beim Genitivsatz: *dessen*) als Korrelat:
Ich freue mich darüber, daß du kommst.
Er verzichtet darauf, ihn wiederzusehen.

Das Präpositionaladverb ist in den meisten Fällen fakultativ. Das scheint für die inhaltliche Struktur des Verbs ziemlich ohne Belang zu sein. Dagegen ist sehr wichtig, ob solch ein Korrelat stehen kann, und wenn ja, welches.

- 4 Der Gliedsatz hat im übergeordneten Satz ein *es* als Korrelat:
Es gelingt ihm, an dieser Sache vorbeizukommen.
Er liebt es nicht, bei der Arbeit gestört zu werden.

Dieses *es* ist in bestimmten Fällen fakultativ und fällt bei bestimmten Stellungstypen fort.

Wir werden nun bei jedem Verb folgende Angaben machen (von links nach rechts):

A. Die Form des Subjekts. Wir unterscheiden hier zunächst fünf Möglichkeiten, sind uns aber dabei sehr wohl der Unzulänglichkeiten einer solchen Gliederung bewußt:

- | | |
|----------|---|
| belebt | (Mensch, Tier, Institution, auch als belebt gedachtes Unbelebtes, etwa <i>Wind, Sturmflut</i>) |
| unbelebt | |
| abstrakt | (z. B. <i>Tatsache, Hoffnung, Leistungssteigerung, Fahrt</i>) |

Gliedsatz (a, b, c, d), eventuell mit expletivem *es*
es impersonale

Die ersten drei Möglichkeiten sind inhaltlich charakterisiert, die beiden letzten formal.

B. Der Satzbauplan. Dabei werden die Glieder, die eventuell fortfallen können (es handelt sich hierbei vor allem um den Dativ neben einem Akkusativobjekt) durch eckige Klammern gekennzeichnet.

C. Die mögliche Form der einzelnen konstitutiven Glieder (außer dem Subjekt, das aus praktischen Gründen gesondert behandelt wird, siehe A.). Ist ein infinitivischer Gliedsatz möglich, so wird durch eine hochstehende Ziffer angezeigt, mit welchem Glied des übergeordneten Satzes sein naturgemäß nicht genanntes Subjekt kongruiert. Bei Gliedern, die nicht die Form von Gliedsätzen haben können, wird hie und da angegeben, ob sie belebt, unbelebt oder abstrakt sein können oder müssen.

D. Die verbabhängigen unflektierten Lexeme nach A II a. Diese werden in dem vorliegenden Exposé nur manchmal angegeben, weil – wie gesagt – dieses (mutmaßliche) System erst ansatzweise untersucht ist.

E. Mögliche verbgebundene Glieder nach A II b und Sonstiges, z. B. Tempusrestriktionen, Genusrestriktionen. Auch bei diesen Angaben ist vorläufig keine Vollständigkeit erstrebt.

Dabei stellt sich nun heraus, daß Verben gleichen oder ähnlichen Inhalts die gleichen (oder zumindest in weiten Bereichen die gleichen) syntaktischen Möglichkeiten haben.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß wir innerhalb der einzelnen Gruppen die Antonyme nicht getrennt haben.

Und nun einige Beispiele:

1. Beispiel:

A		B	C	E
belebt	<i>zwingen zu</i>	1	1 belebt	Gliedsatz nachzeitig
unbelebt	<i>ermahnen zu</i>	4	3a ¹ 2a ¹	im Gliedsatz kein <i>werden</i> -Passiv möglich
abstrakt	<i>mahnen zu</i>			
2b	<i>verpflichten zu</i>			
	<i>veranlassen zu</i>			
	<i>anregen zu</i>			
	<i>reizen zu</i>			
	<i>verführen zu</i>			

	<i>anstacheln zu</i>	
	<i>bewegen zu</i>	
	<i>bringen zu</i>	3a ¹
belebt	<i>aufhetzen zu</i>	3a ¹ 2a ¹
	<i>auffordern zu</i>	
	<i>aufrufen zu</i>	
	<i>aufwiegeln zu</i>	
	<i>überreden zu</i>	

Beispiele:

*Er zwang mich zum Nachgeben
dazu, diesen Plan aufzugeben
, diesen Plan aufzugeben
Dieses Hindernis (Konkretum) zwang ihn zum Anhalten
dazu, einen Umweg zu machen
, einen Umweg zu machen
Diese Tatsache zwang ihn zum Aufgeben
dazu, neue Wege zu suchen
, neue Wege zu suchen*

Bei dem Verb *bringen zu* ist das Präpositionaladverb obligatorisch, wenn das Präpositionalobjekt die Form eines Gliedsatzes hat. Das ist dadurch bedingt, daß dieses Verb sonst als Bewegungsverb aufgefaßt werden könnte.

Hin und wieder finden wir auch ein unbelebtes Akkusativobjekt, z.B.

*Die Schwerkraft zwingt den Stein
dazu, nach unten zu fallen
, nach unten zu fallen*

Ich möchte aber trotzdem bei der möglichen Form des Akkusativobjekts nicht die Klasse „unbelebt“ einsetzen, sondern diese Fälle lieber so erklären, daß hier das betreffende Objekt durch das Vorhandensein eines solchen Verbs als „belebt gedacht“ interpretiert wird. Gewöhnlich tritt für den Inhalt dieser Verbgruppe bei unbelebten Objekten eine andere Verbgruppe in Erscheinung, nämlich

*bewirken
verursachen
usw.*

also:

Die Schwerkraft bewirkt, daß der Stein nach unten fällt.

Bei den fünf Verben der zweiten Gruppe ist nur ein belebtes Subjekt und ein belebtes Akkusativobjekt möglich.

Man könnte bei der möglichen Form der Gliedsätze auch noch b (finiter Gliedsatz mit *daß*) angeben. Beispiel:

Man veranlaßte ihn dazu, daß er nach Hause ging.

Man wird jedoch immer die Möglichkeit

Man veranlaßte ihn [dazu], nach Hause zu gehen.

vorziehen, und zwar aus folgendem Grund: Bei dieser Verbgruppe ist das Subjekt des Gliedsatzes immer mit dem Akkusativobjekt des übergeordneten Satzes identisch; und da man in der neueren Sprache einen infinitivischen Gliedsatz aus stilistischen Gründen (vielleicht auch aus einer Art Ökonomie) einem finiten Gliedsatz mit *daß* vorzieht⁵, ist eben angeführte Möglichkeit in der „parole“ normalerweise nicht realisiert. Sie existiert eigentlich nur theoretisch, und zwar nur deshalb, weil bei infinitivischem Gliedsatz immer (oder doch fast immer) theoretisch auch ein finiter Gliedsatz mit *daß* möglich ist.

Die Handlung des Gliedsatzes ist gegenüber der Handlung des übergeordneten Satzes immer nachzeitig.

Im Gliedsatz ist keine Passivkonstruktion mit *werden* möglich, denn der Inhalt der Verben der übergeordneten Sätze verbietet es, sich das Subjekt des Gliedsatzes als Patiens vorzustellen.

Die inhaltliche Ähnlichkeit der Verben dieser Gruppe liegt grob gesagt darin, daß das Subjekt veranlaßt, daß das Akkusativobjekt eine Handlung vollzieht. Der Unterschied zwischen den einzelnen Mitgliedern dieser Gruppe aber liegt u. a. darin, daß der Grad dieses Veranlassens verschieden ist, z. B. bei *zwingen* zu sehr stark, bei *anregen* zu sehr schwach, anders ausgedrückt: die Intensität (und auch die Art und Weise), mit der das Subjekt auf das Objekt einwirkt, ist unterschiedlich.

Bei der letzten Untergruppe enthält der Inhalt des Verbs notwendigerweise eine Komponente wie „sprachliche Kommunikation“, was wiederum ein belebtes Subjekt mit „Sprechfähigkeit“ voraussetzt. Das ist bei den Verben der beiden ersten Untergruppen nicht notwendigerweise (!) der Fall.

⁵ Siehe jedoch die Überlegungen zu der folgenden Gruppe.

2. Beispiel:

A		B	C
belebt	entdecken	1	2bcd 4bcd
	merken		
	bemerken (\neq sagen)		
	wahrnehmen		
	sehen		
	hören		
	erfahren		
	feststellen		
	herausbekommen		
	gewahren (veraltert)		

Beispiele:

Er entdeckte einen Fehler

, daß sich die Erde um die Sonne dreht

, wer diesen Tempel erbaut hatte

, warum ein Stein nach unten fällt.

Bei den Beispielen mit Gliedsatz mit *ob* hat der übergeordnete Satz meistens Fragesatzform, oder er enthält eine Verneinung. Beispiel:

Hat er festgestellt, ob diese Pflanze heilkräftig ist?

Man konnte nicht feststellen, ob Feinde in dieses Gebiet eingesickert waren.

Theoretisch ist es bei diesen Verben auch möglich, einen infinitivischen Gliedsatz zu setzen. Beispiel:

Er entdeckte, betrogen worden zu sein.

Man wird jedoch normalerweise den finiten Gliedsatz mit *daß* vorziehen, also:

Er entdeckte, daß man ihn betrogen hatte.

Das liegt wahrscheinlich daran, daß bei dieser Verbgruppe das Subjekt des abhängigen Satzes nur sehr selten mit dem des übergeordneten Satzes identisch ist. Bei diesen Verben steht also gewöhnlich ein Gliedsatz mit *daß* (oder aber ein Gliedsatz mit Fragewort), und daher wählt man den Gliedsatz mit *daß* auch dann, wenn ein infinitivischer Gliedsatz möglich wäre. Statistisch ausgedrückt klingt das so: Die Übergangswahrscheinlichkeit zu einem Gliedsatz mit *daß* ist um so viel größer als die zu einem infinitivischen Gliedsatz, daß hier ein infinitivischer Gliedsatz so gut wie nur noch theoretisch möglich ist.

Die gemeinsame inhaltliche Komponente dieser Gruppe ist das mehr oder weniger nichtintentionale Wahrnehmen eines Faktums.

3. Beispiel:

A		B	C	E
belebt	<i>befehlen</i>	1	$2a^3 \ 4a^3$	Gliedsatz nachzeitig
abstrakt	<i>gebieten</i>	[3]	1 belebt	
	<i>verbieten</i>			
	<i>untersagen</i>			
	<i>gestatten</i>			
	<i>empfehlen</i>			
	<i>vorschlagen</i>			
	<i>raten</i>			

Beispiele:

*Er befiehlt [seinen Leuten] den Abmarsch
, nach Hause zu gehen*

Seine Krankheit verbot [es] ihm, weiterhin Sport zu treiben

Die Möglichkeit 4a wird fast nur da angewandt, wo im übergeordneten Satz eine Negation steht, sei es, daß sie explizit ausgedrückt, sei es, daß sie implizit im Verb enthalten ist.

Das Dativobjekt kann fehlen. In diesem Fall ist das Subjekt des Gliedsatzes naturgemäß auch nicht ausgedrückt. Im Textzusammenhang ist jedoch meistens klar, an wen sich die Handlung des Subjekts wendet.

Zu der Möglichkeit eines Gliedsatzes mit *daß* gilt dasselbe wie bei Beispiel 1.

Etwas anders jedoch verhält es sich bei den Sätzen des Typs

Er befahl, daß seine Truppen abmarschierten.

Hier liegt dieselbe Grundinformation vor wie in dem Satz

Er befahl seinen Truppen abzumarschieren.

Der Unterschied zwischen beiden Sätzen liegt darin, daß sich der Befehl in Satz 2 direkt an die Truppen wendet, während er in Satz 1 über irgendwelche Stellen vermittelt wird.

Die drei Verben *empfehlen*, *raten* und *vorschlagen* heben sich syntaktisch von den andern Verben dieser Gruppe dadurch ab, daß sie auch als Einleitungswörter für indirekte Rede dienen können, allerdings mit der Einschränkung, daß in der indirekten Rede ein Modalverb stehen muß (*mögen*, *sollen*). Beispiel:

Man riet ihm, er solle es doch einmal mit einem anderen Arzt versuchen.

Auch inhaltlich heben sich diese drei Verben deutlich von den anderen dieser Gruppe ab.

4. Beispiel:

A		B	C	D
belebt	<i>gefallen</i>	3	1 belebt	SEHR
unbelebt	<i>mißfallen</i>			
abstrakt	<i>zusagen</i>			
4ab	<i>behagen</i>			
	<i>imponieren</i>			
	<i>genügen</i>			VOLLKOMMEN
	<i>reichen</i>			
	<i>langen</i>			
	<i>abgehen</i>			SEHR
	<i>fehlen</i>			VOLLKOMMEN

Alle diese Verben fordern ein belebtes Dativobjekt.

Beispiele für 4ab als Subjekt:

Es imponiert mir, daß er so viel weiß

, dich so gefaßt zu sehen

Es genügt mir, einmal dort gewesen zu sein

, daß ich einmal dort gewesen bin

Nach den üblichen Regeln fällt das expletive *es* weg, wenn das Dativobjekt oder der Gliedsatz in Erststellung treten.

Der Gliedsatz mit *daß* kann durch einen Gliedsatz mit *wenn* vertreten sein. Dann muß allerdings im übergeordneten Satz ein Hinweiswort auf das Subjekt stehen; ein Korrelat ist fakultativ:

Wenn er sich so verhält, [so] wird mir das sehr imponieren.

Bei diesen Verben schälen sich nur dann inhaltliche Gruppen heraus, wenn man die verbgebundenen Glieder nach IIa mitberücksichtigt.

Wie man von der hier vorgeschlagenen Beschreibungsweise zur Bildung von solchen komplexen Sätzen gelangen kann, die nur konstitutive Glieder enthalten, soll nun aus methodischen Gründen in der Simulation durch einen Computer gezeigt werden, allerdings in einer sehr simplifizierenden und anthropomorphen Weise:

Man gibt der Maschine eine ganze Anzahl von Subjekten, Dativobjekten, Akkusativobjekten und Präpositionalobjekten – soweit erforderlich mit Indizes wie „belebt, unbelebt, abstrakt“ – und die Verblisten mit ihren Indizes ein. Weiterhin muß man einige Gliedfolgeregeln eingeben, wobei ich mich vorläufig auf ein Minimum beschränken würde.

Wir müßten jetzt der Maschine den Befehl geben, ein beliebiges Verb aus einer Liste zu nehmen, in der irgendein Glied die Form eines Gliedsatzes haben kann, und zu diesem Verb aus der Liste mit den Gliedern je ein mögliches auszuwählen, außer für die Leerstelle, die die Form eines Gliedsatzes haben kann. Für diese Leerstelle wählt dann die Maschine irgendein Verb aus der gleichen oder aus einer anderen Liste, fügt die notwendigen Glieder hinzu, wobei wiederum die Leerstelle ausgespart wird, die die Form eines Gliedsatzes haben kann, und fügt diesen Satz nach den entsprechenden Stellungstransformationen in die Leerstelle des ersten ein, wobei sie sich für eine der gegebenen Möglichkeiten entscheiden kann. Für die noch offene Leerstelle des zweiten Satzes wird jetzt in der gleichen Weise verfahren, und dann immer so weiter. Eine Grenze ist erst dann erreicht, wenn die Maschine für den nächsten untergeordneten Satz ein Verb wählt, bei dem kein Glied die Form eines Gliedsatzes haben kann.

Man kann sich bekanntlich jeden deutschen Verbalsatz als aus verschiedenen Schichten zusammengesetzt denken, also im großen ganzen aus dem Verb mit seinen Erweiterungen (etwa durch Hilfs- und Modalverben), den verbgebundenen und den freien Gliedern. Hierzu treten dann u. a. noch semantische und temporale Restriktionen und vor allem Gliedfolgeregeln. Wenn man nun bedenkt, daß die freien Gliedsätze und die Relativsätze die gleiche Struktur aufweisen wie die bis jetzt besprochenen einfachen und komplexen Aussagesätze, abgesehen von ihrem Einleitungswort und von der Stellung des Finitums, so kann man sich leicht vorstellen, daß es mit Hilfe der Verblisten, von denen hier eine kleine Probe vorliegt, und einiger zusätzlicher Regeln ziemlich leicht möglich ist, Sätze beliebigen Umfangs und beliebiger Komplexität zu erzeugen.

Endungszusammenfall (Suffixsynkretismus) in diachroner und synchroner Sicht

Von Ingo Reiffenstein

Der Zusammenfall von auf früheren Entwicklungsstufen getrennt gehaltenen Flexionsendungen oder Wortbildungssuffixen ist ein Vorgang, der aus der Sprachgeschichte durch zahllose Beispiele belegt werden kann. Lautliche Veränderungen – in erster Linie Schwächungen am Wortausgang – spielen dabei eine wichtige Rolle, wenn auch zweifellos nicht die einzige und in vielen Fällen auch nicht die wichtigste. Immer wieder läßt sich beobachten, daß „lautgesetzliche“ Veränderungen nicht wirksam werden, wenn dadurch Formensysteme zusammenbrechen würden, deren Aufrechterhaltung offenbar (noch) erforderlich ist. Andererseits kann Formenzusammenfall da eintreten, wo man ihn – von den lautlichen Gegebenheiten her – nicht erwarten würde, z. B. beim G. D. Sg. der *ō*-Stämme im Ahd. (NAG *geba* – D *gebu* > NA *geba* – GD *gebu*), im Sg. der fem. *i*-Stämme (mhd. NA *kraft* – GD *krefte* > NAGD *kraft*).

Hier soll jedoch nicht von Endungssynkretismus und Ausgleichsvorgängen innerhalb des Flexionssystems die Rede sein. Wir fragen vielmehr nach den Folgen, die mit solchem Formensynkretismus im Bereich der Wortbildung verbunden sind; Flexionsendungen werden nur berücksichtigt, wenn sie am Synkretismus der Wortbildungssuffixe teilnehmen. Den Ausgangspunkt bilden mundartliche Verhältnisse, da in ihnen Ausgleichstendenzen meist konsequenter durchgeführt werden als in der Hochsprache, systemfremde oder isolierte Ausnahmen und funktionslose Doppelformen in geringerem Ausmaß geduldet werden als dort. Das Problem läßt sich daher an mundartlichen Verhältnissen besser demonstrieren als an hochsprachlichen.

Die mittelbairischen Mundarten von Bayern und Österreich¹ kennen eine beträchtliche Anzahl von Wörtern, die auf die Endung [-ət, -et] ausgehen. Da in unserem Zusammenhang lautliche Fragen keine Rolle spielen, ist im weiteren nur von dem typisierten Ausgang /-et/ die Rede. Mundartliche Beispielwörter werden ohne Rücksicht auf ihre lautlichen Besonderheiten verhochsprachlicht; historische Belege werden in der jeweils überlieferten Schreibform, bzw. in normalisiertem Mhd. zitiert. Die Wörter auf -et verteilen sich auf die Wortarten Substantiv, Adjektiv, Adverb, Verb; bei den drei ersten Wortarten ist -et Bildungssuffix, bei den Verben Flexionsendung. Die Substantiva sind formal dadurch charakterisiert, daß sie zur Hauptsache Neutra sind. Inhaltlich gehört ein großer Teil dieser Substantiva zur Gruppe der Kollektiva. Unter den Adjektiven befindet sich eine Gruppe von Verbaladjektiven (Partizipia Präs.), deren Gebrauch gewissen Einschränkungen unterliegt. Da nicht von jedem Verb, sondern nur von einer begrenzten Anzahl von ihnen ein solches Verbaladjektiv auf -et gebildet werden kann, läßt sich bei dieser Bildung nicht von einer voll intakten Formkategorie der Verbalkonjugation sprechen (wie das z. B. für das Part. Präs. im Nhd. der Fall ist). Hingegen ist bei den Verben -et reine Flexionsendung (1. 3. Sg. Konj. II = Irrealis) einer voll intakten Formkategorie; alle schwachen und fast alle starken Verben können (ausgenommen *sein, haben, werden*) mit Hilfe des Formensystems auf -et einen Irrealis bilden. Die Grundform der Verbaladjektiva auf -et und die 1. 3. Sg. Konj. II der schwachen und in den meisten Mundarten auch der starken Verben ist völlig formgleich. Beispiele²: Substantiva: *Laub* „Laub“, *Grasset* „Nadelzweige“, *G'astet*

¹ Etwa das Gebiet von Altbayern (Regierungsbez. Ober- und Niederbayern) und die österr. Bundesländer Ober- und Niederösterreich, Burgenland mit angrenzenden Teilen von Tirol (Nordosttirol), Salzburg und der Steiermark. In den südbairischen Mundarten (Tirol, Südtirol, Kärnten, Sprachinseln) gilt der Suffixsynkretismus bei /-et/ nicht oder in viel beschränkterem Ausmaß.

² Die Belegzusammenstellung dient nur der Verdeutlichung. Sie strebt weder Vollständigkeit noch landschaftliche Geschlossenheit an. Die Beispielwörter entstammen zur Hauptsache eigener Kenntnis sowie den Sammlungen des Bayerischen Wörterbuches (Bayer. Akademie d. Wiss., München). Für weiteres Belegmaterial vgl. J. A. Schmeller, *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt*, München 1821, § 235; 591; 1032; 1048; 1051. G. Weitzenböck, *Die Mundart des Innviertels* (= ZMaFg, Beiheft 17), Halle 1942, § 3, 5. 7. 20; 4, b; 22; 23, g. A. Haslinger, *Dialektgeographie des Pinzgaus*, Diss. masch. Innsbruck 1961, S. 61; S. 81 f. J. Moser, *Die Mund-*

„Geäst“, *Glumpet* „wertloses Zeug“, *Birchet* „Birkenbestand“, *Eichet* „Eichenbestand“, *Rohret* „Röhricht“, *G'läutet* „Geläute“, *G'laufet* „Gelaufe“, *Ehret* „Hochzeitsgeschenk“, *Weiset* „Taufgeschenk“; *Heimet* n. f. „elterlicher Bauernhof, Heimat“, *G'schwisteret* n. „Geschwister“, *Manet* n. „Mond“, *Grummet*, *Kummet*, *Hemet* „Hemd“, *Ebnet* f. „Ebene“, *Gegnet* f. „Gegend“, *Leinwet (Leimet)* f. „Leinwand“, *Linsset* f. n. m. „Leinsamen“, *Trücket* f. „Trockenheit“, *Kranket* f. „Krankheit“, *Hozet* f. „Hochzeit“.

Adjektiva: *ecket* „eckig“, *bartet* „bärtig“, *bucklet* „bucklig“, *kropfet* „kropfig“, *toret* „taub“, *deppet* „dumm“, *zottet* „zottig“, *wampet* „dickleibig“, *einauget* „einäugig“, *patschet* „tollpatschig“, *zahnlucket* „zahnluckig“, *schlampet* „schlampig“ usw.; *nacket* „nackt“, *halbet* „halb“, *ebnet* „eben“, *rinnnet* „rinnend“, *regnet* „regnend“, *schneiet* „schneidend“, *brennet* „brennend“, *hupfet* „hüpfend, aufgeregt, wütend“, *gehet* „gehend“, *schilchet* „schielend“, *spinnnet* „verrückt“.

Adverbia: *obenet* „oben“, *(dr)ausset* „draußen“, *(dr)innnet* „drinnen“, *ietzet* „jetzt“, *nachet* „danach, dann“.

Verba: *ich/er machet*, *meinet*, *redet* „ich/er machte, meinte, redete“; *ich/er schlaget*, *kommet*, *nehmet (schlüget, kämet, nähmet)* usw. „ich/er schließe, käme, nähme“ (Konj. II).

Wie kommt es zu dieser Formengleichheit und was hat sie für Folgen? Von der historischen Wortbildungslehre her könnte man sagen, daß bei dieser Zusammenstellung ganz Disparates zusammengeworfen sei und daß man zunächst einmal die einzelnen Komplexe sauber auseinanderlegen müsse. Dieser Einwand ist in der ersten Hälfte, historisch gesehen, völlig richtig, in der zweiten Hälfte jedoch problematischer. Von der historischen Wortbildungslehre³ erhalten wir etwa die folgende Auskunft:

art des Achenseebeckens und der Talschaft Steinberg in Nordosttirol. Diss. masch. Innsbruck 1962, S. 99 ff.; S. 140 f.; S. 153 f. E. Seidelmann, Zur Geschichte und Geographie der Kollektivbildungen im Bair.-Österreichischen, in: Mundart und Geschichte, Fschr. f. E. Kranzmayer, Wien 1967, S. 111–127, bes. S. 122 ff. usw. Ferner vgl. J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Aufl. bearb. von G. K. Frommann, München 1872 passim. Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch, I. Österreich. Wörterbuch der bair. Mundarten in Österreich, Wien 1963 ff. passim.

³ W. Henzen, Deutsche Wortbildung (=Sammlung kurzer Grammatiken germ. Dialekte, Ergänzungsreihe 5), 3. Aufl. Tübingen 1965. H. Krahe, German. Sprachwissenschaft III: Wortbildungslehre von W. Meid (= Sammlung Göschel 1218/a/b), Berlin 1967.

1. Die angeführten Substantiva lassen sich ihrer Wortbildung nach in verschiedene Gruppen einteilen: in Sachkollektiva vom Typ nhd. *Dickicht*, *Röhricht*, ON *Eichet* (mit einem historisch freilich nicht ganz geklärten Suffix, das jedenfalls ahd. *-ahi* weiterführt, vgl. ahd. *rorahi*, *Eichahi* usw.)⁴, in Bildungen auf *-öt*, *-ödi*, *-t*, *-īdi* (*Weiset*, *Gegend*, *Geschwisteret*, *Hemd*, ahd.-mhd. *wisöt*, *gegenōti*, *geschwisterīdi*, *hemīdi*)⁵ und in verschiedene Zusammensetzungen, die weder untereinander noch mit den obigen Gruppen etwas gemein haben (*Grummet*, *Leinsaat*, Bildungen auf *-heit*, *Hochzeit*).

2. Desgleichen zerfallen die Adjektiva, wie leicht zu sehen ist, in die Gruppe der Ableitungen auf ahd. mhd. *-eht/-oht* (nhd. *törricht*, ahd. mhd. *toreht*, *roeseloht* usw.)⁶ und in die Partizipia Präsens⁷, dazu in ein paar isolierte Bildungen (*nacket*, *halbet*)⁸.

3. Die Adverbien freilich sind etwas sperriger: der Übergang von mhd. *iezuo* > *ietzund* u. ä. läßt sich „lautgesetzlich“ nicht befriedigend erklären, die weitere Entwicklung erfolgt dann offensichtlich parallel zu den Part. Präs., deren Endung im Bair. ebenfalls überwiegend *-und* geschrieben wird. Neben *obenet*, *innet* usw. stellt man gewiß zu recht ahd. *opanenti(g)*, *innantig* usw.⁹ Die lautliche Entwicklung von *obanenti* > *obenet* usw. ist allerdings nicht zwingend und kaum ohne Einfluß von dem schon ausgebildeten Adj.-Suffix *-et* her erfolgt.

4. Lediglich die letzte Gruppe, die finiten Verben auf *-et*, stellt sich sowohl dem diachron wie dem synchron ausgerichteten Blick als eine einheitliche Gruppe dar. Daß, wenn ein Bedürfnis für einen Modus irrealis bestand, der Konjunktiv Präteriti der schwachen *-ōn/-en*-Verben dafür

⁴ W. Henzen, a. a. O., S. 140. E. Seidelmann, a. a. O., S. 124 f. R. K. Seymour, OHG *-āta*, *-āt* in MHG and in present-day German dialects, in: *Language* 39, 1963, S. 235–41 faßt, m. E. nicht überzeugend, mundartliches *-et* als roman. Lehnsuffix (< lat. *-āta*) auf.

⁵ W. Henzen, a. a. O., S. 139, S. 173–76.

⁶ W. Henzen, a. a. O., S. 199 f. K. Weinhold, *Bairische Grammatik*, Berlin 1867, § 206.

⁷ Zur Aussprache vgl. Schmeller, *Mdaa. Bayerns*, § 235. 591 und die Zusammenstellung von L. Saltveit, *Studien zum deutschen Futur* (= *Acta Universitatis Bergensis*, Ser. Hum. Litt. 1961, No. 2), Bergen 1962, S. 47 ff.

⁸ Zu *nacket* vgl. z. B. H. Paul – W. Betz, *Deutsches Wörterbuch*, ⁵1966, S. 451 ff.; zu *halbet* vgl. Schmeller, *Bayer. Wörterbuch*, ²1, Sp. 1088.

⁹ Wahrscheinlich liegen Bildungen auf *-wenti(g)* zugrunde, vgl. W. Henzen, a. a. O., S. 233, S. 209. J. Schatz, *Altbairische Grammatik*, Göttingen 1907, S. 14.

die günstigsten formalen Möglichkeiten bot, ist leicht einzusehen¹⁰. Die lautliche Entwicklung von ahd. *-ōti/ēti* > *-et* ist zwar nicht regulär, aber auch nicht unverständlich.

So etwa würde eine rein historische Interpretation vorgehen. Allerdings würden mehrere Fälle sich dabei nicht glatt einordnen lassen. Wenn wir wissen wollen, welche heutigen Entsprechungen bestimmte Ableitungsgruppen älterer Sprachperioden weiterführen oder – umgekehrt – welchen historischen Ableitungsgruppen eine bestimmte heutige Form zuzuordnen ist, so kann die diachrone Methode darauf in den meisten Fällen zweifellos eine Antwort geben. Wenn wir aber nach den Ursachen für den Zusammenfall ursprünglich so stark unterschiedlicher Formen und nach den Folgen dieses Zusammenfalls für das heutige sprachliche System fragen, dann kann dieses segmentierende Verfahren nicht weiterführen. Wir müssen von der formalen Gleichheit ausgehen und nach einer inneren, funktionalen wie semantischen Gliederung fragen. „Wir werden im Folgenden den Weg einschlagen, der uns der methodisch richtige scheint, indem wir von der Tatsache ausgehen, daß das neue Partizip [im Englischen] mit der Endung des Verbalnomens auftritt. Wir werden deshalb die Verwendungen des Part. Präs. und die der Verbalabstrakta auf *-ing*, *-ung* in altengl. Zeit untersuchen und festzustellen suchen, ob sich irgendwo Ansatzpunkte für das Eindringen der letzteren auf das Gebiet des ersteren aufzeigen lassen. Morphemvermengungen und -zusammenfall sind a priori eher aus funktionellen als aus lautlichen Berührungspunkten zu erklären.“¹¹

Wenn wir mit dieser Frage an unser Material herangehen, so fällt zunächst eindeutig die Gruppe der finiten Verben auf *-et* (Konj. *ich/er machet* usw.) heraus. Eine Konfliktmöglichkeit zwischen finiten Verbformen und Nominalformen (Subst., Adj., Adv.) besteht nicht. Trotz der formalen Gleichheit von *gehet* in: *er gehet* „er würde gehen“ (wenn man ihm etwas sagen würde) und in: *er wird gehet* „er beginnt zu gehen, er setzt

¹⁰ Vgl. I. Dal, Zur Frage des süddeutschen Präteritumschwundes, in: Indogermanica, Festschrift f. W. Krause, Heidelberg 1960, S. 1–7, bes. S. 4 ff.

¹¹ I. Dal, Zur Entstehung des englischen Participium Praesentis auf *-ing*, in: Norsk Tidkrift for Sprogvidenskap 16, 1952, S. 15. Vgl. ferner den Aufsatz von O. Werner, Die Substantiv-Suffixe *-es/-as* in den ostfränkischen Mundarten. Zur Bedeutung von dia- und synchronischer Betrachtungsweise in der Wortbildungslehre, in: ZMaFg 30, 1964, S. 227–275, der sich in der Fragestellung und im methodischen Ansatz eng mit meinem Thema berührt.

sich in Bewegung“ ist die funktionelle Trennung ganz eindeutig. Die Gleichheit von Flexionsendung und Wortbildungssuffix beruht also hier auf einer rein lautlichen (zufälligen?) Homophonie, nicht auf einem echten Suffixsynkretismus.

Anders ist es indes bei den übrigen Fällen. Die Substantiva auf *-et* stellen sich auch synchron gesehen als eine in sich recht uneinheitliche Gruppe dar. Allerdings decken sich die heutigen semantischen Gruppen nicht genau mit den historischen Wortbildungstypen. Die Mehrzahl der hierhergehörigen Substantiva sind neutrale Kollektiva. Und zwar werden mit *-et* sowohl Sachkollektiva (denominale Ableitungen) wie Vorgangskollektiva (deverbative Ableitungen) gebildet¹²: 1) *Laubet, Eichet, G'astet, G'lumpet, G'schwisteret*; 2) *G'laufet, G'läutet, Plärret, Brummet*. Nahe stehen einige Konkreta, die auf ältere Verbalabstrakta (Nomina actionis) zurückgehen: *Weiset, Ehret* „das im Zusammenhang mit dem Weisen, Ehren überreichte Geschenk, das Geweiste, Ge(= Ver-)ehrte Tauf-, bzw. Hochzeitsgeschenke“. Daß bei diesen Wörtern auch Kollektivbedeutung mit im Spiel ist, wird dadurch belegt, daß sie auch mit ge- präfigiert werden können: *G'weiset, G'ehret*. Freilich sind dann auch unter den Neutra Wörter, die sich kaum anschließen lassen, wie *Heimet* „elterlicher Hof“, *Grummet, Linset* „Leinsamen“; zwar liegt auch hier Kollektivbedeutung nahe – was sie aber von den echten Kollektiven trennt, ist ihre etymologische Undurchsichtigkeit und Isoliertheit. Neutra wie *Manet* „Mond“, *Kummet, Hemet* „Hemd“ und die Fem. auf *-et* (*Kranket, Trücket* „Krank-, Trockenheit“, *Leimet* „Leinwand“ *Hozet* „Hochzeit“) haben weder mit den eben besprochenen Bildungen noch untereinander mehr gemeinsam als den Wortausgang *-et*. Mehrere der zuletzt genannten Wörter sind gar keine Suffixableitungen; ihr *-et* ist ein nur zufällig mit dem Suffix *-et* lautgleicher Wortausgang. Als Suffix (Morphem) kann *-et* dann bezeichnet werden, wenn die Stammform (ohne *-et*) Träger eines Bedeutungskernes ist und weitere Ableitungen bilden kann und/oder ein selbständiges Wort ist (z. B. *Ehr-*: *Ehr* „Ehre“, *ehren* „schenken“; *Laub-*: *Laub*). Bei *Grumm-*, *Lins-*, *Kumm-*, *Hoz-* usw. trifft das nicht zu. *Grummet* usw. kann daher auch synchron gesehen nicht als Suffixableitung bezeichnet werden; in einigen Fällen wird die

¹² Zu diesen Begriffen vgl. J. Erben, Zur Geschichte der deutschen Kollektiva, in: Sprache, Schlüssel zur Welt, F Schr. für L. Weisgerber, Düsseldorf 1959, S. 221–28. E. Seidelmann, a. a. O. (Anm. 2), S. 111 f.

Grenze nicht scharf zu ziehen sein (z. B. bei *Gegnet*, *Heimet*)¹³. Die Fem. auf *-et*, die nie sehr zahlreich gewesen sein dürften, gehen stark zurück; meist liegen Zusammensetzungen zugrunde, die in der Hochsprache noch als solche empfunden werden, was auch auf die mundartliche Aussprache zurückwirkt (*Leimet* – *Leinwand*, *Hozet* – *Hochzeit*, *Kran- ket* – *Krankheit* usw.).

Bei den Adjektiven auf *-et* müssen wir uns mit der syntaktischen Funktion der Partizipia beschäftigen. Verbaladjektiva wie *spinnet*, *traget* ‚trächtig‘, *brennet* usw. sind völlig zweifelsfrei die Entsprechungen von Part. Präs. auf *-end* (altbair. *-und*). Ebenso zweifelsfrei liegen Adjektiven wie *deppet*, *drecket* alte Ableitungen auf *-eht/ohht* zugrunde. Es fragt sich, ob die Suffixgleichheit von *spinnet* und *deppet*, von *traget* und *drecket* zufälliges Ergebnis regulärer lautlicher Entwicklungen ist oder ob hier echter Suffixsynkretismus vorliegt. Das Adj.-Suffix ahd. *-eht/-ohht* wurde zweifellos lautlich regulär zu *-et*, *-at*. *-et*-Schreibungen kenne ich seit dem 14. Jhd.¹⁴ Die Endung *-end* wird vor allem im Westen des Bairischen, an der Grenze zum Schwäbischen, zu *-et*, z. B. in *Abet* ‚Abend‘. In den verschiedenen Wörtern hat diese Veränderung einen recht verschiedenen Geltungsbereich¹⁵. In keinem anderen Fall aber ist er so groß wie bei der Endung des Part. Präs., nämlich bis zum Ostrand des Mittelbairischen. Schon dies legt nahe, daß *-et* in diesem Fall eben doch nicht, oder jedenfalls nicht allein, lautlich zu verstehen ist. Das wird noch dadurch bestätigt, daß die Endung *-ent* der 3. Pl. Präs. Ind. (*sie laufent*) im Bairischen auch da, wo das *-t* erhalten geblieben ist, nirgends zu *-et* geworden ist; *sie laufent* und *laufet* ‚laufend‘ werden genau auseinandergehalten.

Das hochsprachliche Suffix *-end* charakterisiert im nominalen Bereich allein die Part. Präs. (von ein paar Einzelfällen wie *Abend*, *Jugend* u. a. abgesehen) und hebt sie als Sondergruppe formal heraus. Durch die mundartliche Ersetzung von *-end* durch *-et* werden die Part. formal aus

¹³ Zur Unterscheidung von Suffix und Wortausgang vgl. O. Werner, a. a. O. (Anm. 11), S. 246 ff.

¹⁴ Vgl. die S. 183 angeführten Belege und Nachweise.

¹⁵ E. Kranzmayer, Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes, Wien 1956, S. 117 (§ 46 h/3). Zu *Abend* vgl. künftig das Bayer.-Österr. Wörterbuch II. Bayern.

ihrem Sonderstatus gelöst und eng an die reinen Adj. auf *-et* angeschlossen. Ganz analog dürfte zu beurteilen sein, wenn in anderen (bes. mittel-)deutschen Mundarten die Partizipendung *-end* z. B. durch *-ing* oder *-ig* ersetzt wurde (z. B. *wüt(en)ing*, *wütig* „wütend“)¹⁶. Bei diesem formalen Befund wäre zu erwarten, daß ihm funktional eine vollständige Überführung der Kategorie Part. Präs. in die Wortart Adjektiv entspräche. Bei einer Anzahl von Partizipien ist dies auch zweifellos der Fall, z. B. bei *traget* „trächtig“, *laufet* „brünstig“, *spinnnet* „verrückt“, *schilchet* „schielend“, *wacklet* „wacklig“, *betet* „fromm“. Sie sind gleich verwendbar wie die echten Adjektiva *deppet* „blöde“, *bucklet* „bucklig“, *zottlet* „zottig“ usw. (attributiv, prädikativ mit *sein* und *werden*). Der größere Teil der Verbaladjektiva auf *-et* ist aber hinsichtlich seiner adjektivischen Funktionen starken Einschränkungen unterworfen. Diese Beschränkung betrifft vor allem den prädikativen Gebrauch. Zwar kann man sagen: *er ist spinnnet*, *schilchet* (ebenso wie *deppet*, *bucklet*), *die Kuh ist traget*, *laufet*, *das Rad ist wacklet*, nicht aber: *das Kind ist schlafet*, *rehret*, *laufet* „läuft“, *das Haus ist brennet* usw. (hier sind nur die Indikativ-Formen üblich: *schlaft*, *rehrt*, *läuft*, *brennt* usw.). Allerdings bestehen landschaftliche Unterschiede, welche *-et*-Formen prädikativ verwendet werden können, d. h. zu Volladjektiven geworden sind. Die meisten Part. Präs. sind hingegen attributiv verwendbar: *ein brennetes Haus*, *ein schlafetes*, *rehretes Kind*, *ein stinketer Käs*, *ein rinnetes Gefäß* (nicht möglich bei Verbaladjektiven von impersonalen Verben: *regnet*, *schneiet*).

Den festesten Platz haben die *-et*-Verbaladjektiva im Mittelbairischen zweifellos in der verbalen Fügung mit *werden*. L. Saltveit hat dieser Fügung einen gewichtigen Teil seiner „Studien zum deutschen Futur“ gewidmet¹⁷. Trotz der scharfen Kritik, der Bj. Ulvestad gerade diesen Teil von Saltveits Arbeit unterzogen hat, dürften Saltveits Ergebnisse im Wesentlichen zu recht bestehen¹⁸. Fügungen vom Typ „*es wird regnet*“,

¹⁶ Vgl. Schmeller, *Mundarten Bayerns* S. 319, Anm. K. Weinhold, *Mhd. Grammatik*, 2. Aufl. Paderborn 1883, S. 398 (§ 373). W. Henzen, *Deutsche Wortbildung*, S. 197 f.

¹⁷ L. Saltveit, a. a. O. (Anm. 7), S. 38 ff.

¹⁸ Bj. Ulvestad, *Die Fügung werden + Part. Präs. im Bairischen*, in: *ZMaFg* 34, 1967, S. 258–80. Vgl. auch die Rez. von Saltveits „Studien“ durch B. Ulvestad in: *Language* 40, 1964, S. 445–59. Ulvestad legt S. 278 Wert auf die Feststellung, „daß es im Bairischen sowohl verbale wie auch adjektivische PPr. gibt“. Das steht nicht im Widerspruch zu Saltveits Ergebnissen. Wenn aber Ulvestad die „verbalen PPr.“, da ihre

bzw. „auf einmal ist es regnet worden“ bezeichnen den Eintritt einer Handlung, bzw. eines Vorganges. Die Mundart verfügt mit dieser Konstruktion über die Möglichkeit, die inchoative Aktionsart zum Ausdruck zu bringen. Allerdings ist diese Möglichkeit auf bestimmte Verben beschränkt. Weitere Beispiele: *der Berg ist gehet worden, er ist laufet worden, schneiet wirds, das Fleisch wird (schon) stinket, ist stinket worden* usw. Formal besteht zwar kein Unterschied zwischen diesen Fügungen und werden-Konstruktionen mit reinem Adjektiv (*er ist krank worden, er wird bucklet*). Aber es macht einen Unterschied, ob das Adjektiv als Teil des verbalen Formensystems empfunden wird (Part. Präs.) oder ob es eindeutig dem nominalen Bereich zugehört, bzw. alle Bindungen an den verbalen Bereich aufgegeben hat (wie das ja auch bei hochsprachlichen Partizipien der Fall ist, z. B. *reizend, anstrengend, beängstigend* usw.).¹⁹ Bei formaler Gleichheit erlaubt ein funktionales Kriterium die Scheidung der beiden Gruppen von Adjektiven: nur die „Volladjektiva“ können prädikativ gebraucht werden. Im ersten Fall muß von einem Übertritt in einen neuen Zustand, im zweiten Fall aber vom Eintritt einer Handlung, eines Vorganges gesprochen werden. Wir stehen vor dem erstaunlichen Faktum, daß die Formkategorie Part. Präs. im Mittelbai-

Zahl gering sei, vernachlässigen und nur „adjektivische PPr.“ annehmen will, so halte ich das für eine Simplifizierung, die den Gegebenheiten nicht mehr gerecht werden kann. Der Unterschied zwischen „verbalen“ und „adjektivischen“ PPr. ist keineswegs belanglos; nur die Wörter der 2. Gruppe verhalten sich wie reine Adjektiva und können prädikativ verwendet werden. — Bei dem von Ulvestad „bei informeller Befragung in Bayern“ (S. 277) gesammelten Beleggut für Part. Präs. stehen Wörter mit rein adjektivischer Bedeutung im Vordergrund. Auf Grund eigener Kenntnis, bestätigt durch mehrere Salzburger Informanten, möchte ich meinen, daß die von Ulvestad S. 277 angegebenen Bedeutungen von *rennat, schlafat* Sonderfälle darstellen, die die ständige Tendenz der Part. Präs. hin zu reinen Adjektiven belegen. „Normalbedeutung“ von *sie sind rennat geworden* ist aber „sie haben sich eilig wegbegeben, haben sich in Trab gesetzt, sind davongelaufen“, von *das Kind ist schlafet geworden* „das Kind ist eingeschlafen“. Entschieden bestritten haben meine österreichischen und bayerischen (darunter Münchner) Informanten die Bedeutung „regnerisch“ für *regnat* (S. 276). Möglicherweise vertreten die von der Münchner Studentin I. Neske mitgeteilten Beispielsätze (z. B. *gestern war es regnat* „1. gestern hat es den ganzen Tag geregnet; 2. gestern war es regnerisch, trübe“ S. 276) jüngste Münchener Umgangssprache; meinen Gewährsleuten ist es jedenfalls unmöglich, *regnat* in dieser Bedeutung zu verwenden (das gilt auch für *regnates Wetter* S. 279).

¹⁹ Vgl. H. Brinkmann, *Die deutsche Sprache, Gestalt und Leistung*, Düsseldorf 1962, S. 267 ff.

rischen formal sich einem bereits vorhandenen Adjektiv-Typus angeschlossen hat und als Flexionsform zudem defektiv ist, da bei weitem nicht alle Verba ein Part. Präs. auf *-et* bilden können, daß aber umgekehrt der größere Teil dieser Partizipien seine Hauptfunktion in einer verbalen Fügung erfüllt, deren verbaler Inhalt (Vorgang, Handlung) wesentlich von dem verbalen Inhalt des Partizips mitbestimmt wird. Der formal einheitliche Wortbildungstypus „Adjektiv auf *-et*“ erweist sich somit funktional als keineswegs geschlossen. Der formale Anschluß der Part. Präs. an reine Adjektiva ist der funktionalen Entwicklung vorausgeeilt; offensichtlich aber besteht die Tendenz zur weiteren Überführung von Partizipien zu Volladjektiven.

Zweifellos liegt bei den Adjektiven auf *-et* echter Suffixsynkretismus vor. Der Zusammenfall des Adjektiv-Suffixes *-et* und des Substantiv-Suffixes *-et* ist dagegen ein bloß formaler. Allerdings sind auch hier Ansätze für Quereinflüsse zwischen den Wortarten erkennbar; in erster Linie sind daran wieder die Verbaladjektiva beteiligt. Eine Gruppe von festgewordenen substantivierten Part. Präs. steht nicht nur formal, sondern auch semantisch den Vorgangskollektiven nahe: das *Hinfallet* „Epilepsie“, das *Reisset* „Ischias“, das *Laufet* „Durchfall“ usw. Eigentlich wäre die Form das *Hinfallete*²⁰ zu erwarten (N. Sg., Neutr., schw. Fl.), die im Mittelbairischen vorherrschenden Formen lehnen sich an die Substantiva auf *-et* an. Noch bemerkenswerter sind substantivische Partizipien auf *-ets* (*-et*), die vor allem in Bayern verbreitet sind: ein *Rennets* „Wettrennen“, *Laufets* „dasselbe“, *Raufets* „Rauferei“, *Bauets* „bebautes Land“ usw. Zweifellos liegen hier erstarrte neutrale Nominative (stark flektiert) vor (nach dem bestimmten Artikel steht auch *-et* neben häufigerem *-ets*: das *Rennet* usw.). Daß diese Verbalabstrakta den Vorgangskollektiva nahestehen, beweisen präfigierte Formen wie *G'fallet*, *G'raufets*, *G'singets*. Die in diesen letzten Fällen eingetretene Lösung vom Typ der substantivischen Part. Präs. (die ja

²⁰ Dies ist die südbair. Form, im Mittelbair. hingegen selten. Auch fem. Nebenformen kommen vor. In allen Fällen liegt eine elliptische Fügung zugrunde: das *Hinfallet(e)* (Weh), die *Hinfallet(e)* (Krankheit) o. ä. Wie sehr sich das Wort aus dem verbalen Bereich gelöst hat, wird aufschlußreich dadurch bezeugt, daß im Südbair. (Kärnten) eine Umdeutung zu *Valentins Weh* (mit Entsprechungen im Slowenischen und Italienischen) erfolgen konnte. (Diskussionshinweis von E. Kranzmayer). Der Hl. Valentin ist Schutzpatron der Epileptiker. Vgl. auch Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 8, 1936/37, Sp. 1501.

auch durch die erstarrte Endung *-s* in *-ets* vorbereitet ist) ermöglicht schließlich rein nominale Neubildungen: *Fußballets* „Fußballspiel“. Daß hier tatsächlich ein Suffixsynkretismus zwischen Adjektiv und Substantiv auf der Basis des gemeinsamen Suffixes *-et* vorliegt, wird durch einige aufschlußreiche Einzelfälle bestätigt: *Weisets* „Taufgeschenk“ neben *Weiset*, *Gweisets*; *Brachets* „abgeerntetes Feld, Brache“ neben *Brachet*; *G'flüglets* „Geflügel“ neben *G'flüglet*. In den ersten beiden Fällen liegt Übertragung von *-ets* auf Bildungen mit altem *-ōt* vor, im letzten Fall eine solche auf ein Kollektiv auf *-et*. Die Adjektive *mannen*, *weiben* liegen wohl den Bildungen *Mannets*, *Weibets* zugrunde (also eigentlich „mannelles, weibenes [Leut, Mensch]“)²¹.

Wir fassen das Ergebnis der synchronen Betrachtung zusammen: *-et* im Flexionssystem des finiten *V e r b s* steht für sich; die formale Gleichheit mit Suffixen in anderen Wortarten hat keine Folgen. Bei den *S u b s t a n t i v e n* bilden die neutralen Kollektiva auf *-et* einen leidlich festen, wenn auch im Bestand nicht einheitlichen Typus. Daneben gibt es aber eine nicht geringe Zahl von *-et*-Substantiven, die semantisch nicht integriert sind. Schließlich sind einige Fälle auszuschneiden, bei denen *-et* nicht Suffix, sondern zufällig lautgleicher Wortausgang ist. Eine Deckung zwischen Form und Leistung besteht hier nur zum Teil. Bei den *A d j e k t i v e n* auf *-et* liegt echter Suffixsynkretismus vor: der heutige Bestand ist durch Suffixtausch einer ursprünglich selbständigen Gruppe erzielt worden. Funktional und semantisch ist die Integration aber noch nicht abgeschlossen. Die formale Gleichheit des Suffixes *-et* bei Adjektiven und Substantiven hat schließlich die Voraussetzung dafür gegeben, daß das bei den substantivischen Part. Präs. legitime Suffix *-ets* auch auf reine Substantive übertragen werden konnte.

Es bleibt zu fragen, wie weit der formale Zusammenfall der verschiedenen Wortbildungs- und Flexionssuffixe in *-et* zurückreicht und wie er erfolgt ist. Es wird nicht überraschen, daß uns die schriftliche Überlieferung nicht in die Lage versetzt, eine erschöpfende Auskunft zu geben. Zudem steht mir keine systematische Belegsammlung zur Verfü-

²¹ Die Belege für die Bildungen auf *-ets* entstammen den Sammlungen des Bayer. Wörterbuches, München. Befragungen der letzten Jahre erweisen vor allem *Fußballets*, *Rennets*, *Raufets* u. a. als sehr lebendig. Vgl. ferner Schmeller, Mundarten Bayerns § 917. 972. 1048. Weitzenböck, Die Mundart des Innviertels, § 23, g. Seidelmann a. a. O. (Anm. 2) S. 123, Anm. 54.

gung²². Dennoch lassen sich die Grundzüge der Entwicklung aufzeigen. Echter Suffixsynkretismus läßt sich für unsere Suffixgruppen zufrühest bei den Substantiven nachweisen, und zwar bei den Ableitungen mit einem durch Langvokal erweiterten Dentialsuffix. Die Subst. *wisōd*, *kleinōd*, *einōti*, *mānōt* usw. erscheinen mindestens seit dem 13. Jahrhundert mit wechselndem Suffixvokal²³, z. B. *weisat*, -*ed*, -*oed*; *kleinat*, -*et*; *manat*, -*et*; *haimet* usw. (daneben natürlich -*ōt*, *ōd*-Formen). Diese Unsicherheit in der Verwendung des Suffixvokals deutet jedenfalls darauf hin, daß das -*ō*- durch einen lautlich unbestimmbaren Nebensilbenvokal ersetzt worden ist. Auch für das Kollektiv *geswisterīde*, -*gide* gibt es neben den „korrekten“ Formen auf -*id*, -*eid* vereinzelt abgeschwächte: *geswisteret*²⁴, *geswistergat*, -*got* (15. Jh.). Besonders aufschlußreich sind -*eid*-Schreibungen für -*ōd*, die in bairischen Texten immerhin so häufig belegt sind, daß Zufall auszuschließen ist. *maneid*, *moneid* steht in bair. Urkunden des 13. Jhdts. zwischen 1294 und 1299 zehnmal, einmal 1299 *weiseid*. Dazu kommen weitere Einzelbelege für *moneid*, *weishayt* „Weiset“, *achteyde*, -*ede*, -*atte* für *ahtode* „der achte“ aus bayer.-österr. Quellen des 14./15. Jhdts.²⁵ Die Belege zeigen, daß die alten Dentialsuffixe der Subst.-Bildung (-*ōt*, -*it*, -*it*, gelegentlich auch -*eit* in *ar bait*, -*eit*, die abgeschwächten Grundwörter von Zusam-

²² Die Belege verdanke ich den Sammlungen des Bayer. Wörterbuches, der freundlichen Hilfe von Fr. Dr. Bettina Kirschstein (Corpus der altdeutschen Originalurkunde Berlin), Doz. Dr. Emil Skála, Prag (Egerer Kanzleisprache), Dr. Kurt Rein, München, K. Weinholds Mhd. Grammatik sowie eigenen Exzerpten.

²³ Ich führe zur Verdeutlichung einige Belege aus dem Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahre 1300, hrsg. von F. Wilhelm, R. Newald, H. de Boor, D. Haacke, B. Kirschstein, Lahr 1932 ff. an (zitiert wird Bd., Seite, Zeile): neben überwiegendem *manot*, *manod* steht *manat*, -*d* I 213, 14; 491, 21. 34; II 694, 25; III 510, 38; *monat*, -*d* III 20, 36; 342, 15; IV 106, 13; *manet*, -*d* II 195, 8; 389, 27; IV 12, 11; 143, 35; *moned* III 153, 25. 30; *maneid* III 229, 28 B; IV 289, 15; *moneid* III 456, 16. 19; IV 225, 23. 28. 37; 226, 8; 502, 44; 503, 6. Für mhd. *wisot* enthält das Corpus folgende Belege (bis zur Mitte des 4. Bdes vollständig): *wisod*, -*t* II 117, 21; III 76, 40. 42; 170, 28; IV 130, 36; *wisōd*, -*ei*- II 286, 2; 501, 37; III 179, 6; IV 83, 19; 202, 33; *weisaet*, -*f*- III 497, 13. 14. 15. 16. 17; *wisat* IV 172, 9; *weised* II 622. 12. 20. 22. 24; 687, 16; IV 17, 34; *weiseid* IV 562, 18.

²⁴ Corpus III 141, 38.

²⁵ Zu *maneid*, -*o*-, *weiseid* vgl. Anm. 23. Die späteren Belege für *moneid*, *weishayt* wie die für *geswistergat*, -*got* nach den Sammlungen des Bayer. Wörterbuches. Zu *achteyde* usw. vgl. Weinhold, Bair. Grammatik S. 265 (vgl. auch ebenda S. 205).

mensetzungen wie *hōhzi̇t* > *hochzat*, *leinwat* usw.) seit dem ausgehenden 13. Jhd. in *-et* (*-at*) zusammengefallen sein dürften^{25a}.

Das weitere Ausgreifen des Zusammenfalls älterer Suffixe in *-et* kann ich nicht vor dem 14. Jhd. belegen, dann aber gleich relativ häufig. Neben Belege für die ältere Schreibung des Adjektiv-Suffixes *eht/oḣt* treten nun in großer Zahl Schreibungen wie *kropfet*, *glatzat*, *langkhlet*, *narret*, *narrächt*, *schramat*, *poschot*, *-at* usw.²⁶ Seit dem 14./15. Jhd. treten auch *-at*-, *-ät*-, *-et*-Schreibungen für den Konj. Prät. der schw. Verben auf, z. B. *wen ich . . . erchennat vnd wessät alle haymleichew . . . ding . . . also dacz ich dy perig . . . enczczät . . . Vnd ob ich austaylä̇t oder spentät als mein guet*²⁷; *daz sy dem herren pettat schon . . . vnd in*

^{25a} Daher scheint es mir in den vielen Fällen, in denen uns keine älteren Schreibungen Aufschluß gewähren, wenig sinnvoll zu sein, bei einer Einteilung in Wortbildungstypen über *-et* zurückzugehen. Ob einem heutigen *G'lumpet* ein **gelumpe-de* oder ein **gelumpach* zugrunde liegt, läßt sich ohne weitere Zeugnisse für die Wortgeschichte m. E. nicht entscheiden. Bei Wörtern, die nicht über das 14. Jhd. zurückreichen, ist m. E. die Frage überhaupt falsch gestellt; da handelt es sich eben um Bildungen auf *-et*. So auch O. Werner, a. a. O. (A. 11), passim (z. B. S. 240).

²⁶ Zahlreiche Belege bei Weinhold, Bair. Grammatik § 206. Beachte auch die verschiedenen Schreibungen innerhalb einer Handschrift; in Oswalds von Wolkenstein Lied Nr. 53 (nach der Ausgabe von K. K. Klein, ATB 55, 1962, S. 162 ff.) hat B in Str. II, 1 *Lünzlot*, *münzlot*, *klünzlot* und *zisplot*, *wisplot*, II, 3 *dein pöschelochter rotter mund*, II, 11 *vöslocht*, *röslocht* (ebenso c; A hat in allen Fällen *-ocht*); in Nr. 56, IIIa, 1 *Dein poschotz mündlin* Bc, *poschatcz* A. Vgl. *Ain vernichtnuß der Payren von einem kropfaten Steyrer* von Johannes Hauser (Mondsee, 15. Jhd.; in: H. Maschek, *Lyrik des späten Mittelalters*, Leipzig 1939, S. 115 ff.; im Text S. 117, 15 *kropfet*. Ebenda S. 113, 9 *zötlet gewant* (Der Durst, 15. Jhd.). Weitere Belege verdanke ich E. Skála, Prag: *der schramat Hansel* (Gelbes Stadtbuch Regensburg von 1374 [Bayer. Hauptstaatsarchiv München] f. 13'); einige Egerer Belege bei E. Skála, *Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger 1310–1660*, Berlin 1967, S. 202 f.

Eine Bestätigung für den Übergang *-eht/-oḣt* > *-et*, *-ot*, *-at* geben auch umgekehrte Schreibungen *-echt*, *-aecht*, *-ocht*, *-acht* für reguläres *-et*, *-ot*, merkwürdigerweise auch für die 1. 3. P. Ind. Prät. und für Part. Prät., in denen später der Vokal synkopiert wird, die also in den heutigen Mundarten nicht mit unserem Suffix */-et/* zusammengefallen sind. Belege aus Handschriften des 14. / 15. Jhds. bei Weinhold, Bair. Grammatik, § 305.

²⁷ Aus einer Salzburger Übertragung von I. Kor. Kap. 13 von 1456 (Salzburg, St. Peter a VI 6), abgedruckt bei W. Stammler, *Spätlese des Mittelalters II: Relig. Schrifttum* (=Texte des späten Mittelalters 19), 1965, S. 12 f., Z. 5–11.

nicht verschlaffen liezz und in weckat²⁸; wen solt nicht wunder dunkchen das yemant hitzigchleich weins begerat²⁹. Schließlich treten im Mittelbairischen (bes. in Oberösterreich) neben kollektive Ortsnamen auf ahd. *-ahi* (*Pirach*, *Pircha*; *Widahe*, *Wida*, *Weidach*, *-ech* usw.) solche auf *-et*, *-at* (*Steinet*, *-at*, *Stöckat*, *Aichat* usw.). Frühbelege für diese Erscheinungen stammen aus dem 14. und 15. Jhd., allgemein gültig werden die *-et*-Formen in den betreffenden Gebieten seit dem 16. Jhd.³⁰.

Für das ausgehende 15. Jhd. läßt sich somit die Situation folgendermaßen skizzieren: es gibt ein Suffix *-et* (*-at*), das in den Wortarten Substantiv, Adjektiv, Verb vorkommt. Die Homophonie des Suffixes wird durch gleiche Schreibungen und zudem durch übergreifende „Fehlschreibungen“ erwiesen. Bei den Substantiven sind verschiedene ältere, jeweils aber nur schwach besetzte Suffixe in *-et* zusammengefallen. Bei Adjektiven und Verben sind vorhandene Formkategorien lediglich lautlich verändert worden (wobei aber bei der Formkategorie des Konjunktiv Präteriti der schwachen Verben fast von einer Neubildung gesprochen werden kann, die allerdings zunächst nur für die schwachen Verben gilt, nicht – wie in der modernen Mundart – auch für die starken Verben). Da keine funktionalen Überschneidungen eintreten, bleibt die Suffixgleichheit bei Substantiven, Adjektiven und Verben ohne syntaktische Folgen. Es liegt ein lediglich formaler Suffixsynkretismus vor. Diejenige Formkategorie nämlich, von der her in den modernen Mundarten die Wortartengrenzen überspielt werden, bewahrt auch im 16. Jhd. ihren formalen Sonderstatus noch fast unangestastet: die des Partizips des Präsens. Im Bairischen gilt dafür vom 12. bis ins 17. Jhd. überwiegend die Endung *-unt*, *-unde* (*machunde*, *ligunde*, *gebunde* usw.), die von der Endung *-ent* der 3. P. Pl. Ind. Präs. (*sie machent*, *ligent*, *gebent*) deutlich geschieden bleibt (wie in der modernen Mundart mit /*-et* / ~ /*-ent* / auch!). In der älteren schriftlichen Überlieferung ist also der fol-

²⁸ Aus der Chronik von Weihenstephan (Cgm. 259 v. J. 1469), nach W. Stammeler, Spätlese des Mittelalters I: Weltl. Schrifttum (=Texte des späten Mittelalters 16), 1963, S. 44, Z. 108 f., 114 f.

²⁹ Aus einer Verdeutschung des Kommunionsgesprächs des Matthäus von Krakau (nach der Hs. Salzburg, St. Peter b IV 20, f. 112^v); die Hs. St. Peter b V 2, f. 81^r bietet zur Stelle *begeret des Weynes* (beide Hss. 15. Jhd.). – Weinhold, Bair. Grammatik § 305 belegt auch für den Konj. Prät. einige Schreibungen auf *-aecht*, *-echt* (vgl. Anm. 26).

³⁰ Belege bei E. Seidelmann, a. a. O. (Anm. 2), S. 126.

genreichste Abschnitt des Formenausgleichs zu *-et* nicht durchgeführt worden, oder wenigstens nicht belegbar. Allerdings stimmt diese Feststellung nicht ganz. Seit dem 15. Jhd. gibt es (freilich seltene) Einzelbelege, die *-at* für die Endung des Part. Präs. belegen: *stinkats asz*³¹, *dem hincket Fridel*³². In der Chronik von Weihestephans (15. Jhd.) ist von einem *reyteten poten* die Rede³³. Diese wenigen Belege würden sich wohl etwas vermehren lassen, zumal wenn man Quellengruppen auswerten würde, wie sie E. E. Müller seinen Basler Studien³⁴ zugrunde gelegt hat. Eine wesentliche Veränderung des von uns skizzierten Bildes würde sich kaum ergeben. Auch die wenigen Belege zeigen schon, daß es den Übergang der Part. Präs. Endung bair. *-und(e)*, *-end* zu *-et*, *-at* im 15. Jhd. gegeben haben muß³⁵. Daß dieses Partizip auf *-et* (*-at*) so selten in

³¹ In einem Gedicht vom Jüngsten Gericht spricht die Seele zu dem sündigen Leib: *Du fawler mist, du stinkats asz* (Wien, Österr. NB, Cod. 4119, f. 14^r: von Joh. Hauser, Mondsee, 15. Jhd.); in einem Tiroler Gedicht aus dem 18. Jhd.: *a stinkets Os mueß seyn* (Der Engelssturz von Jos. Sieberer, hrsg. von M. Enzinger, in: Maske und Kothurn 10, 1964, 351, V. 110). Die derbe Schelte hat offenbar seit dem Spätmittelalter bis heute an Lebendigkeit nichts eingebüßt; vgl. noch: *Ge weck und schweig, du stinkendes oß* (Fastnachtspiele aus dem 15. Jhd. I (=Bibl. d. Lit. Vereins Stuttgart 28), 1853, Neudruck 1965, S. 47, Z. 23).

³² Ausgabebuch von Eger v. J. 1540: E. Skála, Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger (vgl. Anm. 26), S. 203.

³³ W. Stammler, Spätleser I (vgl. Anm. 28), S. 42, Z. 43. Schreibversehen (Weglassen des Nasalstriches) ist hier freilich nicht auszuschließen; Stammler bessert in *reitenten*.

³⁴ E. E. Müller, Die Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter (=Basler Studien zur dt. Sprache u. Literatur 14), Bern 1953.

³⁵ Einige ursprünglich ganz fern stehende Wörter haben sich dem Endungstyp des Part. Präs. angeschlossen und teilen dessen Entwicklung: *iezuo* > *ietzund*, *ietzet* u. ä.; *nackut* > *nacket*, *nackend*, *nackicht* (in Salzburger Predigten des Johannes Staupitz, Anf. 16. Jhd., St. Peter b V 8, f. 38^r steht zweimal *nackent*, einmal *nackät*). Auch das Zahlwort „tausend“, ahd. *tūsunt*, kennt in vielen Mundarten Suffixwechsel: z. B. bair. *tauset* (Kranzmayer, Histor. Lautgeographie § 46h 13, Karte 25; historische Belege selten, Weinhold, Bair. Grammatik S. 264 zitiert H. Sachs); alem.-md. *tusing*, *tusig* u. ä. (Weinhold, Alemannische Grammatik, 1863, 144. 309; ders., Mhd. Grammatik S. 340; B. Boesch, Untersuchungen zur alemannischen Urkundensprache des 13. Jahrhunderts, Bern 1946, S. 150 und Anm. 1 mit weiterer Literatur; das Corpus der altdutschen Originalurkunden enthält zahlreiche Belege für alemannisch *tusinc* u. ä.). Auch auf *achtende*, *-unde*, *-onde* „8.“ wäre hinzuweisen (Weinhold, Bairische Grammatik S. 265; ders., Alemannische Grammatik S. 309); im Bairischen könnte auch umgekehrte Schreibung vorliegen. — Es sei noch einmal betont, daß die Endung *-ent* der 3. P. Pl. Ind. Präs. an diesem Suffixsynkretismus nicht teilnimmt.

der schriftlichen Überlieferung auftaucht, hat gewiß sprachsoziologische Gründe: der Ersatz von *-und* durch *-et* und damit der Suffixsynkretismus von Adjektiven auf *-et* und Part. Präs. war offenbar früher wie heute auf die Mundarten beschränkt. Das mehrmalige Vorkommen von *-et* im Fluchwort (*stinkats asz*) bestätigt dies. Der formale Anschluß des Part. Präs. an eine Gruppe von Adjektiven ist einer jener Progressivismen der Mundarten (nicht nur der bairischen, sondern auch anderer deutscher Mundarten, vgl. den Synkretismus in *-ig*, *-ing*), die die Hochsprache nicht mitmacht.

Zum Schluß wäre die Frage zu stellen, ob die Behandlung des Einzelfalles allgemeine Gesichtspunkte ergeben hat, die über den Einzelfall hinausweisen. Ich glaube, ja. Nicht nur bei *-et*, sondern bei allen anderen modernen Suffixen, der Mundart wie der Hochsprache, ist eine Tendenz zur Konzentration der formalen Mittel erkennbar³⁶. Die Ursache für diesen Abbau der älteren Suffixvielfalt liegt einmal in der Tatsache, daß aus lautlichen Gründen die Zahl der Vokale, die in Endungsposition stehen konnten, ständig verringert wurde. Zum anderen kommt darin aber wohl auch ein Streben nach Ökonomie zum Ausdruck: vielfach bedeutet die Suffixvariation nur eine zusätzliche Hypercharakterisierung, die ohne Schaden aufgegeben werden kann. Beispiel: Die Wortbildungstypen Nomen agentis (*Schneider*, ahd. *snidāri*, Herkunftsname (Römer, ahd. *Rōmāri* < **Rōmwari*?), Verwandtschaftsname, (*Vater*, ahd. *fater*), Komparativ (*schöner*, ahd. *scōnir*), Plural (*Blätter*, ahd. *bletir*) sind durch die Verbindung bestimmter Wortstämme mit dem Suffix *-er* hinreichend eindeutig charakterisiert; eine zusätzliche Suffixdifferenzierung wäre ein funktionsloser Luxus. In den meisten Fällen entsteht daher durch die Reduktion des älteren Suffixreichtums auf eine kleine Zahl von Endungstypen keine Konfliktsituation. Daß in besonders gelagerten Fällen die Suffixgleichheit aber auch zu echtem Suffixsynkretismus führen kann, ist, so hoffe ich, an unserem Beispiel deutlich geworden. Die Ergebnisse sind weder allein durch Deskription noch allein durch historische Fragestellung erzielt worden. Hier wie überhaupt in der Sprachwissenschaft muß synchrone und diachrone Sicht verbunden werden.

³⁶ Vgl. die beiden Anm. 11 zitierten Arbeiten von I. Dal über englisch *-ing*, in: NTS 16, 1952, S. 5–116 und O. Werner über ostfränkisch *-es/-as*, in: ZMaFg 30, 1964, S. 227–275.

Die inhaltliche Geltung verbaler Kompositionstypen (synchronisch und diachronisch)

Von Leo Weisgerber

Der gegenwärtige Bestand der deutschen Sprache an Verben weist allein schon von der Gestalt her eine Reihe von Eigentümlichkeiten auf. Für das unreflektierte Sprachhaben bietet sich dar:

1. Eine verhältnismäßig kleine Anzahl von einfachen Verben, die dem Sprachbewußtsein teils als stammhaft-isoliert gegenwärtig sind, teils als Glieder einer mehr oder weniger großen Wortfamilie, wobei das Verhältnis des Verbs zu den anderen Gliedern zumeist undurchschaut bleibt, aber doch auch zum Aufmerken auf bestimmte Relationen führen kann.

2. Ein wesentlich größerer, aber doch beschränkter Bereich abgeleiteter Verben, bei denen gestalthaft wirksame Bildungselemente (Suffixe, Präfixe, in geringem Umfang auch Umlauterscheinungen, so gut wie gar nicht Ablautsverhältnisse) Gruppen begründen, die eine formale Zusammengehörigkeit auffällig machen und zugleich einen Rückweis auf einfachere Sprachelemente implizieren. Beim deutschen Verb ist das ableitende Verfahren wesentlich schwächer ausgebildet als beim Substantiv. Die ganz spärlichen Suffixe (*-ern/-eln; -igen*) spielen kaum eine Rolle; die Umlauthinweise sind auf die umlautfähigen Vokale beschränkt; von dem halben Dutzend Präfixe (*be-, ent-, er-, ge-, ver-, zer-,*) ist nur die Hälfte spürbar lebendig.

3. Bei weitem im Vordergrund steht ein für die deutsche Sprache charakteristisches Verfahren: das Gewinnen neuer Verben aus bestehenden Verben, weniger Substantiven, Adjektiven (usw.) in einer eingeschränkten Art von Komposition, also das System der sog. (unfesten) trennbaren Verben: formal eigenständige Elemente, die ihren eigentlichen Platz

unter den Präpositionen, Partikeln, Adverbien haben, verbinden sich mit bestehenden Wortstämmen zu durchaus funktionsfähigen Neubildungen, die im Infinitiv und 1. Partizip als feste Komposita erscheinen, im zweiten Partizip eine Lockerung, in den übrigen Formen bei Zweitstellung ein völliges inversionsartiges Auseinandertreten der beiden Elemente zeigen, während die Endstellung wieder Kompositionscharakter aufweist. Es sind die über 50 Gruppen von den Typen *auf-* und *ab-*, *ein-* und *aus-*, *hinzu-* und *umher-* usw., (darunter die bekannten 5 Fälle *durch*, *über*, *um*, *unter* und *wi(e)der*, denen die Doppelheit fester und unfester Komposition zukommt; in dem einen Fall *hinter* ist nur die feste Form anzutreffen). Dies ist die lebendigste Art verbaler Entfaltung, und von ihr aus wird bei weitem der größte Teil des verbalen Ausbaus der deutschen Sprache gewonnen.

4. Mehr symptomatische als zahlenmäßige Bedeutung haben die Ansätze zu verbaler Komposition mit anderen Vordergliedern. Neben den alten Typen mit *miss-* und *voll-*, die nur in der festen Form auftreten, mehren sich unfeste Verbindungen mit meist einsilbigen Adjektiven und Adverbien (*frei-*, *fest-*), während Substantive so gut wie ausgeschlossen bleiben, (einige unfeste Fälle wie *teilnehmen*; zumeist untrennbar als Hinweis darauf, daß es sich um Ausstrahlungen von der substantivischen Komposition her handelt: *wehklagen*, *lobpreisen*, in jüngeren Beispielen vielfach mit eingeschränkter oder schwieriger Formenbildung, oft nur Zusammenrückungen: *radfahren*, *bausparen* u. ä.).

5. Schließlich ist das Gros der entlehnten oder fremdstämmigen Verben durch ein gleichmäßiges *-ieren* (*-isieren*, *-fizieren*) herausgehoben, dem zunehmend im engl. Sektor unmittelbares Umsetzen folgt (*mixen*, *testen*).

Die zahllosen Gestaltprobleme, die in diesem Befund stecken, sind hier nicht zu erörtern. Es ist nur die Großgliederung im Hinblick auf das Verhältnis der einzelnen Verfahrensweisen zu präzisieren. Für den Zentralbereich, also abgesehen von den Fachsprachen, dürfte der Anteil der Gruppen 1, 2, 3, 5 etwa mit 1 zu 4 zu 20 zu 1 anzunehmen sein, während bei 4 außer den kaum hundert adjektivischen Fällen fast jeder substantivische Einzelfall noch ein Sonderproblem ist. Die realen Zahlenverhältnisse dürften durch eine Multiplikation mit 1000 annähernd angedeutet sein.

Wie steht es nun mit den inhaltlichen Zugängen zu diesem verbalen Wortgut? Es ist gut, vorweg an die methodische Stellung des Begriffs

Sprachinhalt zu erinnern: unter Sprachinhalt ist verstanden die geistige Seite der Gemeinschaftsform der Sprache, insofern sie mit adäquaten grammatischen Methoden (inhaltbezogen) bewußt gemacht werden kann. Die inhaltbezogene Wortlehre wird als nächste Wege zum grammatischen Bewußtmachen der geistigen Seite der deutschen Verben zunächst folgende Methoden vorschlagen (wobei jeder Vorschlag die Erwartung des begründeten besseren Vorschlags einbeschließt):

1. Für das stamhaft-isolierte Wortgut den Weg der Bestimmung der Reichweite des Wortinhalts, wie er sich aus dem Grundgedanken des gegliederten Miteinanders, der gegenseitigen Abgrenzung, letztlich des vernünftig interpretierten Feldgedankens ergibt. Wo die Beziehungen einer deutlicheren Wortfamilie hineinspielen, sind deren gegenwärtige Ausstrahlungen einzubeziehen. Bei entlehnten Verben kommt hinzu die Frage nach dem Inhalt des fremden Vorbildes, seiner Übertragbarkeit von einer Sprache zur anderen, seiner Abwandlung gemäß den Verhältnissen der entlehrenden Sprache.

2. Für den Bestand der abgeleiteten Verben hat sich die Methode der Wortstandforschung bewährt. Der Übergang von der gestaltbezogenen zur inhaltbezogenen Wortbildungslehre vollzieht sich in der Fortentwicklung von einer nach Ableitungstypen gewonnenen Sammlung zu einem nach dem Zusammenwirken an einer geistigen Ordnung ausschauenden Verfahren. Gerade für verbale Ableitungen mit ihrem verhältnismäßig stabilen und überschaubaren Bestand sind Bezugsbegriffe wie *Ornativa*, *Faktivita* usw. recht geeignete Ansatzstellen gewesen, um Einblicke in das inhaltliche Gefüge verbalen Sprachausbaus zu gewinnen. Vgl. den Abschnitt über Wortstände in meinen „Grundzügen der inhaltbezogenen Grammatik“³ S. 211 ff.

3. Wie steht es nun mit der inhaltbezogenen Untersuchung der „trennbaren Verben“? Man sollte ein reges Mühen um diese Fragen vermuten; handelt es sich doch um sehr umfangreiche Bestände (15–20000 Bildungen werden hierher zu rechnen sein), und vor allem: hier sind die gegenwartnächsten Aufgaben. Innerhalb der Gruppen der „unfesten Komposita“ gewinnt der Ausbau der verbalen Seite der deutschen Sprache Gestalt; aus den inneren Bedingungen dieses Verfahrens ist ein Einblick in die geltende Ordnung der für die Gegenwartsaufgaben wichtigsten sprachlichen Bedingungen zu gewinnen. Selbst grundlegende Einsichten in die geistige Tragweite des Arbeitens mit diesen Elementen

müßten erreichbar sein. Vorbedingung ist ein Zugang zu dem, was geistig in dem Verfahren der „trennbaren Verben“ beschlossen ist.

Es muß nun gleich eingestanden werden, daß wir auf solche Fragen wenig Antwort wissen. Wie man methodisch den inhaltlichen Bedingungen, auf denen das Funktionieren auch dieser Wortgruppen beruhen muß, beikommen kann, ist ebenso im Grundsätzlichen, wie im Hinblick auf den Einzelfall ungeklärt. Durchgearbeitete Beispiele sind spärlich, und gegenüber den auch noch nicht ausreichenden gestaltbezogenen Untersuchungen treten die inhaltbezogenen erst recht zurück. So läßt die Forschungslage im Anschluß an einen vor zehn Jahren unternommenen ersten Versuch eine weitere Klärung als angebracht erscheinen. Ich hatte damals meiner Untersuchung über ‚Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen‘ (1958) eine Anlage III über ‚Aufbau und Leistungen der verbalen Zusammensetzungen mit *an-*‘ beigegeben (S. 121 ff). Vergleichbare Ansätze sind mir nicht bekannt.

Es geht also um die inhaltliche Tragweite dieses Verfahrens als ganzen wie um das Verstehen der inhaltlichen Geltung der jeweiligen Untergruppe und jedes einzelnen ihrer Glieder. Man kann eine praktische Frage zum Ausgang nehmen: Wie kommt es, daß die zahlreichen Abwandlungen dieses verbalen Verfahrens in der Sprachgemeinschaft funktionieren können, daß sie sachgemäß gebildet, richtig verstanden werden, daß sie insgesamt ein ausreichend geschlossenes und ausreichend förderliches Arbeiten in der Sprachgemeinschaft gewährleisten?

Nehmen wir als Ansatz ein konkretes Problem, vor dem jeder jeden Tag stehen kann. Die Wachstumskraft der „trennbaren Verben“ führt zu zahlreichen Neubildungen. Wer aufmerkt, ist um Beispiele nicht verlegen, bei denen er mindestens zum ersten Mal mit einer Bildung konfrontiert wird, die er richtig verstehen soll: Wenn ich lese von einer Jugendgruppe, die am nächsten Sonntag *anzelten* will, oder von dem Winterurlauber, zu dessen Sorgen es gehört, wie er seinen Liegestuhl gebührend *abruhen* kann, so ist es keineswegs selbstverständlich, daß ich da gleich dahinterkomme. Wenn das trotzdem gelingt, und zwar mit ausreichender Sicherheit bei ausreichend vielen Sprachteilhabern, so müssen in der Neubildung ausreichend viele Wegweiser zum richtigen Inhalt beschlossen sein, die weder mit der Individualität des Sprechers noch mit der Kombinationsgabe des Hörers zu begründen sind, sondern nur mit einer ausreichenden inhaltlichen Vorformung und Sicherung in der Bildungsweise als solcher.

Solche Verhältnisse legen nun die Erklärungsweise nahe, die sich bei den festen Ableitungen bewährt hat: die inhaltliche Wirkungsform von Wortständen. Wenn zu den Sorgen des genannten Winterurlaubers außer dem Bemühen, den Liegestuhl ausreichend *abzuruhen* auch noch der Wunsch gehört, möglichst viele Gipfel zu *erschweben*, so kann ich mit Sicherheit sagen, daß ein Verb *erschweben* mir vor dem 20. 12. 1967 nicht bewußt begegnet ist. Wenn es trotzdem sofort verstanden wurde, dann liegt dem die Tatsache zugrunde, daß in der deutschen Sprache ein Wortstand von Resultativen so weit ausgebildet ist, daß in ihm eine Nische von *er-* Ableitungen (*ersteigen*, *erklettern* u. ä.) einen festen Platz hat und ebenso als Ausgang für Neubildungen wie als Deutungsstelle für erstmalig Vernommenes sprachgerecht funktioniert.

Solche Beobachtungen könnten zu der Vermutung führen, daß man den Gruppen der unfesten verbalen Bildungen mit dem Erklärungsprinzip der Wortstände und ihrer Wortnischen beikommen könnte. Das wird in gewissem Umfang bestätigt, soweit nämlich die ersten Glieder solcher Bildungen sich der Rolle von Vorsilben in Ableitungstypen nähern. Aber die Grenze bleibt offensichtlich und spürbar: die ‚Partikeln‘ der trennbaren Verben haben Eigenständigkeit und Eigenwert, sowohl gestaltlich wie inhaltlich, so daß ihnen deutlich die Eigenschaften von Kompositionsgliedern zustehen. Es wären also die Gesichtspunkte der inhaltlichen Analyse von Zusammensetzungen anzuwenden. Dem steht aber entgegen die konstitutive Trennbarkeit, die es hindert, daß die inhaltlichen Bedingungen der Zusammensetzung sich voll auswirken, wobei noch hinzukommt, daß der beschränkte Kreis der ersten Glieder der trennbaren Verben für die inhaltliche Bestimmung selbst seine eigenen Probleme besitzt. — Natürlich ist auch der Fall einzurechnen, daß einzelne Bildungen dieses Kreises eine so ausgeprägte Eigenentwicklung nehmen, daß ihnen bei allem Fortbestehen der Trennbarkeit zweier Glieder von beiden aus wenig Stütze für die inhaltliche Verständlichkeit mehr erwächst.

Schon diese Beobachtungen und Überlegungen lassen erwarten, daß der Komplex der trennbaren Verben der inhaltbezogenen Betrachtung seine eigenen Schwierigkeiten bereiten wird. Man wird aus konkreten Beispielen die voranführenden Erklärungsrichtungen zu entnehmen haben. Die Aussichten, mit wenigen durchgehenden Prinzipien auszukommen oder gar strukturalistische Formeln zu finden, sind gering: sammeln sich doch an dieser Stelle nicht nur Erscheinungsformen sehr mannigfaltiger Art,

sondern auch die Vielheit inhaltlicher Möglichkeiten, mit denen die gegenwärtige deutsche Sprache den unzähligen Anforderungen verbalen Verfahrens gerecht werden muß. Wo diese nicht mehr ausreichen, bleibt nur die Überschreitung des einheitlich verbalen Kreises, die sich in den Tendenzen substantivischer ‚Umschreibung‘ geltend macht.

Zur Veranschaulichung wählen wir zwei Gruppen ‚trennbarer Verben‘, die von entgegengesetzten Seiten die zu erwartenden Probleme erkennen lassen. Ich nehme einige der ungelösten Probleme meiner Untersuchung über die Verben mit *an-* auf, die 1958 als Anhang meiner Abhandlung über die ‚Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen‘ erschienen ist. Der Zufall hatte es gebracht, daß ich auf die zahlenmäßig stärkste Gruppe von ‚trennbaren Verben‘ gestoßen war: schon eine oberflächliche Zählung ergibt etwa 500 Belege dieses Typs, und so reich dieses Anschauungsmaterial war, so war doch die Überfülle der Bildungen nicht in einem Ansatz zu bewältigen. Ich nehme dazu die schwächste Gruppe, die Bildungen mit *bei-*, die mit kaum 40 lebendigen Verben zahlenmäßig schwach dasteht, aber doch manche für den ganzen Bildungstyp charakteristischen Fragen erkennen läßt.

Von den wahrscheinlich für alle Gruppen trennbarer Verben gültigen Beobachtungen an der *an-* Gruppe seien folgende herausgehoben:

1. Es handelt sich um offene Gruppen der Weiterbildung. Das heißt: der Bestand von Verben mit *an-*, *aus-* usw. läßt sich nie genau angeben. Das jeweils Sprachübliche ist nicht nur individuell variierbar, sondern auch mit allgemeinerer Gültigkeit rasch abwandelbar. Das Wesentliche ist also die Geltung der Verfahrensrichtung, die den Sinn der Einzelprägung ausreichend vorformt und in Verbindung mit dem Inhalt des Grundwortes die Weiterbildung, ob alt oder neu, inhaltlich sichert. Diese Offenheit ist umso größer, je lebendiger der Bildungstyp ist.

2. Immerhin ist dieses Geschehen nicht wahl- oder regellos. So spielen dabei offensichtlich ‚Nester‘ eine Rolle, in denen so viele gleichgerichtete Prägungen sich gegenseitig stützen, daß man kaum mehr unterscheiden kann, was vorher und was nachher ist, was bereits als geltend anzusehen ist und was jeden Augenblick zu gelten beginnen kann. So habe ich mir (ohne systematische Sammlung) als auffällig gemerkt *anzelten* im März 1958, *anfischen* im Mai 1959, *anangeln* im April 1962, *antunnen* im Mai 1962 usw., gewiß nicht Neuprägungen im vollen Sinne: sie gehören in das gleiche Nest, für das ich 1958 *anspielen* (das wahrscheinliche Vorbild), *ansegeln*, *anrudern*, *anreiten*, *anpaddeln*, *anschwimmen*

zur Hand hatte, sicher auch damals in engeren Zirkeln schon gebraucht, der größeren Öffentlichkeit vorgestellt im Zuge des Bemühens eines Fischerklubs, eines Turnvereins, den Saisonbeginn seiner Spezialtätigkeit etwas zu unterstreichen (daher auch vorwiegend Frühlings-Erstbelege). Das kann mühelos bei einer offenbaren Häufung von Anlässen und jedem unmittelbar verständlich aus jenem Nest von *an-* Bildungen gewonnen werden, das darüber selbst ein zunehmendes Gewicht gewinnt.

3. Dieses Verfahren zeigt verstärkt einige Eigentümlichkeiten, die auch bei produktiven Prä- oder Suffixen in der Wortableitung anzutreffen sind. Aber die „unfeste Komposition“ bietet viel weitergehende Möglichkeiten. Die „trennbare Partikel“ ist inhaltlich wesentlich flexibler als das Präfix oder Suffix. *An-*, das kann „äquivalent“ sein mit der Präposition *an* beim Dativ, mit der Präposition *an* beim Akkusativ, mit der eigentümlichen Partikel *an* „in Gang“ von *an sein*, *an machen*, *andrehen*, mit *anhalten* usw., mit adverbiellen Bezügen wie *darán* (*anknöpfen*) oder *herán* (*anlocken*), mit dem völlig anderen *an* von *anfaulen* oder *anborgen*. Eine verwirrende Fülle und doch kein Durcheinander. Hier sind inhaltliche Verschiedenheiten, die uns beim Umgehen mit diesen Verben gar nicht zu Bewußtsein kommen, die aber da sind, wirksam sind, und die Gliederung und Entfaltung eines solchen Typs entscheidend beeinflussen.

4. In diesen Bedingungen ist auch etwas für die „trennbaren“ Verben höchst Charakteristisches begründet: die Vielschichtigkeit ihrer Bindungen. Ein *an*-Kompositum ist nicht ipso facto mit all diesen Möglichkeiten ausgestattet, sondern unmittelbar nur an einen speziellen Faden angeschlossen. Also das *anrudern* zum Beginn der Rudersaison zieht nicht von selbst das *anrudern* einer Insel nach sich. Zwar ist auch dieses in einer Nische des *an-* = *heran* ausreichend vorbereitet und sicher längst realisiert. Aber es bleibt entscheidend, daß der Ausbau nach den beiden Richtungen nicht in einem Zuge, sondern in getrennten Setzungen abläuft, und diese getrennte Setzung ist die Grundlage dafür, daß dauerhaft mit zwei Bildungen *anrudern* zu rechnen ist, die sich nicht nur praktisch dadurch unterscheiden, daß sie getrennten Satzplänen zugeordnet sind, daß sie im Ausbau des Formensystems differenziert sind, sondern vor allem im Sprachbestand als zwei Wörter zu gelten haben. Ich halte dieses innere Getrenntbleiben von äußerlich scheinbar identischen Bildungen für einen wesentlichen Gesichtspunkt in der Beurteilung der unfesten Komposita. Gewiß könnte es Ähnliches auch bei den Ableitungen

geben (*bestrafen* könnte zum Substantiv *Strafe* und auch zum Verb *strafen* gehören), aber solche Fälle sind viel eingeschränkter. Bei den trennbaren Verben eröffnet die relative Selbständigkeit beider Kompositionselemente eine viel größere Variationsbreite und das Ergebnis ist in doppelter Richtung bemerkenswert. Einmal in der Zahl der Bildungen. Bei näherem Zusehen findet man unerwartet viele Fälle solcher „Gestaltgleichheit“, die in besonderen Beispielen bis zu fünf- und sechsfacher Homonymie ansteigen können. Man muß vom Inhalt her deutlich scheiden zwischen *anfahren* 1 = zu fahren beginnen (Zug), *anfahren* 2 = durch Fahren herbeischaffen (Sand), *anfahren* 3 = durch Fahren treffen (Kind), *anfahren* 4 = auf etwas zufahren (Hafen), *anfahren* 5 = eine Fahrseason eröffnen, *anfahren* 6 = heftig ansprechen. Diese Vielheit ist für das Sprachgefühl deutlich auseinandergehalten, was auch dadurch bestätigt wird, daß man selbst beim Nachdenken gar nicht so leicht auf die einzelnen Verzweigungen kommt und immer wieder erstaunt ist, wenn neben *anschlagen* 1 und 2 (*Glocken* und *Plakate*) auch in *anschlagen* 3 noch die Speisen *anschlagen*, oder wenn neben *anziehen* 1 (*Kleider*) und *anziehen* 2 (*Schrauben*) auch noch die Preise *anziehen*. Kein Zweifel, daß alle diese „Verwendungen“ selbständige Geltung besitzen und daß die Wörterbücher, die mit Recht unter *anlaufen* das zusteuernde Schiff von den beginnenden Tagungen und den sich verfärbenden Metallen unterscheiden, in einer inhaltlich orientierten Darstellung zu einem dreimaligen Ansatz kommen müssen. Damit werden sie nicht nur der inhaltlichen Gliederung gerecht, sondern auch der sicheren Tatsache, daß diese verschiedenen Verwendungen zu ganz verschiedenen Zeiten und in ganz verschiedenen Zusammenhängen aufgekommen und in ihrem Schicksal durchaus nicht aneinander gebunden sind. Diese noch ganz lebendig gegenwärtigen Möglichkeiten zeigen die besten Vorbedingungen, um angepaßte Lösungen für neu auftretende sprachliche Aufgaben zu liefern. Umso wichtiger ist es zu wissen, in welche geistigen Richtungen diese Verfahrensweisen führen. Eine Konsequenz dieser Einsichten ist es auch, wenn die Zahl der Bildungen eines solchen Typs gegenüber ersten gestaltbezogenen Zählungen von den Inhalten her auf das Doppelte und Dreifache erhöht wird, wobei natürlich auch eine etwaige Doppelwertigkeit des Ausgangsverbs (*fahren* transitiv und intransitiv) sich auswirkt.

5. Hier ist auch etwas anzuschließen, was diachronisch von großer Wichtigkeit ist. Die Mannigfaltigkeit möglicher selbständiger Ansätze läßt ent-

sprechende Ausprägungen zu, die gar nicht in der Kontinuität einer geschichtlichen Entfaltung zu stehen brauchen. Gestaltbezogene Betrachtung kann hier zu dem Eindruck führen, als ob ein stärkerer geschichtlicher Zusammenhang vorläge, als er bei inhaltbezogener Betrachtung bestätigt wird. Aus *anfahen* 1–6 könnte man auch geschichtlich kaum einen zusammenhängenden Entwicklungsgang entnehmen. Die möglichen Quellen sind zu ungleich und die Richtungen der Anstöße zu verschieden und die Wahrscheinlichkeit der unabhängigen Wiederholung viel zu groß, als daß der Maßstab der „gleichen“ Gestalt als roter Faden für die Entwirrung der Geschichte eines solchen „Wortes“ überhaupt, erst recht einer solchen Entwicklung dienen könnte.

6. Als wichtiger Punkt sei noch hervorgehoben, daß die geistige Produktivität dieser Bildungen sich nicht darin erschöpft, bestehende verbale Stämme zu variieren, sondern daß sie auch die Kraft zum Gewinnen neuer Verben besitzen. Auch hier scheinen einzelne Nester eine besondere Bedeutung zu haben. Könnte man bei *anketten* sich noch fragen, ob es in Einzelanalogie zu *anbinden* ein Verb *ketten* impliziert, so ist eine solche verbale Zwischenstufe bei *anleinen* und *anseilen* nicht herauszuhören, und diese Vorbilder haben dann ein ganzes Nest von aus Substantiven gewonnenen neuen Verben nach sich gezogen; *anjochen*, *anpflöcken*, *anringen* usw. Hier eröffnet sich eine Möglichkeit zu recht eigenwilligen Neuprägungen: *anwidern*, *anöden* u. ä.

7. Wenn alle auf den angegebenen Wegen in der Komposition mit *an-*angelegten Bildungen in ihrer inhaltlichen Eigenart festgestellt und gruppiert sind, läßt sich auch noch eine letzte Gruppe fassen: die Bildungen, die in keine der aufgewiesenen Entfaltungsrichtungen hineinpassen. Es ist ein Rest, der aus dem lebendigen Bildungszusammenhang ausgeschieden ist, sei es infolge einer besonders starken einseitigen Beziehung, sei es durch den Untergang des einfachen Ausgangsverbs o. ä. Am Beispiel der *an-*Bildungen also etwa *anspielen*², *anstrengen*, *sich anmaßen* usw. Es handelt sich um etwa ein Fünftel des Gesamtbestandes. Diese Verben, bei denen keine der in der Gesamtgruppe angetroffenen Entfaltungsrichtungen eine inhaltliche Bestimmung erbringt, sind als Einzelfälle zu beurteilen und ihre inhaltliche Bestimmtheit ist dementsprechend zu suchen: sei es, daß sie aus dem Bildungstyp ganz ausgeschieden und als Glieder in Wortfelder eingegangen sind (*anfangen*, *sich anschicken* im Felde des *beginnens*) oder daß sie zu den absterbenden Wörtern gehören, z. T. nur noch in stehenden Wendungen erhalten sind (*ankehren*:

Fleiß; *anmuten*: fremd), auch in Teilbezügen (*anfallen* 2: Gebühren). Die Fälle müssen für sich behandelt werden. Aber offensichtlich sprechen sie nicht gegen die Gesichtspunkte, nach denen eine Bildungsgruppe trennbarer Verben inhaltlich aufgeschlossen werden kann.

Das sind wohl die wichtigsten Gesichtspunkte, die sich bei der Bearbeitung einzelner Gruppen von „trennbaren Verben“ im Hinblick auf den inhaltlichen Aufbau ergeben. Für einige weitere darf ich bei der Kürze der Zeit wohl auf die genannte Untersuchung der *an-* Gruppe in den ‚Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen‘ verweisen. Es ist kein Zweifel, daß hiermit Einblicke in geistige Bedingungen der Gegenwartssprache gewonnen werden, die an einer zentralen Stelle, im Bereich des verbalen Verfahrens, sich zeigen und auswirken.

Trotzdem ist unverkennbar, daß die Frage nach dem Funktionieren dieser Wortgruppen noch auf manche zu klärenden Voraussetzungen stößt (auch wenn noch nicht beabsichtigt ist, hier den weiteren Schritt von der inhaltsbezogen-statischen Betrachtung zur energetisch-leistungsbezogenen Interpretation zu tun). Auch die Ansatzpunkte geschichtlicher Untersuchung melden sich an, wenngleich gerade hier beschreibende und geschichtliche Untersuchung in voller Konsequenz auseinandergehalten werden müssen. Die oft gehörte Formel, daß man ja doch einen gegenwärtigen Bestand nicht ohne seine historische Genese verstehen könnte, ist klar auf ihren berechtigten Bereich zu beschränken; auch hier ist es die primäre Aufgabe, die gegenwärtig geltenden Sprachverhältnisse auf die Bedingungen hin zu untersuchen, die ihr gegenwärtiges Funktionieren regeln. Diese Bedingungen sind alle irgendwie geschichtlich vorbereitet; aber ihre Wirksamkeit entspringt mehr anderen Quellen als ihrer geschichtlichen Entwicklung. Das gilt für die inhaltsbezogene Betrachtung noch dringlicher als für die gestaltbezogene. Wenn dann das geschichtliche Verfahren manche der angetroffenen Verhältnisse besser „verstehen“ lehrt, so ist das eine Angelegenheit wissenschaftlicher Analyse, die aber die konsequente Aufhellung der heute sich manifestierenden Geltungen nicht verwirren darf. Umso dringlicher ist die Frage, wo und wie ein förderlicher historischer Aufschluß ansetzen kann.

Manche dieser Weiterungen meldeten sich bei der Analyse der *an-* Bildungen schon an, waren aber dort nicht recht zu fassen. Das war mit die Folge davon, daß der methodische Ansatz unbeabsichtigt auf eine der umfangreichsten, vielgestaltigsten, lebendigsten Gruppen gestoßen war,

die mit einer Ausgangszahl von schätzungsweise 1800 Bildungen (rund 450 stammhaft getrennte Ansätze, die sich schon gestalthaft auf das Doppelte erhöhen und in inhaltbezogener Analyse sich in den selbständigen Richtungen inhaltlicher Verzweigung mindestens nochmals verdoppeln) alle Sonderuntersuchungen zu langwierigen Unternehmungen macht. Es lag daher nahe, mit der Weiterarbeit bei einer der kleineren Gruppen anzusetzen, bei der die verschiedenen Gesichtspunkte rascher auf ihre Tragweite hin geprüft werden können, wodurch dann die Möglichkeit entsteht, zahlreichere Fragen aufzunehmen. Wir wählen dafür die Gruppe der unfesten Verbalkomposita mit *bei-*.

Die *bei-*Verben sind wohl die kleinste Gruppe der unfesten Komposita, an der sich inhaltliche Probleme dieser Bildungen entwickeln lassen. Gehen wir aus von dem Bestand, der im ‚Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache‘ Bd. I, 1963, S. 481 ff. verzeichnet ist, so hätten wir zunächst mit 36 Verben vom Typ *beibringen*, *beilegen*, *beisetzen* usw. zu rechnen. Nun braucht hier um die genaue Zahl nicht gestritten zu werden: wir haben es mit offenen Gruppen zu tun, deren Entfaltungsrichtungen zwar festliegen, die aber in der Realisierung der gebräuchlichen Bildungen einen gewissen Spielraum haben. Allerdings fällt es auf, daß auch die ziemlich weit ausgreifenden Wortsammlungen von L. Mackensen und G. Wahrig außer ein paar offensichtlichen Versehen (*beifüllen*, *beischaffen*) nicht allzuviel Berichtigung ergeben; über einige Abweichungen wird gleich zu sprechen sein. — Größer ist der Abstand vom Grimmschen Wörterbuch: dort finden sich ziemlich genau 100 Stichwörter von Verben mit *bei-*. Der Aussagewert dieses Zahlenunterschiedes ist nicht einfach zu beurteilen: wie weit darin der Abstand eines Jahrhunderts sich äußert, wieweit die Tatsache, daß bei Grimm Sprachzeugnisse aus mehreren Jahrhunderten, z. T. aus älteren Wörterbüchern zusammengestellt sind, mag offen bleiben. Es handelt sich zunächst um eine reine Orientierung. Die Fragen, die sich an dieses Material anschließen, lassen sich so aneinanderreihen:

1) Vorweg bedarf das Verhältnis dieser verbalen *bei-*Gruppe zu den substantivischen *bei-*Bildungen der Klärung. Insgesamt werden in dem ‚Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache‘ neben den 36 *bei-*Verben 52 Substantive mit dem ersten Element *bei-* aufgeführt: *Beiblatt*, *Beihilfe*, *Beiname*, *Beispiel*, *Beiwerk* usw. Davon bildet die größere Hälfte eine deutlich umgrenzte Gruppe: es sind Komposita von „adverbiellem“ *bei* mit Substantiven, in denen mit *bei-* das *Neben* etwas anderem vorge-

stellt wird, das dann deutlich vom Örtlichen *bei* zum Zusätzlichen *neben* führt: *Beifilm*, *Beiklang*, *Beigeschmack*, *Beipferd*, *Beiwagen* usw. Diese Gruppe, die durchaus lebenskräftig ist, hat mit den *bei*-Verben nichts zu tun: weder liegen ihr solche Verben zugrunde, noch enthält sie selbst Quellen für verbale Bildungen. Sie scheidet für unsere weiteren Überlegungen aus. — Genauer muß man sich den Rest ansehen. Diese Substantive stehen durchweg in Verbindung mit einem Verb. Von welcher Art ist diese Verbindung? So weit es sich um Verbalabstrakta auf *-ung* handelt, stehen sie natürlich zu entsprechenden Verben in engster Abhängigkeit: *Beibehaltung*, *Beibringung*, *Beifügung*, *Beilegung*, *Beimengung*, *Beimischung*, *Beischreibung*, *Beisetzung*, *Beistellung*, *Beistimmung*, *Beitreibung*, *Beiziehung*, alle diese Bildungen setzen das Bestehen der entsprechenden Verben voraus; sie können deren Gewicht allenfalls verstärken, aber keinen Aufschluß über deren eigene Bedingungen vermitteln. Sie scheiden daher auch für unsere weiteren Überlegungen aus. — So bleibt eine recht geringe Anzahl von Fällen, in denen das Verhältnis von Substantiv und Verb geklärt werden muß: *Beitrag* — *beitragen*; *Beitritt* — *beitreten*; *Beistand* — *beistehen*; *Beifall* — *beifallen*. Wie stellt sich synchronisch, also für das heutige Sprachgefühl das Verhältnis dieser Bildungen dar? Wird das Verb als vom Substantiv ausgehend empfunden oder umgekehrt oder stehen beide selbständig nebeneinander?

Unter den heute üblichen *bei*-Verben ist ein einziges, das sich als Ableitung von einem *bei*-Substantiv anbietet: *beifüttern* kann man als aus *Beifutter* gewonnen interpretieren: *Ölkuchen beifüttern* = *zum Grundfutter noch Ölkuchen beigeben*, also *Beifutter*, nach substantivischer Bildung wie *Beikost*, entsprechend der geläufigen Reihe von Substantiven mit *bei*-. Es ist das einzige Beispiel dieser Art, das allerdings auch die verbale Erklärung (zu *füttern*) zuläßt. Scheinbare Parallelen werden vom Sprachgefühl richtig getrennt. *Beiheft* ist ein zusätzliches *Heft*, *beiheften* hat damit weder als Quelle noch als Folge etwas zu tun, sondern ist durchsichtig als *heften* in der Analogie von *beifügen*.

Dagegen steht das Verb häufig durchaus im Vordergrund. Es war schon hinzuweisen auf *beibehalten* als jedem selbstverständliche Quelle von *Beibehaltung*, entsprechend *beibringen*, *beifügen*, *beilegen*, *beimengen*, *beimischen*, *beischreiben*, *beisetzen*, *beistellen*, *beistimmen*, *beitreiben*, *beiziehen*. Dem entspricht auch *Beiladung* zu dem gleich noch zu nen-

nenden *beiladen* (im Wb. d. dt. Gegenwartssprache nicht vermerkt) oder *Beifüllung* neben *beifüllen* u. a.

Natürlich ist auch eine ganze Reihe von *bei*-Verben ohne geläufige substantivische Begleitung zu verzeichnen. Von den im Wb. d. dt. Gegenwartssprache verzeichneten: *beibiegen*, *beibleiben*, *beibringen* (in den meisten seiner Verwendungen), *beidrehen*, *beifolgen(d)*, *beigehen*, *beigesellen*, *beikommen*, *sich beimachen*, *beimessen*, *beiordnen* (der *Beigeordnete* steht an ganz anderer Stelle) *beipflichten*, *beischließen*, *beisetzen*, *beispringen*, *beiwohnen*, *beizählen*.

So bleiben zum Abwägen des heute gespürten Verhältnisses von Verb und Substantiv nur die Fälle *beifallen*: *Beifall*; *beigeben*: *Beigabe*; *beilegen*: *Beilage*; *beiliegen*: *Beilager*; *beistehen*: *Beistand*; *beisteuern*: *Beisteuer*; *beitragen*: *Beitrag* und *beitreten*: *Beitritt*. Geschichtlich läßt sich das leicht aufhellen. Die Frage nach dem heutigen Sprachbewußtsein spitzt sich darauf zu, ob auch heute noch ein lebendiges Gefühl für Rückbildungen, namentlich soweit sie mit Ablaut verbunden sind, besteht. Man wird das bejahen können für *Beigabe* (gestützt durch *abgeben*: *Abgabe*, *zurückgeben*: *Rückgabe* u. ä.). *Beilage* (nach *ablegen*: *Ablage*, *auslegen*: *Auslage* usw.); entsprechend *Beistand*, *Beisteuer*, *Beitrag* und *Beitritt*. Unentscheidbar ist für das heutige Sprachgefühl *Beifall*, da das Ausgangswort *beifallen* so gut wie abgestorben ist; andererseits hat es keinen Anhalt an dem lebendigen Substantivtyp *Beiwerk* oder *Beiklang*, so daß es heute als primäres Substantiv (gestützt durch das nun darauf bezogene Adjektiv *beifällig*; ursprünglich zum Verb) funktioniert und seine inhaltliche Stütze nicht mehr aus einem Wortstand, sondern aus einem Wortfeld gewinnt.

Als Gesamtergebnis wird man über das Verhältnis von *bei*-Verben zu anderen Bildungsweisen und Wortarten festhalten können: die trennbaren *bei*-Bildungen sind nicht nur selbst verbaler Natur, sondern sie haben als zweites Kompositionsglied durchaus bereits bestehende Verben, während Neubildungen aus Adjektiven gar nicht, aus Substantiven höchstens in dem Sonderfall *beifüttern* gegenwärtig sind.

2) Schon in den Einzelbeispielen machte sich etwas bemerkbar, was für den heutigen Stand der *bei*-Verben grundlegend ist: es handelt sich um einen innerlich schwachen, äußerlich auf dem Rückzug befindlichen Typ. Bereits im beschreibenden Befund ist das offenbar. Wenn wir von den noch in das Wb. d. dt. Gegenwartssprache aufgenommenen Fällen praktisch *beifallen* streichen könnten, (mindestens in *einer* Entfaltungs-

richtung), so weist das Wörterbuch selbst noch in weiteren Fällen auf eine schwache Stellung hin, sei es mit der Bemerkung „veraltet“, sei es mit der Einschränkung „umgangssprachlich“ oder „mundartlich“: *beiblieben*: norddeutsch- umgangssprachlich; *beifallen*: veraltet; *sich beismachen* norddeutsch- umgangssprachlich; *beischließen* österreichisch; *beistellen* landschaftlich; *beitreiben* fachsprachlich; *beizählen* veraltet; *beiziehen* süddeutsch, fachsprachlich. — Dieser Eindruck einer Rückzugsstellung wird noch verstärkt dadurch, daß die innere Aufgliederung der einzelnen Stichwörter zusätzlich schrumpft. Was in der Mannigfaltigkeit *anfahren*, *anlaufen* 1, 2, 3 usw. in reicher Entfaltung der Gesichtspunkte vorliegt, das ist in der *bei*-Gruppe viel eingeschränkter anzutreffen. Vielfach geben die Wörterbücher bereits nur eine Verwendung an (*beipflichten*, *beistehen*, *beitragen* usw.); und dort, wo eine stärkere Verzweigung vorliegt, finden sich regelmäßig Einschränkungen: *beikommen*: 1) zu fassen bekommen; 2) nahekommen (landschaftlich); 3) in den Sinn kommen (veraltet); ähnlich *beiwohnen*, *beisetzen* (hier gefördert durch die Annäherung an *beerdigen*), *beibringen* usw. Das sind natürlich Verhältnisse, die sich auf die Gegenwartsgeltung einer solchen Gruppe auswirken, auch ohne daß ein Wissen darum nötig ist.

3) Das alles wird in der wissenschaftlichen Betrachtung gewiß wesentlich deutlicher. Hier ist vor allem der Ansatz für die historische Forschung, die in dem Auf und Ab des ganzen Typus wie in den Schicksalen der einzelnen Wörter Stoff genug für echte inhaltliche Beobachtungen hat. Hier wird sich auch das Rohmaterial aus dem Grimmschen Wörterbuch etwas aufgliedern lassen: Wo tatsächliche Verluste und Einbußen zu verzeichnen sind? (wobei manches noch durchaus nahe bleibt *beirechnen*, *beireihen*, *beirücken* usw., so daß man manchmal im Unsicheren bleibt, ob es tatsächlich ausgeschieden ist; dagegen könnte man nicht mehr wie noch Lessing sagen: „daß sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Überzeugung beigefallen sind“). Wichtiger: wo die Sehweisen als ganze abgewandelt sind (es gibt noch Spuren einer Nische *bei* = *beiseite* : *beilegen* u. a.) und welche Variationen an Geläufigkeit verlieren. Zu diesen diachronischen Beobachtungen gehört vom Inhaltlichen her auch die Frage, wohin diese Sehweisen abgewandert sind. Also von den eben genannten: *beirechnen*, heute *zurechnen*; *beireihen*, heute *anreihen*, *beirücken*, heute *hinzurücken*, natürlich nicht einfacher Etikettenwechsel, sondern kleine Abwandlungen, die sich zu wichtigen Unterschieden summieren können.

4) Besondere Aufmerksamkeit wird man den jungen Neubildungen widmen, weil auch beobachtbare Entwicklungsrichtungen aufschlußreich sind; denn daraus lassen sich Schlüsse auch für den gegenwärtigen Stand gewinnen. Als junge Bildungen erscheinen nach den Wörterbüchern etwa *beiladen* (mit *Beiladung*), in regulären Analogien zu *beifügen*, *beifüllen*, (das auch unter den neueren Bildungen verzeichnet wird, obwohl es der Möglichkeit nach seit Jahrhunderten angelegt ist). Dagegen scheint mir *beifüttern* einige Spuren der Schwäche der Bildungsweise zu zeigen. Ableitungen aus Substantiven sind ganz ungewöhnlich, auch in älterer Zeit; auch die Konstruktion ist auffällig; jedenfalls keine Stärkung eines Standes. Vielleicht trennt man doch am richtigsten *beifüttern* (zu *füttern*) von *Beifutter* (zu *Futter*).

5) Überblickt man das, was heute noch von *bei*-Verben in gewichtigerem Gebrauch ist, so kommt man auf drei oder vier Nester: Am lebendigsten Verben des Hinzutuns: *beitragen*, *beisteuern*, *beifügen*, *beigeben*, *beihelfen*, *beilegen*, *beimengen*, *beimischen*, *beiordnen*, *beigesellen*, *beischließen*, *beischreiben*, *beistellen*, *beizählen*, *beiziehen*, eine immerhin reichhaltige Gruppe, die auch noch neue Analogiebildungen trägt (*beifüllen*, *beiladen*), aber doch schon gegen *zu* und *hinzu* an Boden verliert und das früher einmal bestehende allgemeine *beitun* an *hinzutun* abgegeben hat. — Vergleichbar ist es mit dem *Beisein*. Der substantivierte Infinitiv ist in der Formel *im Beisein* noch lebendig, während das Verb sonst heute *dabeisein* heißt; veraltet ist ein ebenfalls resthaftes *im Beiwesen*; in die Nähe gehören lebendiges *beistehen* und *beitreten*, verstärkt *beispringen*; in Sonderentwicklung ist *beiwohnen* im sachlichen Bereich, während es im persönlichen Bereich, *jem. bewohnen*, abgestorben ist, so wie die ganze Gruppe *beischlafen*, *beiliegen*, *beiwohnen* zerfallen ist. — Durchbrochen ist auch die Gruppe *beifallen*, *beipflichten*, *beistimmen* und *beitreten*, die J. Grimm zu der Bemerkung veranlaßt hatte: „Unter diesen Wörtern scheinen *beipflichten* und *beistimmen* stärker und mehr auf innere Überzeugung gegründet als *beifallen* und *beitreten*. Der große Haufe fällt *bei*, tritt *bei*, der Prüfende, Erwägende stimmt, pflichtet *bei*; der um seine Meinung Befragte stimmt *bei*, ein Unbefragter fällt *bei*. Doch stehen alle oft gleichbedeutig.“ (Wb. I, 1398). — Sonderentwicklungen sind maßgeblich geworden *beisetzen*, *beibringen*, *beikommen*; sie sind in die Felder des *begrabens*, *lehrens*, *bewältigens* übergegangen. — Insgesamt dürfte es sich bei den *bei*-Ver-

ben um eine der inhaltlich am stärksten zerrütteten Gruppen unfester Verbkomposita handeln.

Wir können nun mit größerer Aussicht auf adäquate Behandlung die Gesamtprobleme der inhaltlichen Geltung der unfesten Verbalkomposita aufnehmen. Für Untersuchungen dieser Art ergeben sich folgende Gesichtspunkte als wesentlich:

- 1) Das Prinzip der Ganzheit ist in doppeltem Sinne unentbehrlich. Einmal als Kriterium für die nötige Vollständigkeit des Wortmaterials in den einzelnen Bildungsgruppen. Rein gestalthaft sollte nichts Wesentliches fehlen, und auch in den offenen Nischen ist nichts entbehrlich, was zum geläufigen Wortgut gehört; denn daran hängt die Präzisierung der inhaltlichen Eigenart einer bestimmten Sehweise und ebenso ihres Gewichtes in der Entfaltung der ganzen Gruppe. — Ganzheit ist aber auch erforderlich als Gegenwärtigsein aller Gruppen, die dem Typus der „trennbaren Verben“ zugehören. Denn es zeigt sich immer deutlicher, daß diese nicht isoliert nebeneinanderstehen, sondern in ihren Wechselwirkungen sich so beeinflussen, daß häufig Eigenarten der einen nur von solchen der anderen her zu verstehen sind. Inhaltlich sind die *bei*-Verben weder synchronisch noch diachronisch zu verstehen, wenn man nicht mindestens die *zu*-Verben ständig heranzieht (natürlich auch *herbei*-, *hinzu*-), aber auch gewisse Nischen von *an*-, *ein*- u. a.
- 2) Das zweite ist die Einsicht, daß die Überführung von der gestaltbezogenen in die inhaltbezogene Betrachtungsweise sehr behutsam vorgenommen werden muß. So notwendig die erste Sammelarbeit gestaltbezogen sein muß, so deutlich ist es, daß daran keine einfache inhaltliche Fortsetzung im Sinne des Bedeutungsdenkens angeschlossen werden kann. Gestalthafter und inhaltlicher Aufbau korrespondieren einander hier ebenso wenig wie in irgend einem anderen Sektor der Sprache. Eine eigenständige inhaltbezogene Grammatik ist die unentbehrliche zweite Stufe, die sich erst gemäß ihrem selbständigen Beitrag mit der gestaltbezogenen zu einem adäquaten Ganzen zusammenschließen kann. Aber wie sind diese eigenständigen inhaltlichen Aufschlüsse für die „trennbaren Verben“ methodisch zu gewinnen?
- 3) Hier kommt der Unterschied zwischen Ableitung und Zusammensetzung, im Fall des Verbs also zwischen verbalen Präfixbildungen und „unfesten verbalen Kompositen“, zur Geltung. Wenn wir zunächst den Abstand hervorheben, so läßt sich der Übergang von gestaltbezogenen Sammelgruppen zu inhaltbezogenen Ordnungsgruppen bei den Ablei-

tungen viel klarer und einfacher vollziehen als bei den Gruppen der trennbaren Verben. Also z. B. *be-*Ableitungen in drei Hauptnischen (Ableitungen von Substantiven wie *be-bildern* zu den Ornativen, von Verben wie *be-herrschen* zu den „Perfektiven“, von Adjektiven wie *be-freien* zu den Faktitiven, dazu ein relativ geringer Anteil abgewandelter Bildungen (*befehlen, besitzen* usw.). Jede dieser Nischen findet dann inhaltlichen Anschluß an inhaltlich verwandte Nischen anderer Ableitungstypen (*kränzen* ornativ zu *Kranz* oder *wärmen* faktitiv zu *warm*) und auf diesem Wege lassen sich die in der Sprache lebendigen Wortstände ermitteln; die Überführung der Ableitungstypen in Wortstände ist die Hauptmethode der inhaltbezogenen Wortbildungslehre. — Man möchte vermuten, daß bei der inhaltlichen Ordnung der Gruppen „unfester Komposition“ ähnliche Sammelpunkte wirksam sind. Aber die Korrespondenz ist nicht so einfach. Vielmehr wird an dieser Stelle besonders deutlich, daß die „trennbaren Verben“ auch an den Grundbedingungen der Komposition beträchtlichen Anteil haben. Im Gegensatz zu den nicht mehr „bedeutsamen“ Vorsilben bringen die Adverbien oder Partikeln an der ersten Stelle etwas von „Eigenbedeutung“ mit. Schon allein daraus würde den unfesten Komposita eine stärkere Wirkungskraft zukommen. Aber diese „Partikeln“ haben dazu eine ganz eigenartige Struktur; sie sind nicht, wie man zunächst meinen könnte, nur unverbundene Präpositionen, sondern zugleich Stellvertreter für Adverbien und eigenständige Träger von anderwärts überhaupt nicht ausgeprägten Verdichtungen. Erinnern wir uns an das Beispiel *anfahren*: *einen Menschen anfahren* ein verstärktes *an ihn daran fahren*; *Sand anfahren*: *Sand heraufahren*; *anfahren* vom Zug; *mit Fahren beginnen* (weniger *durch Fahren in Gang bringen*, mit dem eigentümlichen *an = in Gang*, wie z. B. *ansetzen*, durch Schalten in Gang bringen, etwa vom Licht, das dann *an* ist). Wie soll man so einen Komplex beurteilen, in dem *an* wie die Präposition beim Dativ und beim Akkusativ, wie ein gekürztes Adverb *heran, daran*, wie eine Partikel ausgeprägter Inhaltsfülle enthalten ist? Ich glaube nicht, daß dieses *an* inhaltlich eine Einheit ist. Aber es bringt alle diese Möglichkeiten mit und kann sie in unfester Komposition in verschiedener Richtung aktivieren. Man wird sagen müssen: inhaltlich bringen die „unfesten“ ersten Kompositionsstücke trennbarer Verben eine Reihe von Entfaltungsmöglichkeiten mit, die ihnen in einer solchen Gruppe als ganzer zuwächst und die nun bereitsteht, um besondere Anforderungen im verbalen Sektor in sehr flexibler Form zu

erfüllen. — Verstärkt wird das, wenn die Grundverben selbst homonyme Dubletten umfassen (*fahren* transitiv und intransitiv u. ä.).

4) Das würde also für jede einzelne dieser Bildungsgruppen bedeuten: von der verhältnismäßig einfachen gestaltbezogenen Bestandsaufnahme zur Sichtung der Untergruppen, die aus den verschiedenen inhaltlichen Möglichkeiten des ersten (und zweiten) Elementes erwachsen. Diese inhaltbezogene Ordnung läßt sich deutlich gewinnen: *anheften*, *ankleben* usw., *anzelten*, *anpaddeln* usw., *anschalten*, *ankurbeln* usw., *anfahren*, *antraben* usw. Dabei treten die unterschiedlichen Sehweisen, die hinter dem gestaltgleichen *an*, *auf* usw. stehen, auseinander. Es ergibt sich eine Art von Nischenbildung, die in vielem der Nischenbildung in den verbalen Ableitungstypen entspricht. Aber während dort die Wortart des Ausgangsstammes die Grundgliederung ergibt (*bebildern*, *beherrschen*, *befreien*), sind es hier die Sehrichtungen des „unfesten“ Kompositionsgliedes. Das gibt natürlich viel größere Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, darüber hinaus eine Wirkungsmöglichkeit einzelner Vorbilder, die zu richtigen Wortnestern innerhalb der Nischen führen kann: man denke an die Variationen, die etwa um *ansprechen* sich sammeln bis hin zum *anbrüllen* usw. Wenn man über die Beschränktheit der Ableitungs- und Kompositionsfähigkeit im deutschen Verb nachdenkt, muß man auf der anderen Seite die außerordentliche Lebendigkeit dieser „unfesten Komposition“ hervorheben.

5) Zu dieser unmittelbaren Anpaßbarkeit an entstehende Bedürfnisse gehört vor allem noch folgendes: Wenn wir bei der *bei*-Gruppe ein Schrumpfen beobachteten, im Ganzen wie in dem Bestand der einzelnen Nischen, so ergab sich die Notwendigkeit, sich umzuschauen, was denn aus diesen Bildungen geworden ist, nicht nur historisch, sondern vor allem systematisch. Schon unsere Beispiele (*im*) *Beisein*: *dabeisein*, (*beitun*): *dabeitun*, aber vornehmlich *hinzutun*, zeigten, daß neben tatsächlichem Plus und Minus auch Umgruppierungen eine wesentliche Rolle spielen. Die diachronische Betrachtung kann das unmittelbar deutlich machen, schon allein im Durchgehen der Bestände, die Grimm noch auführt: *beischaffen*: *herbeischaffen*, *beischreiben*: *hinzuschreiben*; *beiflecheten*: *einflechten*; *beilassen*: *zulassen* usw. Dabei ist nicht das einzelne Beispiel das Entscheidende. Vielmehr wird man auf die Lebenskraft der einzelnen *bei*-Nischen achten; vor allem aber auf die Wechselbeziehungen innerhalb des gesamten Systems der „trennbaren“ Verben. Hier scheint sich etwas anzudeuten wie Wortstände innerhalb der trennbaren Ver-

ben: *beiordnen*: zuordnen, *beigießen*: zugießen; *beireihen*: anreihen; *beischaffen*: herbeischaffen, *beischütten*: hinzuschütten, *beischreiben*: dazu- oder hinzuschreiben usw. Was hier eher auffällt, das ist aber auch im Neben- und Miteinander gang und gäbe: gewiß mit kleinen Abtönungen, aber im Kern mit den Abschattungen, die der Möglichkeit der Beleuchtung von mehreren Seiten entspricht. Diese unmittelbare Nähe, die zu einer Austauschbarkeit ohne Verwischung der Grenzen führt, scheint mir eine der Haupteigenarten der deutschen „unfesten“ Komposition im verbalen Bereich zu sein, ebenso abgehoben von den starrerem Ableitungstypen wie der Uferlosigkeit völlig freier Komposition.

6) Das führt noch auf einen Gedanken, der zum Abschluß kurz angedeutet sei. Ich glaube, daß die Gesamtheit der Gruppen „trennbarer Verben“ doch einen inneren Zusammenhalt, um nicht zu sagen Systemcharakter, hat. Wo und wie könnte ein solches System begründet sein? Unverkennbar sind die Beziehungen zum Praepositionalsystem: viele der ersten Bestandteile haben geradezu den Charakter von Praepositionen. Man könnte an eine Transposition der durch Praepositionen angedeuteten und festgehaltenen Beziehungsrichtungen ins unmittelbar Verbale denken. Aber so eng ist die Bindung auch wieder nicht: manche Praepositionen fehlen bei den trennbaren Verben, nicht nur die komplizierteren Gebilde wie *trotz* und *wegen*, *oberhalb* und *hinsichtlich*, sondern auch geläufige alte Prägungen (es gibt keine trennbaren Verben mit *von*, sondern hier ist *weg* fester); wohl aber haben adverbelle Gebilde wie *hinzu*, *umher*, *vorbei*, *zurück*, auch *davon* reiche Entfaltung. Auch hier kann man sagen, daß das Prinzip der „trennbaren Verben“ der Entfaltung des deutschen Verbs größte Lebensnähe sichert. Auch ein Praepositionssystem ist starr oder wenigstens schwer beweglich. Die adverbellen Weiterbildungen (*heran*, *herbei* usw.) sind nicht nur anschaulicher, sondern sie decken auch Beziehungen auf, die vielleicht generell vernachlässigt werden könnten, die aber zur Beurteilung des Einzelfalls notwendig beachtet werden müssen. Ich glaube, daß eine solche ganzheitliche Betrachtung der in das Spiel der „unfesten Komposition“ aufgenommenen Partikeln reichen Aufschluß birgt, bis in das volle Verstehen des Inhaltes der Einzelprägungen hinein.

Das sind einige der Überlegungen, auf die eine inhaltbezogene Untersuchung der „trennbaren Verben“ des Deutschen führt. Sie mögen im einzelnen auch auf Kleinigkeiten und Zufälliges stoßen. Aber insgesamt sind sie unentbehrlich, wenn man die Wirkungsformen der lebendigsten

Elemente des deutschen Verbbestandes verstehen will. Es kommen dabei im Kleinen und im Großen unerwartete Dinge zum Vorschein, und man muß zugeben, daß sie sich weder esperantistischer Vorausberechnung, noch strukturalistischer Aufspaltung, noch maschineller Gleichschaltung fügen. Dafür haben sie den Vorzug, gewachsene Gebilde der deutschen Sprache zu sein, die uns ahnen lassen, wie die Sprache ihre immer neue Aufgabe, einer Menschengruppe bei der Meisterung der Lebensaufgaben zu helfen, erfüllen kann.

Synchronische und diachronische Methode für Grammatiken älterer Sprachsysteme

Von Gerhard Cordes

Vor kurzem sprach ein germanistischer Kollege von dem Plan, anstelle einer „frühmittelhochdeutschen“ Grammatik eine Grammatik der Vorauer Handschrift zu schreiben. Es ist in diesem Zusammenhange unerheblich, welches System dieser Grammatik zugrunde liegen sollte. Auf jeden Fall liegt diesem Plan der Gedanke einer synchronischen Grammatik zugrunde, die als repräsentativ für eine ältere Zeitstufe gilt, also eine echte Grammatik auch im Sinne de Saussures, an die eine diachronische Untersuchung angeschlossen werden könnte. Eine andere Frage bleibt allerdings, ob die Vorauer Handschrift das geeignete Objekt für eine solche Grammatik ist. Auch ungeachtet der Verfasserfrage der kleineren Denkmäler zeigt sie eine sehr heterogene Zusammensetzung, mit Sicherheit sind zwei große Teile nichtösterreichischen Dichtern zuzuschreiben: die Kaiserchronik und das Alexanderlied. Untersuchungen wie die hier beabsichtigte, jedenfalls auf phonologischem Sektor, sind etwa für mittellengl. Handschriften durch A. McIntosh und besonders J.C. McLaughlin bereits vorgelegt worden, doch hat W. Fleischer (1966) auf das Problem der Verfasserschaft der in den Handschriften vereinigten Dichtungen hingewiesen. Aus diesem Grunde hatte auch schon P. Valentin (1962) seine Phonemsysteme getrennt aus den drei bedeutendsten „fränkischen“ Denkmälern der ahd. Zeit und Notkers Werken gewonnen, und erst der Vergleich der Systeme von Isidor, Tatian und Otfrid zeigte die nahe Verwandtschaft.

Noch stärker mußte dieses Problem für die Neubearbeitung des „Altsächsischen Elementarbuches“ von F. Holthausen durchdacht werden. Die Überlieferung des Altniederdeutschen setzt in der 2. Hälfte des 9. Jahr-

hundreds mit der Heliand-Handschrift M und den Bruchstücken ein, als ihre letzten Zeugen werden die Namen der spätesten „Totenbücher“ um die Wende zum 13. Jahrhundert angesehen, als letzte zusammenhängende Texte dürfen die Heberollen von Freckenhorst aus den Jahrzehnten um 1100 gelten. Das ist ein Zeitraum von 250 – 350 Jahren, auch wenn man von dem sehr differenzierten Charakter der Quellen zunächst ganz absehen wollte. Eine ganze Reihe von Wandlungen schon innerhalb des Lautsystems muß in diesen Zeitraum gelegt werden. Dabei kann man von der Darstellung des Umlauts $a > e$ zunächst absehen, da die Variante $a \sim e$ bekanntlich auch ohne Umlaut-Faktor erscheint (*dage* \sim *dege*, *glasa gles*, *rastu* \sim *restu*, *staph* \sim *steph* usw.), da auch die i-Indikation in Belegen wie *fardio* M, *giwadi* M C Gen, *gasti* BS noch gegeben ist und erst etwa bei *gewede* PW (Ende 10. Jh.) zur Darstellung des neuen Phonems zwingt. Aber dem Adj. *bald* des Hel. stehen seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts PN mit *Bolde*-, *Bolt*- gegenüber, schon in der 1. erscheint der erste Beleg *Wolthardus* (gegen *giwald* Hel. usw.), anstelle des im Hel. häufigen *ald* steht schon in St (Wende 10./11. Jh.) *old*. Für eine kennzeichnende nd. Entwicklung tritt am Ende des Zeitraums (LünTb) *Segebandus* auf (vorher etwa *sigidrohtin* Hel., auch PN *Sigi*-, meist schon im 10. Jh. $>$ *Si*-kontrahiert). Wandlungen des nd. Konsonantismus sind in *fahs* M C, *sahse* Pe (noch Wende 10./11. Jh., auch PN *Sahs*-), *lohs* St, *wahstinsigon* W H, aber *fahfalo* Tr (Anfang 11. Jh.), *Sassin*, *Sasso* LünTb, *los* VO (11. Jh.), *wastinse* W H dargestellt, weiter in *wihida* M C, *wieda* Be (Wende zum 11. Jh.) doch macht sich der Ausfall des intervokalischen *hl* schon im 9. und beginnenden 10. Jh. bemerkbar (M, EH). Gegenüber *thurftig* M erscheinen im 10. Jh. *ht*-Belege: *thurhftig* C, *nodthurti* BS, EE mit Metathese *thruhtigeno* P W als Übergang zu mnd. *dröchtich*, auch *hafton* Hel. erhält Nachfolge in *hahtan* EE und eindeutigen mnd. *lhacht*-Formen. Parallel zur spätmhd. Entwicklung zeigt sich schon früh die Neutralisation $mb > mm$ in den fast gleichzeitigen *gikēmbid* PW und *gikemmit* Pe.

Das sind meist phonetische Veränderungen, die zunächst das Lautsystem nicht berühren, abgesehen von der Verstärkung des Bestandes mit einigen Langvokalen durch den Ausfall des intervokalischen *hl*: *slān*, *sēn*, *jēn*, *teyn* usw. Andererseits deutet jedoch die Wandlung *sigi* \rightarrow *sege* einen phonologischen Vorgang an, der einen erheblichen Umbau des nd. Vokalsystems zur Folge hatte, und auf den noch zurückzukommen sein wird. Jedenfalls wird es sich doch empfehlen, eine synchronische Darstellung

des Lautsystems zugrunde zu legen und dabei auf ein Corpus des 9. Jh. zurückzugreifen.

Für diese Aufgabe liegt bekanntlich bereits eine größere Anzahl anregender Vorarbeiten für Ahd. und Mhd. vor. Eine völlig erneuerte Grammatik wird für beide Stufen augenblicklich noch nicht möglich sein, und so muß sich auch Mitzka in den Neuauflagen von Braunes Ahd. Gramm. auf den zusätzlichen § 8a beschränken. Zunächst für das Mhd. sei der frühe Aufsatz von Fourquet über die kurzen *e* (1952) herausgegriffen, ohne daß damit die ganze Umlauts-Frage aufgerollt werden kann. Für Fourquet wie für die durch ihn angeregten amerikanischen Germanisten war es selbstverständlich, daß die Verhältnisse des „klassischen“ Mhd. zugrunde gelegt wurden, und man wird dieses Recht auch heute einer phonologischen Forschung nicht bestreiten wollen. Deshalb haben sich auch für die morphologische Untersuchung des Mhd. H. Stopp und H. Moser wiederum auf „die ingeniose Erfindung Lachmanns, das normalisierte Mhd.“ gestützt; nicht anders Moulton (1961), der aber für das Lautsystem den „Vorbehalt“ weiterer mhd. Strukturen anmeldet und einen sehr berechtigten Hinweis auf die bedeutsamen Reimuntersuchungen von K. Zwierzina (und K. Kraus) einfügt.

Von einem Grundproblem struktureller Untersuchung der älteren Systeme war bisher noch nicht die Rede, und es ist auch relativ spät in die Debatte gekommen: da die Verwendung der Reime als Quellenmaterial doch nur sehr begrenzt möglich und außerdem durch eine ganze Reihe von inponderablen Faktoren eingeschränkt ist, ist auch die phonologische Forschung auf Überlieferung durch die Schrift angewiesen. Das ist anfangs beiseite gelassen worden, so liest man doch bei Valentin von einem „Phonem /zss/“ im Isidor, obwohl ihm „das Verhältnis von Graphie, Lautwert und Phonemen“ durchaus geläufig ist (wie auch Fourquet in der Vorbemerkung versichert) und in verschiedenen Tabellen gezeigt wird – eine klare Scheidung von Phonem und Graphem, ein Bild des graphemischen Systems ist hier noch nicht gegeben. Diesen methodischen Fortschritt verdanken wir vor allem den Arbeiten von H. Penzl für das Althochdeutsche.

Als Beispiel möge die Untersuchung des ahd. *fl* mit grundsätzlichen Bemerkungen über „die Methoden der Lautbestimmung“ (1964) dienen. Hier sind die Begriffe Graphem, Phonem und Laut klar unterschieden, wenn auch die Bezeichnungen „Anlaut“ usw. noch beibehalten wurden. Allerdings behandelt Penzl das gesamte ahd. Inventar synchronisch und

behält nur die wichtigsten dialektalen Varianten bei. Aber die Opposition zweier l -Phoneme tritt eindeutig heraus. Wichtig für unsern Zusammenhang ist, daß jeweils neben das Graph f Varianten treten, die sich ausschließen: f - ff (*tiufi-tiuffi*) für das eine, f - u , v , dialektal (mfrk.) auch b für das zweite (*grafo-gravo-grabo*). Relevant sind diese Varianten nur medial, weil initial zunächst $\langle f \rangle$ überhaupt dominiert und die späteren Varianten v (im Gegensatz zum Niederländischen) entweder auf rein graphischer Position oder gelegentlich auf zufälliger Entscheidung beruhen; im Auslaut ist die Opposition im allgemeinen neutralisiert. Zur Bestimmung des absoluten Lautwertes zieht Penzl in steter Verbindung von struktureller und diachronischer Methode das Verhältnis in den rezenten Mundarten, Angaben der Grammatiker, das schriftsprachliche System usw. heran. Als Konstituenten sind insbesondere die Opposition Fortis \neq Lenis und die Artikulationsstelle aktuell, während der spirantische Charakter normalerweise durchweg erhalten ist. Eine sichere Entscheidung der Opposition $l|_v \neq l|_{ff}$ = labiodental \neq bilabial gelingt nicht. Sie hat aber gewisse Wahrscheinlichkeit auch wegen der vergleichsweise gewonnenen Parallele altnd. $l| \neq l|_p$, und der von Penzl befürwortete späthd. Wandel bilabial $>$ labiodental von $l|_{ff}$, übrigens dialektal bekanntlich sehr differenziert, bleibt möglich. Die Stärke-Opposition dürfte dagegen gesichert sein. Für diese spricht auch die Aufhebung der Opposition $l|_v \neq l|_b$ im Altnd. und Mfrk. (*grave-greve* „comes“ = *grave* „fossa“), der schon die Hel-Überlieferung durch Schreibungen wie *hobos-hōbos* = *hobid-hōbid* gerecht zu werden sucht. Besondere Aufmerksamkeit erfordert gerade im Altnd. die Stellung der $/\bar{e}/$ und $/o/$ im Vokalsystem. Das von Moulton gegebene vierstufige System der Langvokale hat seine Berechtigung. Von vornherein bestand jedoch eine große Schwierigkeit für die Bezeichnung, weil das lat.-fränk. Alphabet normalerweise nur je ein Zeichen für e und o bot. Als Ausweg übernahm man jedoch nicht (oder jedenfalls nicht der Norm nach) die ahd. Digraphen $\langle ei \rangle$ bzw. $\langle ou \rangle$, sondern umgekehrt $\langle ie \rangle$ bzw. $\langle uo \rangle$, während sich die Möglichkeit von ae oder ϵ bzw. δ nicht durchsetzte. Das Ergebnis war das bekannte Dilemma in der phonetischen Interpretation der Zeichen, das zeitweilig mit der Heimatfrage verknüpft wurde. Erik Rooth hat sich energisch für Übernahme aus fränk. Orthographie, analog zum doppelten Graphem $\langle io \rangle$, eingesetzt, lehnte deshalb (nicht ganz konsequent) jede Interpretation als $/ie/$ (oder $/ia/$) bzw. $/uo/$ (oder $/ua/$) ab. Aufgrund neuer Durchsicht aller längeren Texte schienen sich

mir (1956) wenigstens für die Darstellung der Hinterzungenvokale zwei Möglichkeiten zu ergeben, die in zwei Schriftsystemen bestanden: entweder wurde die Opposition durch Grapheme $\langle o \rangle \neq \langle o \rangle_{uo}$ oder (unter Inanspruchnahme eines weiteren, allerdings bereits besetzten Zeichens) durch $\langle o \rangle_a \neq \langle o \rangle$ repräsentiert. Sieht man von der Ungleichheit der Überlieferung ab, so scheinen sich die Varianten jeweils auszuschließen; das erste System (o-System) war sicherlich das der Hel-Sprache, es stimmt durchaus mit dem der Fragmente überein, das zweite (a-System) offenbar das von M, allerdings stark von der Vorlage überdeckt. Als Konstituente war wegen der a-Variante ein verschiedener Engegrad anzunehmen, während über eine Opposition Monophthong \neq Diphthong nichts ausgesagt werden konnte. Trotzdem wurde mir von Rooth später vorgeworfen, ich hätte „bezweckt, auf dem Wege der Phonologie die Aussprache *uo* beim Helianddichter einzuschmuggeln“ (Phonologie war also noch 1957 als Vorwurf möglich). Das war ein offenkundiges Mißverständnis. Die Diskussion ist seitdem jedoch wieder eingeschlafen. Doch dürfte gerade die Wahl des Corpus für die synchronische Untersuchung des Altnd. von der Verwendung des o- oder a-Systems abhängen. Methodologisch wäre zu fragen, ob sich bei der Verteilung der ahd. /f/-Variante ein analoges Bild ergäbe, indem die graphematische Opposition $\langle t \rangle_{ff} \neq \langle t \rangle$ und $\langle t \rangle \neq \langle t \rangle$, einander ausschließen. Das scheint im allgemeinen nicht der Fall zu sein, weil für die Verteilung von *f* und *ff* die Quantität des Wz-Vokals eine große Rolle spielt; doch wäre es für einzelne Denkmäler oder Schreiber zu untersuchen.

Die Darstellung der langen Vordervokale geht nun aber im Altnd. mit der o-Verteilung keineswegs genau parallel. Ohne Zweifel hat das neue Phonem \overline{e} nicht den gesamten Bestand an Wz. mit früherem Diphthongen /ai/ erfaßt, auch außerhalb der Position vor /i/. Über die Gründe (Folgekonsonant, Umlauterscheinungen?) besteht noch keine völlige Klarheit. Das altnd. doppelte Graphem $\langle ei \rangle$ kann bei der großen Zahl, vor allem in Eigennamen, aber auch M, EE usw., nicht einfach aus hd. Orthographie erklärt werden. Die *a-* und *ae-*Schreibungen sind so unregelmäßig, daß man aus ihnen kein System erschließen kann, sie fehlen auch gerade in M, wo man sie zuerst erwarten sollte. Aus dem altnd. Schriftsystem ist die Engen-Opposition der beiden \overline{e} jedenfalls nicht mit gleicher Sicherheit zu erweisen. Man hat hier mit zwei Fakten zu rechnen, die sich auch phonologisch auswirken mußten:

1) Die durch das umstrittene „ \bar{e}_2 “ ausgelöste „*chafne de propulsion*“ und überhaupt dessen Stellung im System (darauf wird noch zurückzukommen sein),

2) der Zusammenfall der Phoneme $\bar{e}/ > /ia/$ und $/eu/ > /io/$ in späthd. $/ie/$, der speziell im Nd. jedoch zu $/e/$ führte.

Die phonematische Opposition bestand mnd. also nicht mehr in $\bar{e}/ \neq /e/$, wenn sie überhaupt altnd. in dieser Form richtig dargestellt ist, sondern in $/E/ \neq /ei/$, die Verteilung des Bestandes wurde neu und dialektal sehr unterschiedlich organisiert.

An einem besonders glücklich gelagerten Corpus kann das zunächst erläutert werden. Es handelt sich um die mnd. Übersetzung eines Copiars von lat. Urkunden aus einem Goslarer Kloster, die in den ersten Jahren des 15. Jh. angefertigt wurde und von einem Schreiber geschrieben ist. Die Vorlagetexte sind natürlich sehr heterogen, was sich syntaktisch und semantisch auswirken mußte, doch bietet der Schreiber ein erstaunlich geschlossenes Schriftsystem, das sich mit bestimmten Einzelheiten schon dem allgemeinen „hansischen“ anpaßt, aber gerade in der Vokaldarstellung relativ konsequent durchgeführt ist. Es kommen in größerer Zahl die ungleichlinigen Digraphe \mathfrak{b} und \mathfrak{d} vor, die sich durch Minimalpaare einwandfrei als Grapheme festlegen lassen; untereinander sind sie ebenfalls etwa durch $h\mathfrak{b}ve$ ‚curias‘ $\neq h\mathfrak{d}ve$ ‚mansus‘ als distinktiv nachzuweisen. \mathfrak{b} ist Umlautsbezeichnung und für uns ohne Belang. Der Bestand von \mathfrak{d} (natürlich wie auch $\mathfrak{d} \sim o$ variierend) deckt dagegen sich weitgehend mit dem altnd. durch $\langle o \rangle_{uo}$ bezeichneten, z. B. $fo\mathfrak{t}$ - M $\sim fuot$ - C = $v\mathfrak{o}t$ -, $ginog$ M $\sim ginuog$ C = $gen\mathfrak{o}gen$, $ruokeat$ M $\sim ruokeat$ C = $r\mathfrak{o}keden$, während in den altnd. $\langle o \rangle_a$ -Fällen (z. B. $kope$ M C $\sim -kapa$ Fr = $kope$, $hovid$ $\sim havid$ - Pe = $hovet$ -) niemals \mathfrak{d} erscheint.

Das System der $\bar{e}/$ -Darstellung zeigt auf den ersten Blick ein völlig anderes Bild. Ein analoges \bar{e} kennt der Schreiber nicht, \mathfrak{e} wird nur für einige Sonderfälle am Rande verwendet ($\mathfrak{i}r$ -, $\mathfrak{t}\mathfrak{i}gen$, $\mathfrak{vr}\mathfrak{y}$), es würde auch \mathfrak{u} entsprechen, das aber ohne Relevanz durchaus mit $\langle u \rangle$ variiert. Dagegen verwendet er als Varianten von e selten ee , häufig die gleichlinigen Digraphe ei und ey , ee ist ein Wz-bedingtes, stets mit e variierendes Digraph, beschränkt auf einige zu Eingang erwähnte Fälle $\bar{e}/$ nach Ausfall von intervokalischem $/h/$ (\mathfrak{seen} , \mathfrak{scheen} , \mathfrak{teen} , \mathfrak{vleen} , \mathfrak{leen}), variiert außerdem mit ei nur in \mathfrak{deil} , einige weitere Wz-Vokale werden variierend $e \sim ei$ dargestellt: $/r\mathfrak{e}d/$, $/sch\mathfrak{e}d/$, $/\mathfrak{e}g/$; in allen Fällen kann nur ein Graphem $\langle e \rangle$ erschlossen werden, das aber $\neq \langle e \rangle_a$ (Um-

laut) steht (Minimalpaar *schedeliken* ≠ *scheideliken*). Diese letzteren Wz erscheinen auch in der altnd. Überlieferung durchweg mit Graphem ⟨e⟩, das sich, so weit die Varianten ⟨é⟩ es zulassen, als Zeichen für /ē/ erkennen läßt; Varianten *ei* kommen hier altnd. nicht vor (nur *oeschiad* ‚exigunt‘ Me; *skiethunga* ‚scismata‘ PW dagegen Zeichen für /k/). Weit größer ist die Zahl der Wz. bei denen nur *ey* oder Varianten *ey* ~ *ei* den Vokal bezeichnen. So weit sie altnd. belegt sind, gibt es auch hier nur seltene Varianten des Graphems ⟨e⟩: ⟨sten, kleno, gimenon, nen, en⟩ durchaus, nur *ginaegde* PL, *beidero* M, *bithion* C (2), *gaestas* C, *halag* C, *halagon* M, *haelago* C, *hilegon* AwT, häufige PN mit *Heil-* treffen mit den ⟨ey⟩-Wz des Copiars zusammen (/neyg, beyd, geist, heyl/). Trotzdem stellen oppositionelle Paare wie *togeneyget* ≠ *negede* ‚nonus‘, *beyde* ≠ *bede* ‚oratio‘ und vor allem *ey* in *geyt*, *steyt*, *teyn*, *seyen*, *meyen*, *-leye*, *entwey* und den Lw *keyser* (Hel *kesur*), *meister* (Hel *mester*), *leyen* ein Graphem ⟨ey⟩ fest. Daß andererseits *heten*, *geheten*, *wetes* ‚tricitī‘, *klede*, *getekenet* nicht in dieser Reihe erscheinen, zeigt den Umbau des Systems mit der notwendigen Deutlichkeit.

Diese graphematischen Oppositionen ⟨e⟩ ≠ ⟨ey⟩ und ⟨o⟩ ≠ ⟨ø⟩ lassen die Annahme diphthongischer Phoneme /ei/ bzw. /ou/ zu, wenn man bedenkt, daß die rezenten Mundarten des ostfälischen Bereiches in der Tat durch die Ausbildung von Diphthongen die phonematische Trennung der /ē/- und /ō/-Phoneme erhalten haben. Allerdings zeigt sich auch hier deutlich, daß die Entwicklung nicht parallel gelaufen ist. Bei /o/ (= „mnd. \bar{o}_1 und \bar{o}_2 “) ist das Bild klar, und unser ⟨ø⟩ darf als Vorstufe des heutigen ostfäl. /au/ (/taut/, /ənaux/) anerkannt werden. Im Gegensatz dazu sind die als „mnd. \bar{e}_4 “ bezeichneten ursprünglichen /e/ und /io/ nicht durch ⟨ey⟩ erfaßt, sondern im Gegenteil dem Graphem ⟨e⟩ zugeteilt (*medean* M ~ *miedon* C = *vormeden*, *biodan* M C = *beden* ‚exhibere‘ usw.). Daß nur ein Teil der auf ursprüngliches /ai/ zurückgeführten /ē/ das diphthongische Phonem zeigt, entspricht also dem ungeklärten altnd. System durchaus. Auch im nordnd. Bereich, wo die /ē/ (ebenso wie die /ō/) zusammengefallen sind, bleibt ein Teil der Belege oppositionell, so daß die mnd. Grammatik „ \bar{e}_2 und \bar{e}_3 “ als Wz-bedingte Varianten getrennt hat; welche dieser Gruppen mit den \bar{e}_4 -Wz zusammenfallen, ist dialektal sehr unterschiedlich.

Das Schriftsystem unseres Copiars läßt schließlich schon deutlich die erhebliche Erweiterung des /E/-Inventars durch zwei neue Phoneme erkennen:

1) das Umlauts-/ē/, teilweise noch durch *a*-Varianten dargestellt, und
2) das gedehnte /ē/ (</e/, /i/ und Umlauts-/e/) in „offener“ Wz-Silbe, von dem die erhaltene Kürze durch Verdoppelung des folgenden C im allg. schon klar erkennbar abgehoben wird.

Ersteres ist mnd. nicht als Phonem erhalten (die Bezeichnung „ē₁“ der Grammatik ist rein historisch), sondern fällt wiederum in dialektaler Differenzierung mit einem der übrigen /ē/ oder jüngeren /ai/ zusammen.

Das „tonlange“ /ē/ führt zu einer neuen Phonemisierung im Nordnd., wo jetzt eine eindeutige Opposition besteht, die entweder als /ē/ ≠ /ē̄/ oder als /ei/ ≠ /ē̄/ realisiert ist (beden ≠ bēden), beide in Opposition ≠ /ai/ < „ē₃“ + ursprünglichem /aii/.

Die Besetzung des /ai/ ist hier also stärker als die des /au/, dem lediglich die ursprünglichen /auu/-Belege zugeteilt sind. Sehr stark mußte dagegen die Besetzung des zum /ō/ opponierenden neuen /ō̄/ ausfallen, da in letzterem das „tonlange“ /ō̄/ mit dem altnd. /ā/ und dem „tonlangen“ /ā/ zusammengefallen ist; die nordnd. Mundarten weisen deshalb hier nur die Oppositionen /ō̄/ ≠ /ō̄̄/ (oder /ou/ ≠ /ō̄̄/) ≠ /au/ (mit schwacher Besetzung) auf, während /ā/ überhaupt nur noch positionell vor Liquida + nichtdentalem Konsonant möglich ist: /bōm, fōt; kōm, wōter, lōtn; hauen; hālf, ārm/. Ich erwähne das, weil das Goslarer Copiar im Gegensatz zu zeitgenössischen Quellen aus dem Norden wieder deutlich das System des ostfälischen Mundartenbereiches zeigt, in dem die Opposition /ō̄/ ≠ „tonlanges“ /ō̄̄/ aufgehoben, aber die ≠ jungen /au/ und /ō̄̄/ < /ā/ bewahrt ist: (kope, komen), aber (vōt) und (watter, laten).

Als Ergebnis dieser etwas eingehenden Betrachtung dürfen wir festhalten, daß es nicht ratsam ist, für die grammatische Darstellung von einem erschlossenen älteren System auszugehen, sondern zunächst einen geeigneten, möglichst einer frühen Zeitstufe angehörenden Text synchronisch zu beschreiben. Als Endpunkt zu vergleichen wäre dann ein geschlossener Text (oder wären auch mehrere) aus einer Periode, in der die Auswahl aus einer größeren Zahl möglich ist, auch wenn sie nicht mehr dem zu behandelnden Zeitraum angehört. Das Goslarer Corpus würde z. B. die Entwicklung /ald/ > /old/, /hs/ > /ss/, /mb/ > /mm/, Ausfall des intervokalischen /h/, /i/ > /ē/ in „offener“ Silbe bestätigen, aber bei /ft/ > /cht/ (*kraft* ~ *kracht*, *bedörfte*) zu neuer Überprüfung der altnd. Belege zwingen.

Ich habe die phonologischen Fragen an erster Stelle ausführlicher behandelt, weil sich die Forschung zuerst und vor allem mit diesen beschäftigt hat, nicht weil ich glaubte, daß die Grammatik einer älteren Sprachstufe die „Lautlehre“ noch an die erste Stelle zu setzen hätte. Wenn man die „première articulation“ als solche und damit die „Aussage“ als „kleinste Einheit“ anerkennt, wird man künftig mit der Syntax einsetzen müssen. Aber das ist im Augenblick praktisch nicht durchführbar. Wir haben für die ältesten deutschen Sprachstufen noch keine Vorarbeiten, und es ist auch fraglich, ob man mit den schwierigen und umstrittenen Problemen der neueren Syntax ein „Elementarbuch“ belasten darf. Es empfiehlt sich daher zunächst noch, von den Einheiten auszugehen, die von der ältesten Überlieferung ab entweder als Glosseme oder bei fortlaufenden Texten in den weitaus meisten Fällen als durch Spatien graphisch klar abgeteilte Gruppen erkennbar sind, also grob gesprochen den „Wörtern“. Am besten geht demnach eine Übersicht über die belegten „Wurzeln“ voraus, die zugleich die Abgrenzung zwischen semantischer und morphematischer Fragestellung erläutern könnte. Hier müßten die „wortbildenden“ Elemente ihren Platz finden, womit dann auch die Klassifizierung der Wortarten verbunden würde, ferner die Beziehungen zwischen Adverbien, Präpositionen und Präfixen sowie die der subordinierenden Konjunktionen zu den übrigen Klassen. Es müßte wohl auch der Ablaut in diesem Abschnitt seine Stelle finden. Der ganze Abschnitt „Wortlehre“ hat im speziellen Falle von der Sprache der Hel-Überlieferung auszugehen, für die diachronische Behandlung wären allerdings noch Untersuchungen erforderlich.

Ein zweiter Abschnitt soll den reinen „morphologischen“ Strukturen gelten (wobei allerdings der Einbau der „morphematischen“ Ebene ohne Syntax noch eine ungelöste Frage darstellt!). Im Anschluß an die Forschungslage möchte ich auf zwei Abschnitte noch kurz eingehen: die Substantivdeklinaton und die Anordnung der ablautenden Verben.

Für das Mhd. haben H. Stopp und H. Moser im Anschluß an G. Bech eine ansprechende Gliederung der Substantiv-Deklination vorgelegt. Sie konnten für das „normalisierte Mhd.“ nachweisen, daß bei allen Stamm- ausgängen auf einfachen Sonanten (Langvokal, unbetontes /e/, einfache Liquide und Nasale, außer nach langen einsilbigen Stämmen) als Flexiv \emptyset angesetzt werden kann, während in den übrigen Fällen ein /e/ obligatorisch ist (*spers* aber *tages*, *zaln* aber *ziten*, *atems* aber *stammes*). Das wichtigste Ergebnis für unsern Fall ist, daß „bei den schwachen Substan-

tiven . . . das auslautende *-e* des NSg nicht als Endung im Sinn von Flexionsendung zu bezeichnen“ sei, was ebenso für den Ausgang der ursprünglichen „/i/-Stämme“ und der starken Feminina gilt. Das wird mit Recht als entscheidender Unterschied gegenüber den älteren Stufen hervorgehoben: „die morphologische Grenze hat sich verlagert“. Gerade im Altnd. ist nicht nur mit einer Reihe von vokalischen Phonemen als Vorstufen des „Flexivs“ zu rechnen, sondern auch mit reicher Erhaltung der /i/- und /u/-Infixe. Die phonematische Opposition /a/ ≠ /u/ im Sg des starken Fem (/NAG/ ≠ /D/) ist z. B. noch morphematisch distinktiv (wie ahd. *geba* ≠ *gebu*), ferner /es/ = /GSg/ ≠ /os/ = /NPlM/ und mehrere Beispiele in der /n/-Deklination. Die Diskretheit solcher Phoneme hat H. K. J. Cowan in seiner „Esquisse d'une grammaire fonctionnelle“ der „Wachtendonckschen“ Psalmen des 10. Jh. (1961) geleugnet und die Neutralisierung aller schwachtonigen Vokalphoneme behauptet; die Zeichen der Endungsvokale sind daher für ihn sämtlich Allographe von /ə/. Auf diese Weise kommt ein Deklinationssystem zustande, das noch erheblich einfacher aussieht als das des Mhd., zumal der Umlaut überhaupt nicht als klassebildender Faktor berücksichtigt wird. Es werden etwa *dag*, *ruggi*, *fritho* der gleichen Klasse zugezählt, weil der GSg durch das „Suffix“ /əs/ gebildet sei, was jedoch nicht stimmen kann, weil er nicht als **rugies*, *frithoes* (oder *frithies*), sondern als *rugis*, *frithis* überliefert ist. *craft*, *burg*, *diupi* rücken als Feminina in die II. Klasse, obwohl GSg *diupi*, *crefti* (~ *-e*), DSg *burgi* ~ *burg* (nicht aber **diupie*) in der Quelle stehen. Diese enthält DSg *ertha* (neben *erthon*), *saldo*, *saluti* (neben GSg *saldun*), *hulpe*, NPl *geva* (neben *gevon*), nur weil (wohl zufällig) nur GSg auf /n/ überliefert sind. Auch innerhalb der schwachen Deklination lassen die Endungs-Grapheme noch durchaus morphematische Distinktionen erkennen, so als Genus-Unterscheidung /o/ im NSgM ≠ /a/ im NSgNF, zur Kasus-Numerus-Bezeichnung /in/ im GSgMN ≠ /on ~ un/ im NPlM.

Die Altnd. Grammatik wird im Gegensatz dazu die phonematischen Werte der Endungsvokale bei der Klassifizierung nicht übergehen dürfen. Daß in die scheinbar unübersichtliche Variierung unschwer Ordnung zu bringen ist, hat schon 1950 W. Foerste, ohne betont phonologisch zu arbeiten, klar gezeigt; die Weiterentwicklung des Hel-Systems ist in vielen Fällen bereits zu erkennen und ermöglicht auch hier den Ansatz einer synchronischen Untersuchung. Auf die morphematische Wertung der Endungsphoneme hat die Arbeit von Fred Oppermann (1952)

noch zu wenig Rücksicht genommen. Für die Klassifizierung wird die Neutralisation des /i/-Infixes und des /i/-Themas weitgehend berücksichtigt werden können. Auch das spricht eindeutig für die Wahl eines Textes aus dem 9. Jh.

Selbstverständlich ist auch im Altnd., was Stopp und Moser betont haben, von der Phonematik der Endvokale „der morphologische Ausgleich zu trennen“. Der dort für das Ahd. erwähnte Ausgleich im Sg der starken Feminina gilt auch fürs Altnd. Darüber hinaus führt der Ausgleich zwischen den OblSg der schwachen MN, nachdem Foerste die /en/ von GDSg als C zugehörig erwiesen hat; auf mehrere Synkretismen der mit *e ~ a* variierenden Endungen hat er bereits hingewiesen, die auch in der Verbalflexion eine Rolle spielen. Der Ausgleich DASg des persönlichen Pronomens (*mi* ≠ *mik*) wäre zunächst synchronisch zu beschreiben, bietet dann aber ein diachronisch interessantes Problem. Schließlich ist der Ausgleich der 3 Personalformen PLPs von jeher ein speziell nd., allerdings noch nicht altnd. Problem gewesen.

Ein kurzer Blick muß zum Schluß der Neuordnung des Systems der ablautenden Verben gelten, nachdem F. von Coetsem 1956 neue Impulse gegeben hatte. Dieser stellte bekanntlich neben das Reduplikations- ein ursprüngliches Ablautsystem, für das u. a. im Deutschen entschieden wurde. Die ersten 5 Reihen basieren nach v. C. auf der Opposition /e/ ≠ /a/ der Wz-Vokale, die „ursprünglich reduplizierenden“ entsprechend AR 1–3 umgekehrt auf /a/ ≠ /e/, was für **hlaupan* ≠ **hleop* und altnd. *haldan* ≠ *held* in der Tat überraschende Parallelen findet, bei **hrōpan* und altnd. *geng* (nicht *ging*) allerdings auf Schwierigkeiten stößt. Der Angelpunkt des Systems ist die jeweils erste Reihe, da die Opposition **/ai/* ≠ **/ei/* nur glaubhaft wird, wenn sich „*e*₂“ auf **ei* zurückführen läßt, d. h. also, daß **ei* „gespalten“ wurde und in der Ps-Wz als /ī/, in der Pt-Wz als /ē/ auftrat. Auf die komplizierten Gedankengänge v. C. s. kann hier nicht eingegangen werden. Als Verfechter der „Kontraktions- these“ trat fast gleichzeitig H. Lüdtke auf (1957), der jedoch nur in einer kurzen Schlußbemerkung v. C. s. Beweisführung zurückwies, ohne einen wirklichen Gegenbeweis zu liefern. Ich kann diese Kontroverse hier nicht entscheiden, möchte aber auf zwei Schwächen bei Lüdtke doch kurz hinweisen:

1) die geographische Verteilung ist sehr brüchig, schon wenn er zwar das (altengl.?) Englisch zu den Randzonen, das Nordgerm. aber zum

Zentrum zählt, auch ist das chronologische Verhältnis zwischen der got. Überlieferung und der „angl.“ nicht berücksichtigt;

2) die Besetzung eines „germ.“ (ohne nähere Bestimmung) / \bar{e} /₂ ist nicht so gering, wie L. annimmt. z. B. zählt M. Gysseling (1961) nhd. *zier, hier, Friesen, schief, schier, Stiege, Strieme, Kien, Krieg*, ahd. *fiara* (nld. *fieren*), *wiara* (nd. *wier*), und das Nebeneinander *Weland/Wieland* auf.

Daß ein / \bar{e} / im Altnd. vorhanden ist und in Opposition zu / \bar{a} / (< / \bar{e} /₁) sowohl wie zu /ei/ (< /ai/) und zu /i/ steht, kann jedenfalls nicht bezweifelt werden. Sichere nichtverbale Belege haben wir nur in *her* ~ *hier* ≠ *hir* sowie *meda* ~ *mieda*, wozu die Lw *bref* ~ *brief* und *prestros* BS, *tieglan* Pe, *spiāgal* PW kommen. Für die Pt von *hetan*, *latan*, *bradan*, *dradan*, *radan* sind sie jedenfalls durch *e* ~ *ie* gesichert. Auch die Opposition / \bar{e} / ≠ /e/ vor Liquida oder Nasal + Konsonant scheint mir durch *fel*, *held*, *giweld*, *wel*, *feng*, *geng* gesichert, da die Allographie *ie* offensichtlich nur durch C eingeführt sind.

Auch ohne Entscheidung über die Reduplikation erscheint es daher – vor allem auch aus didaktischen Gründen – angebracht, das System v. C.s auf die Grammatik des Altnd. anzuwenden, trotz der erwähnten Schwierigkeiten (*hropan*, *geng*), zu denen noch die Unterbringung von Typus *latan* und von *standan* kommt. Auch die „VI.“ Klasse ist in Parallele zu 4 - 5 besser untergebracht und wird mit diesen durch die Verwendung der Dehnstufe (altnd. / \bar{a} / - / \bar{o} /) als verwandt gekennzeichnet. Die dreistufigen Reihen bleiben andererseits klar von den zweistufigen getrennt, und wir ersparen uns die für eine synchronische Darstellung etwas peinliche Bezeichnung „ursprünglich reduplizierende Verben“. Die Grundtypen würden also etwa so verteilt werden können:

Reihe A: *bitan* – *kiosan* – *werdan/singan* – *beran/neman* – *wesan/sitian*;

Reihe B: *hetan* – *hlopan* – *haldan/gangan* – *faran/spanan* – *dragan/hefian*.

Literatur

- W. Fleischer, Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen (= Sb. der Sächs. Akademie 112), Berlin 1966.
- P. Valentin, Althochdeutsche Phonemsysteme, in *ZfMaf* 29, 1962, S. 341 ff.
- J. Fourquet, The two e's of MHG, in *Word* 8, 1952, S. 122 ff.
- H. Stopp u. H. Moser, Flexionsklassen der mhd. Substantive in synchronischer Sicht, in: *ZfdPh.* 86, 1967, S. 76 ff.
- W. G. Moulton, Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems, in: *PBB* 83, 1961, S. 1 ff.
- H. Penzl, Ahd. /f/ und die Methoden der Lautbestimmung, in: *ZfMaf* 31, 1964, S. 289 ff.
- G. Cordes, Zur Frage der altsächsischen Mundarten, in: *ZfMaf* 24, 1956, S. 1 ff. Ein Neuwerker Kopialbuch aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Hrsg. v. G. Cordes (= Beiträge zur Gesch. d. Stadt Goslar 25), Goslar 1968.
- H. K. J. Cowan, Esquisse d'une grammaire fonctionnelle du vieux-néerlandais (vieux bas-francique) (d'après le psautier carolingien de Wachtendonck), in: *Leuvense Bijdragen* 50, 1961, S. 2 ff.
- W. Foerste, Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrh. (= Münsterische Forschungen 2), Münster 1950.
- Fr. Oppermann, The Old Saxon Vowel Phonemes under Medial and Weak Stress in the M Manuscript of the Heliand, Austin/Texas 1959.
- Fr. Oppermann, The Old Saxon Vowel Phonemes under Weak Stress, in: *JEGP* 61, 1962, S. 77 ff.
- F. van Coetsem, Das System der starken Verba und die Periodisierung im älteren Germanischen (= Mededel. d. Nederl. Ac. 19), 1956, Neudr. 1964.
- H. Lüdtke, Der Ursprung des germ. e² und die Reduplikationspräterita, in: *Phonetica* 1, 1957, S. 157 ff.
- M. Gysseling, Proeve van een oudnederlandse grammatica (eerste deel) (= *Studia Germanica Gandensia* III), 1961, S. 9 ff.

Synchronische und diachronische Betrachtungen im Bereiche des Frühneuhochdeutschen

Von Johannes Erben

In der Vorrede zu seiner ‚Deutschen Grammatik‘ erklärt J. Grimm 1822: ‚Zwischen meiner Darstellung des Mittel- und Neuhochdeutschen wird eine Lücke empfindlich seyn; mannigfaltige Übergänge und Abstufungen hätten sich aus den Schriften des vierzehnten so wie der drei folgenden Jahrhunderte sammeln und erläutern lassen.‘ ‚Die Schriftsteller dieser Zwischenzeit vergrößern stufenweise die frühere Sprachregel und überlaßen sich sorglos den Einmischungen landschaftlicher gemeiner Mundart.‘¹ Diese ‚Lücke‘ im großen Werk des Begründers unserer Wissenschaft hat die Forschung des 19. und 20. Jhs auszufüllen begonnen, wenn auch Kehreins dreibändige ‚Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jhs‘ (21863) der bislang einzige abgeschlossene Versuch einer Gesamtdarstellung geblieben ist. Seit W. Scherer hat diese ‚Zwischenzeit‘ auch einen eingebürgerten Namen: f r ü h – n e u h o c h d e u t s c h. Er rückt sie näher an das Nhd. heran und erfaßt sie als eine Einheit. Nun braucht einem dabei nicht bänger zumute werden als bei Sammelbezeichnungen wie Ahd. und Mhd., wengleich die Fülle sprachlicher Zeugnisse und Text-Sorten (Gattungen) ebenso wie die Anzahl literarisch aktiver Landschaften und Volks-Schichten in unserer Periode erheblich größer ist. Entscheidend ist allein die Frage, ob dieses ‚Frühnhd.‘ sich in seinem Kernbestand als Synchronie eines neuen sprachlichen Normen-Systems betrachten und dadurch als eigenständige Sprach-Periode begründen läßt, oder ob diesem Abschnitt der deut-

¹ J. Grimm, Deutsche Grammatik 1, Gütersloh 1893 (= 2. Ausgabe, neuer vermehrter Abdruck durch W. Scherer), S.X.

schen Sprachgeschichte als einer ‚Zwischenzeit‘ des ‚Übergangs‘ nur diachronische Betrachtung angemessen ist. Man wird wohl nicht umhin können zuzugeben, daß b e i d e Betrachtungsweisen – die synchrone und die diachronische – hier zulässig und nützlich sind. Denn es gibt im Bereiche des Frühnhd. auch das, was schon J. Grimm als erforderliches Merkmal einer eigenen Periode angesehen hat: ‚Niedersetzungen der Sprache, wie sie zur Aufstellung eigener Perioden nöthig sind‘,¹ weniger auf der Ebene der ‚Poesie‘, die er dabei vornehmlich im Auge hat, als großräumiger Traditionen der Kanzlei- und Rechtssprache sowie des Bibel-Deutsch. ‚Luthers Sprache‘ muß daher auch nach J. Grimm, ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der nhd. Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon‘ – so sagt er – ‚bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist‘.² Letztere These ist freilich auch schon für die Goethezeit nicht ganz aufrecht zu halten, wohl aber, daß sich – augenfällig vor allem im Luther-Deutsch – tatsächlich ein sprachlicher Bestand von relativ weiter Geltung und Beständigkeit herauskristallisiert hat, in seiner spezifischen Struktur abweichend vom ‚Sprachstadium‘³ des Mhd., etwa von der Sprache der Vorauer Bücher Moses oder von Hartmanns Gregorius, andererseits aber auch vom eigentlichen Nhd., etwa der Sprache Gellerts, der schon als erster Höhepunkt und weitbeachtetes Vorbild eines neuen Deutsch zu werten ist. Denn dies ist – entgegen der Meinung J. Grimms – nicht zu übersehen, daß bereits um 1700 – und nicht nur bei Leibniz – der Gedanke zunehmend aktueller wird, die deutsche Sprache habe sich geändert, die Sprache der Vorfahren sei nicht mehr die gängige, der veraltete Wortschatz – auch Luthers – müsse gesammelt und in einem historischen Wörterbuch erläutert, der nun geltende Sprachgebrauch lexikographisch und grammatisch neu beschrieben werden, Gesangbücher und Bibel aber bedürften der Revision. Denn, so formuliert es später Adelung – schärfer noch als Gottsched – ‚Luther . . . war . . . für sein Zeitalter klassisch, kann es jetzt nicht mehr seyn, weil die Sprache seitdem

² Ebda, S. XI.

³ Vgl. H.-H. Lieb, Das Sprachstadium: Entwicklungsabschnitt und System?, *Lingua* 16, 1966, S. 352 ff.; ebda, S. 362 die Definition: Sprachstadium = ‚Entwicklungsabschnitt mit System‘.

gar sehr fortgebildet worden'.⁴ Wenn andererseits das Frühnhd. charakteristische Strukturverschiedenheiten gegenüber dem Mhd. aufweist, so müssen Sprachveränderungen von einiger Erheblichkeit und Reichweite aufgekommen sein und zu neuen – mehr oder minder gefestigten und befolgten – Normen des Sprachgebrauchs geführt haben. Solche sind z. B., um zwei gut untersuchte Erscheinungen zu nennen, die Apokope des mhd. *-e* und die Annäherung der mhd. Dentalspiranten *-s* und *-ʒ*. Beide Prozesse sind schon im 13. Jh. im Gange und führen in der frühnhd. Periode zu einer neuen Struktur zahlreicher Wörter, beide tragen auch zu einer Neuorganisation des Flexionssystems bei. Dabei ist wichtig, daß hier offenbar auf dem gesamten hochdeutschen Gebiet die gleichen Tendenzen wirksam zu sein scheinen, wenn auch graduell verschieden und in der Schreibung uneinheitlich reflektiert. Darf man – trotz nicht zu übersehender Verschiedenheiten, trotz konservativer und, wie es scheint, teilweise sogar rückläufiger Tendenzen – diese Prozesse als synchron verlaufend ansehen und als symptomatisch dafür werten, daß hier im Bereiche des Frühnhd. die Integration eines neuen sprachlichen Systems vor sich geht, einer Vor-Form des eigentlichen Nhd.? Diese Frage ist beim heutigen Stand der Forschung nur mit Vorbehalt zu bejahen. Denn noch ist das Studium der Isoglossen, d. h. isophoner, isomorpher und isolexer Erscheinungen, zu wenig fortgeschritten und damit das Ausmaß struktureller Übereinstimmungen, der Ähnlichkeitsgrad ‚kommunizierender Subsysteme (Dialekte)‘⁵ zu wenig bekannt, weil man allzu lange im wesentlichen nur dem Aufkommen der neuen Diphthonge und Monophthonge Beachtung geschenkt hat. Wichtig ist natürlich die Kombination und Organisation der neuen Strukturelemente zu einem neuen überlandschaftlich geltenden Bestand der Sprache, aber eben nicht nur die Verbindung neuer Diphthonge mit neuen Monophthongen. Th. Frings war daher mit seinen Kombinationskarten schon auf dem richtigen Wege. Was not tut, ist nicht, sie wieder auseinanderzunehmen, sondern sie historisch, in genauer Aufarbeitung der schriftlichen und gedruckten Überlieferung der deutschen Sprachland-

⁴ J. Chr. Adelung, *Deutsche Sprachlehre*. 5. Aufl. Berlin und Wien 1803, S. 426.

⁵ W. Arndt, *Ein Ansatz zur strukturellen Gliederung der deutschen Dialekte*, in: *Phonetica* 9, 1963, S. 3 f.

schaften zu überprüfen und den bisher ins Auge gefaßten Bestand ausgewählter Sprachelemente zu ergänzen. Beides wird bereits an verschiedenen Stellen getan, so daß wir nicht nur die ostmd. Sprachlandschaft, worüber gerade in den letzten Jahren wieder wichtige Untersuchungen erschienen sind, sondern auch den alem., bair. und rhein. Raum zunehmend besser übersehen können, wenn auch noch sehr viel zu tun ist. Dankbar vermerkt sei, daß auch ausländische, außerhalb des deutschen Sprachgebiets wirkende Kollegen mit gewichtigen Studien zu Hilfe gekommen sind, sehr früh H. Bach, doch in den letzten Jahren auch Kollegen aus der Tschechoslowakei, Ungarn und anderen Ländern. Als wichtiger sachlicher Fortschritt zu buchen ist unsere zunehmende Einsicht auch in schreibsprachliche Normen, in ‚Schreibsysteme‘⁶ einzelner Schreiber und Kanzleien, in das sich formende und festigende ‚Graphemsystem der nhd. Schriftsprache‘.⁷ ‚Indem die Forschung dem Sinnfälligsten nachging, steuerte sie zu auf den Kern des schriftsprachlichen Werdens in Buchstaben und Laut‘,⁸ denn, so meint Th. Frings, ‚Schriftsprache ist im Ersten Einheit im Gerüst, in den Lauten, auch Buchstaben, in den Formen, ein geschichtlich gewordenes, in sich geschlossenes lautliches und flexivisches Gefüge. Alles andere, Wörter und Satzbildung, ist beweglicher Zusatz‘.⁹ Diese letzte These bedarf wohl der Prüfung und Einschränkung. Auch die Wahl und Verwendung lexikalischer Einheiten sowie der Bau syntaktischer Gruppen sind von gewissen Normen gesteuert, wenn auch ein variabler Spielraum des Sprachgebrauchs bleibt, ein Anpassungsspielraum der Zeichen und Zeichenverbindungen an individuelle Erfordernisse. Als sich im Jahre 1959 die Möglichkeit bot, im Berliner Akademieinstitut für deutsche Sprache und Literatur eine Abteilung ‚Frühneuhochdeutsch‘ einzurichten, habe ich daher vornehmlich daran gedacht, Normen und Normenverschiebungen im lexikalisch – syntaktischen Bereich genauer zu untersuchen – aus naheliegenden Gründen zunächst im ostmd. Raum. Abgesehen war es u. a. darauf, die sprachgeschichtliche Stellung Lu t h e r s

⁶ Th. Frings, Der Weg zur deutschen Hochsprache, in: Jahrbuch der dt. Sprache 2, Leipzig 1944, S. 69.

⁷ W. Fleischer, Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen (= Sb. der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl. Bd 112, H. 6), Berlin 1966, S. 7.

⁸ Th. Frings, Weg (Anm. 6), S. 73.

⁹ Th. Frings, Sprache und Geschichte 3, Halle 1956, S. 8.

genauer zu erkennen, zu prüfen, welche Stufe der Sprachentwicklung in Wortschatz-Aufbau, Wortbildungs- und Wortfügungs-Weisen mit Luther erreicht ist – gemessen an der frühen ostmd. Überlieferung von etwa 1200–1400. Dieser Plan konnte aus äußeren Gründen nicht voll verwirklicht werden, da mir die mühevoll aufgebauten, ausgedehnten Sammlungen nicht mehr zur Hand sind. Hinsichtlich der Syntax kann ich daher nur auf meine frühere Skizze in den „Beiträgen“¹⁰, hinsichtlich der Wortbildung auf das 1963 der Bonner Germanistentagung Berichtete¹¹ verweisen. Wohl aber vermag ich einiges Neue über den **Auf-, Aus- und Umbau des Wortschatzes** im md. Osten zu sagen.

Es versteht sich ja von selbst, daß nicht der Gesamtbestand des Lutherischen Wortguts mit dem des frühen Ostmd. verglichen werden konnte. Das war unmöglich, für den genannten Zweck aber auch gar nicht nötig. Um herauszufinden, wie stark Luther in der ostmd. Tradition steht und welche Stufe des sprachlichen Aus- oder Umbaus er gegenüber dem frühen Ostmd. repräsentiert, genügt es, geeignete Teilkomplexe des Wortschatzes möglichst umfassend, lückenlos und genau zu mustern und zu vergleichen. Die Suche nach einem besonders fruchtbaren Ansatz hat mich schließlich zu den Bezeichnungen geführt, die den Menschen als Vertreter einer bestimmten **Altersstufe** oder eines bestimmten **Geschlechtes** fassen, sodann zu den **Verwandschaftsbezeichnungen**. Diese Bereiche werden vornehmlich von den substantivischen Personenbezeichnungen erschlossen, die einigermaßen vollständig gesammelt werden konnten: für Luther und für die frühe Überlieferung (Anf. 13. – Anf. 15. Jhs) des Meißnisch-Thüringischen sowie des Deutschen Ordens, auch in zumindest repräsentativer Auswahl des Böhmischeschlesischen, wobei Johannes von Saaz noch ebenso einbezogen ist wie Johannes Rothe von Eisenach und das Treßlerbuch des Deutschen Ordens (1399–1409). Auch Standes-, Berufs- und Rollenbezeichnungen verschiedener Art waren also gesammelt, ehe die Entscheidung für die beiden besonders interessanten Gruppen fiel. Hier ergab die Textdurchsicht jeweils ein reich besetztes, oft aktualisiertes Wortfeld, dessen Skala mehr oder minder zum elementaren Sprachbe-

¹⁰ J. Erben, Die sprachgeschichtliche Stellung Luthers, in: PBB Halle 76, 1955, S. 166 ff.

¹¹ J. Erben, Deutsche Wortbildung in synchronischer und diachronischer Sicht, in: WW 14, 1964, S. 83 ff.

sitz des Bauern wie des städtischen Urkundenschreibers und auch des Geistlichen gehörte – variiert natürlich je nach der Sprachschicht, die in das überlieferte Schrifttum Eingang gefunden hat: Mundart oder landschaftliche Umgangssprache, Sprache der höfischen Literatur, der Predigt oder des Rechts. Stellt trotz des uneinheitlichen literarischen Charakters der untersuchten Texte die synchronische Beschreibung des frühen Ostmd. eine geeignete Vergleichsgrundlage dar? Ich glaube schon, zumal auch Luthers Werk zahlreiche Traditionsstränge umfaßt, und es ja u. a. darauf ankommt, festzustellen, welche Tradition Luther aufnimmt, wobei künftige Forschung auch die Verbindungsfäden zu anderen deutschen Sprachlandschaften freizulegen hätte.

Regionale Varianten, zu denen u. a. das nur schlesisch – in Kanzleitexten des 14. Jhs¹² – bezeugte poln. Lehnwort *matke* ‚Mutter‘ gehört, spielen in der frühen ostmd. Überlieferung offenbar keine große Rolle, wenn auch die meißnisch-thüringische Überlieferung in engerem Zusammenhang mit dem Schrifttum des Deutschen Ordens als Böhmen-Schlesiens zu stehen scheint. Zuweilen ist es wohl nur Zufall, wenn Belege aus einem Teilgebiet des deutschen Ostens fehlen. Dafür spricht z. B., daß *mannes-name* nur im Thüringischen und im Deutschen Orden nachgewiesen ist, die zugehörige Entsprechung *wibes-name* aber auch aus böhmischen Quellen belegt ist. Wichtiger als regionale Varianten sind die *funktionalen* (gattungsbedingten) und *sozialen*. Wörter wie *grise*, *magetīn*, *barn* und *künne* sind zwar für das gesamte Ostmitteldeutsche bezeugt, aber offensichtlich ausgesprochene Literaturwörter. Die pluralische Bezeichnung *geberere* ist meißnisch, böhmisch und im Deutschen Orden nachweisbar, aber nur in geistlicher Überlieferung und wohl eine Lehnbildung nach lat. *parentes*, ebenso wie das ebenfalls nur in geistlicher Tradition lebende *menninne* (*mennīn*), eig. ‚die vom Manne Genommene, vom Manne Stammende und zu ihm Gehörige‘ dem lat. *virago* folgt. Als Deminutivum des allgemein üblichen Wortes *maget* begegnet geschäfts- und rechtssprachlich die Form *meidechin* (*meydichen*), literatursprachlich hingegen *meidel(tīn)*.¹³

¹² Deutsche Texte aus schlesischen Kanzleien des 14. und 15. Jhs, hg. von H. Binde-wald (= Vom Mittelalter zur Reformation 9), Berlin 1935, S. 30 und 36.

¹³ Vgl. z. B. V. 3873 u. 3886 bei Nicolaus von Jeroschin, *Di Kronike von Pruzinlant*, hg. von E. Strehlke, in: *Scriptores Rerum Prussicarum* 1, Leipzig 1861, S. 291–624 sowie das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399–1409, hg. von E. Joachim, Königsberg 1896, S. 498, 28.

Die sinnverwandten Bezeichnungen *knabe* und *junge* werden in literarischen Denkmälern bevorzugt – oft als Reimwort –, *knecht* in rechtssprachlichen Quellen. Wo *knecht* in literarischen Texten begegnet – die Überlieferungsschichten sind natürlich nicht gänzlich voneinander isoliert –, zeigt sich z. T. ein deutliches Anschließen an Sprache und Stil des Rechts: *waz dâ kinder inne wirt* (in der *frouwen lant Amazôn*), / *welch under in wirt ein kneht*, / *dem haben funden sie ein reht* (nach Entwöhnung wird es *sinem vater in der manne lant* gesendet) Ulrich v. Eschenbach (oder Etzenbach) Alexander V. 17.442 ff.¹⁴ Gewisse Bildungen sind offensichtlich zunächst nur in einer bestimmten Schicht wirklich geläufig, etwa in der – zu besonderer sprachlicher Genauigkeit verpflichteten – Rechtssprache, und dringen dann gegebenenfalls von hier aus vor, z. B. *stief-vater*, *stief-son*, *stief-muter*, *stief-kint*. In manchen Fällen steht die frühe ostmd. Überlieferung offensichtlich unter nd. Einfluß, speziell der Sprache des Sachsenspiegels, z. B. im Falle des Gebrauchs von *e(he)-kint* und *kebis-kint*.

Halten wir als Tatsache fest, daß der allen Schichten gemeinsame Grundbestand eine Ergänzung durch besondere Ausdrucksvarianten begrenzterer Geltung findet. Teils ist dies eine Präzisierung und genauere Differenzierung der sprachlichen Skala, die nur dort gilt, wo sie nötig ist, teils eine Erweiterung um poetische oder affektische Ausdrucksvarianten. Besteht der Grundbestand des Wortfelds dann jeweils aus wenigen Wörtern, die den Sachbereich nur grob und ungenau aufschließen? Das kann man nicht generell behaupten. Obwohl bekanntlich das heutige Deutsch einige neue Stufen umgangssprachlich zu unterscheiden begonnen hat – ich erinnere nur an die *Teenager* und *Twens* – und obwohl auch die normale Hochsprache präziser abzustufen scheint – man vergleiche etwa den schon von Adelung verzeichneten, das Vordringen zahlenmäßiger Einstufung des Menschen spiegelnden Typus *Er ist ein Dreyßiger, Vierziger, Funfziger* mit den entsprechenden Femininbildungen sowie die ebenfalls schon in seinem Wörterbuch, also um 1800, gebuchte generationsabstufende Reihe *Ur-Großeltern, Groß-Eltern, Eltern, Kinder und Enkel* – ist das frühe Ostmd. in anderer Hinsicht genauer. Es trifft Unterscheidungen, die im

¹⁴ Ulrich von Eschenbach, Alexander, hg. von W. Toischer (=Bibliothek des Lit. Vereins in Stuttgart 183), Tübingen 1888.

spätmittelalterlichen Deutsch noch wichtig waren, dann aber aufgegeben wurden. Im Bereich der Verwandtschaftsbezeichnungen ist dies vor allem die genaue Differenzierung der Seitenverwandtschaft mit der nur vereinzelt aufgehobenen Opposition zwischen der väterlichen und mütterlichen Seite (*vetter* – *oheim*, *base* – *mume*, *swertmag* – *spi(nne)l-mag*). Die Bezeichnungen des Menschen nach Alter und Geschlecht andererseits weisen z. T. als weiteres inhaltliches Merkmal die Zugehörigkeit zum Herrenstande auf; man vergleiche die besondere standesbezogene Reihe *junc-hërre*, *hërre*, *alt-hërre* sowie *junc-vrowe(lin)*, *vrowe*, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß die ständische Beschränkung dieser Wörter sich schon gelockert hat und etwa *vrowe* nicht nur Titel auch schon der Bürgersfrau sein kann (*ffraw Anna, vnser baderynne* 1395 Stadtbuch Dux 22),¹⁵ sondern im frühen Ostmd. auch das Adjektiv *arm* als charakterisierenden Zusatz gestattet: *si* (die hl. Elisabeth) *dranc sich alhin under / in die volcwib enmiten./ . . / an einem winkele si gestunt, / als die armen vrowen tunt, / die nicht in der kirchen ganc / haben sunderlichen banc* Passional 619, 82 ff. K.¹⁶ Noch beweiskräftiger ist das Auftreten von *vrowe* als Antonym nicht nur von *hërre*, sondern auch von *man*, im Kontext des sonst üblichen *wîp*: *man oder wîp . . . man noch vrowe* (um 1300) C. D. Sax. II 14, 32; oder: *nimet ein man ein wîp . . . welch man eine vrowen nimit* ebda 16.¹⁷ Indessen kann *vrow(e)* – anders als *wîp* – titelartig vor Eigennamen treten, wie *hërre* nicht selten in charakteristischer Doppelung: *vnser lyben, gnedigen frowen* (Bezeichnung der Lehensherrin), *frowen Hedwygen* (allgemeine Standesbezeichnung für die Angehörige des Herrenstandes – als Titel vor dem Namen), *syner elichen howsvrowen* (1372) Ub. Liegnitz 182.¹⁸ Auch sonst wird durch charakteristischen Kontext oder durch bestimmte Kompositionsglieder (vgl. etwa *closter-vrowe* und *volc-wîb*) vielfach noch deutlich, daß *wîp* und *vrowe* nicht völlig synonym sind, daß jener Wertunterschied nicht völlig neutralisiert ist, den

¹⁵ Das Stadtbuch von Dux 1389, bearb. von K. Kochmann (= Stadt- und Urkundenbücher aus Böhmen 8), Prag 1941.

¹⁶ Das Passional, hg. von K. Köpke (= Bibliothek der gesamten dt. Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 32), Quedlinburg Leipzig 1852.

¹⁷ Urkundenbuch der Stadt Freiberg in Sachsen, hg. von H. Ermisch Bd III (= Codex diplomaticus Saxoniae regiae II 14), Leipzig 1891.

¹⁸ Urkundenbuch der Stadt Liegnitz, hg. von F. W. Schirmacher, Liegnitz 1866.

Frauenlob mit seinem bekannten Ausspruch meint: *wîp sunder ach ein sūezer name, doch vrouwe ie bezzer waere* 113 E.¹⁹

Zur Frage der sprachlichen Präzision im frühen Ostmd. möchte ich noch ergänzen, daß viele Begriffe sehr viel umfassender sind als heute. So beziehen sich *knabe*, *knecht* und *junge* auf den Begriff von lat. *puer* u n d *juvenis*, entsprechend *dirne*, *maget* und *juncvrowe* auf den Begriff von lat. *puella* u n d *virgo*, so daß es auch im Hinblick auf ein erwartetes *kindelîn* heißen kann: *wirt ez kneht oder maget* im Wilhelm v. Wenden (V. 1275) desselben Ulrich v. Eschenbach (oder Etzenbach), der in seinem Alexander (V. 17. 460) andererseits sagt: *sie was noch magt und nicht wîp*.²⁰ Entsprechend kann *knecht* einen ‚Täufling‘ meinen, wie im Zwickauer Rechtsbuch 86,²¹ oder lat. *juvenis* übersetzen, wie in den Schriften des Johann v. Neumarkt (2, 413).²² Ostmd. *vorvarn* meint nicht nur die ‚blutsverwandten Altvorderen‘ im engeren Sinne, sondern oft auch die ‚(Amts-)Vorgänger‘, was z. Zt. erblicher Lehen und Ämter ja häufig ein Angehöriger des gleichen Geschlechts war, ebenso schließt *nâch-varn* und *nâch-komen* die ‚Rechts- und Amtsnachfolger‘ ein, so daß es absolut nicht verwunderlich ist, wenn jemand einen Wald *den vogenanten juncfrowen des conventis zcu Suselicz unde iren nachkomen* (1380) C. D. Sax. II 10, 255²³ vermacht, oder wenn es in den Ordensstatuten heißt: *ûch meistere ordens des dûtschen hûses unde ûweren nâchkumen* (lat. *successoribus*) 128.²⁴ Die hier angedeutete, sozusagen globalere Bezeichnungsweise sollte uns nicht zu dem Fehlschluß verleiten, daß man nicht imstande gewesen wäre, das speziell Gemeinte sprachlich eindeutiger und genauer zu fassen. Gewiß läßt *knabe* oder *knecht* gemeinhin den Begriff *puer* und *juvenis* ungeschieden, so daß der Hörer nur dem Kontext entnehmen kann, ob ein gerade

¹⁹ Heinrich von Meißen (Frauenlob), Leiche, Sprüche, Streitgedichte, Lieder, hg. von L. Ettmüller (= Bibliothek der gesamten dt. Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit 16), Quedlinburg-Leipzig 1843.

²⁰ Über die zitierten Ausgaben s. Anm. 14 und 25.

²¹ Zwickauer Rechtsbuch, bearb. von G. Ullrich (= Abteilung Stadtrechtsbücher), Weimar 1941.

²² Johann von Neumarkt, Schriften, hg. von J. Klapper (= Vom Mittelalter zur Reformation 6), Bd 2, Berlin 1932.

²³ Urkundenbuch der Stadt Leipzig Bd III, hg. von J. Försternann (= Codex diplomaticus Saxoniae regiae II 10), Leipzig 1894.

²⁴ Die Statuten des Deutschen Ordens, hg. von M. Perlbach, Halle 1890.

Geborener oder ein junger Mann, ein junger Herr oder ein junger Mensch in dienender oder lernender Stellung gemeint ist. Soll aber das kindliche (Knaben-)Alter betont und ausdrücklich abgehoben werden, so wird das eindeutige Deminutivum gebraucht: *knebelin, knechtel(in)*: *ob iemen welle zwei kindelin / koufen, zwei schoeniu knehtelin* (*knebelin* Heidelberg. Hs. des 14. Jhs) Ulrich v. Eschenbach (oder Etzenbach), Wilhelm v. Wenden V. 2299 f. R.,²⁵ beide Bezeichnungen sind ostmd. Sprachgebrauch gemäß. Kommt es aber darauf an, die zwischen Knaben- und Mannesalter liegende Lebensstufe abzuheben, so wählt man *jungelinc*: *das derte aldir hebit sich an zcu ferczen jarin und werit bicz uf eynunzwenzic jar, und die heissin ‚jungelinge‘* definiert das Eisenacher Rechtsbuch 42 Ro.²⁶ Im übrigen wird z. T. schon die Formvariante *knappe* bevorzugt, wenn es darum geht, zum Merkmal der Jugend und Männlichkeit zusätzlich das der dienenden Stellung (bei Hofe oder einem bürgerlichen Meister) zu signalisieren. Statt des weiten Begriffs *näch-komen* steht die eindeutigere Bezeichnung *näch-volger* als Entsprechung von lat. *successor* zur Verfügung, nicht selten zunächst durch eine präpositionale Zusatzbestimmung ergänzt: *wi vnde alle unse nachuolgere an unsme bichstume* (1305) C. D. Sax. II 1, 265,²⁷ um die Bedeutung des lat. *imitator* auszuschließen.

Nach diesen knappen Bemerkungen – es ist ja leider unmöglich, in diesem Rahmen das gesamte Material auszubreiten – möchte ich nun den Stand der *L u t h e r s p r a c h e* vergleichend abheben und dabei vor allem die sprachliche Differenzierung des Menschen nach Alter und Geschlecht etwas eingehender beleuchten. Daß dieser Bereich sehr wichtig ist, zeigt schon die Tatsache, daß man sich auch im Deutschen nicht mit syntaktischen Umschreibungen begnügt, d. h. *mensch* nicht einfach mit den dafür geeigneten Adjektiven *jung* – *alt*, *männlich* – *weiblich* u. ä. versieht, sondern eben bestimmte Namen, Sonderzeichen des Lexikons dafür geprägt und eingebürgert hat. Daß sie als Glieder einer (Doppel-)Reihe, gleichsam eines ‚lexikalischen Paradigmas‘²⁸ fungieren, hat uns

²⁵ Ulrich von Etzenbach, Wilhelm von Wenden, hg. von H.-F. Rosenfeld (=Deutsche Texte des Mittelalters 49), Berlin 1957.

²⁶ Eisenacher Rechtsbuch, bearb. von P. Rondi (= Germanenrechte, NF Abt. Stadtrechtsbücher Bd 3), Weimar 1950.

²⁷ Urkundenbuch des Hochstifts Meißen, Bd I, hg. von E. G. Gersdorf (= Codex diplomaticus Saxoniae regiae II 1), Leipzig 1864.

²⁸ E. Coseriu, Lexikalische Solidaritäten, in: Poetica 1, 1967, S. 294.

mancher Verfasser von Sinngedichten bestätigt. Ich zitiere hier nur den Schlesier Logau: *Ein Kind vergißt sich selbst; ein Knabe kennt sich nicht; / Ein Jüngling acht sich schlecht; ein Mann hat immer Pflicht; / Ein Alter nimmt Verdruß; ein Greis wird wieder Kind* 75 E.²⁹ Ich möchte nun in aller Kürze Übereinstimmung und Verschiedenheit dieses Feldes im frühen Ostmd. und bei Luther charakterisieren.

Am wenigsten verändert ist die Gruppe der geschlechtsneutralen Kollektiv- und Individualbezeichnungen der menschlichen Frühstufe. Nur ist die Reihe der Sammelbezeichnungen *jugent*, *die jungen* oder *kleinen* bereichert um *die unmündigen* – von Luther in ausdrücklichen Gegensatz zu den *weysen vnd verstendigen* gestellt: *den weysen vnd verstendigen verporgen . . . , den vnmündigen offenbart* 1522–46 WA Bi. 6, 54 (Mt. 11, 25); *aus dem mund der vnmündigen vnd seuglingen, hastu lob zu gericht?* ebda 92 (Mt. 21, 16).³⁰ Die Reihe *kint*, *kindelîn*, *sûgeltnc* ist dadurch ergänzt, daß *seugling* ein Gegenwort erhalten hat, den *entweneten* ‚nicht mehr Saugenden‘: *ein seugling wird seine lust haben am loch der ottern, vnd ein entweneter wird seine hand stecken in die hule des basiliken* 1528–45 WA Bi. 11, 1, 55 (Jes. 11, 8). Das weitere Feld ist in seiner Gliederung bestimmt von der Opposition zwischen geschlechtsdifferenzierenden Bezeichnungen. Während der menschliche Altersbereich sprachlich kaum differenziert ist, findet sich ein ausgesprochener Reichtum an sinnverwandten Bezeichnungen für menschliche Jugendformen der beiden Geschlechter, wenn hier auch Luther in gewisser Hinsicht vereinfacht hat. Heißt es im frühen Ostmd., bei Betonung des kindlichen Alters, *knebelîn / knechtel(in) / knechtichen – meidel(in) / meidichen*, so bei Luther nur *kneblin-meydlin*: *der meydlin . . . puppen, der kneblin rosstecken* 1527 WA 23, 600, 3 f. Stehen im frühen Ostmd. für den Gesamtbegriff von lat. *puer* und *juvenis* die Bezeichnungen *knabe*, *knecht* und *junge* zur Verfügung, für lat. *puella*

²⁹ Fr. von Logau, Sinngedichte, hg. von G. Eitner (= Deutsche Dichter des 17. Jhs, hg. von K. Goedeke und J. Tittmann 3), Leipzig 1870. Weitere Nachweise bei W. Wackernagel, *Die Lebensalter*, Basel 1862, bes. S. 32 f. und 37 und im Handwörterbuch des dt. Aberglaubens, hg. von H. Bächtold-Stäubli Bd V, Berlin-Leipzig 1932/33, Sp. 958 ff.

³⁰ Alle folgenden Luther-Zitate gemäß der großen Weimarer Luther-Ausgabe 1883 ff.; Bi. = Reihe Bibel, Br. = Reihe Briefe, Tr. = Reihe Tischreden.

und *virgo* die Reihe *dirn*, *maget* und *juncvrow(e)*, so hat Luther dafür normalerweise nur die Opposition *knabe* – *meydlin*: *ein knab odder medlin von funffzehen iaren mehr weis ynn christlicher lere, denn zuvor alle hohe schulen* 1528 WA 26, 530, 26; *zwo ehrliche schulen awff-richte, eine vor knaben, die ander vor meihdeley*n 1525 WA Br. 3, 495, 27. Zu beachten ist, daß *meidlin* nicht mehr eindeutigen Deminutivcharakter hat, ebenso wenig wie im heutigen Deutsch *Mädchen*, das bei Luther nur in den Tischreden vorkommt: *da hat das gut meidichen ein armen tzimer gesellen genummen* WA Tr. 5, 414, 23 (Rörer). Zur speziellen Abhebung der vormännlichen (*juvenis*) bzw. vorfraulichen (*virgo*) Altersstufe finden wir im frühen Ostmd. *jungelinc* / *junchërre* (ständisch gebunden) – *magetin* / *juncvrowelin*. Luther gebraucht *jüngling* und (*jung-*)*gesell(e)*, daneben vereinzelt *der junge* und *bube* (sonst meist ‚Spitzbube‘, doch in einem Brief an den Kurfürsten Johann Friedrich auch positiv gebraucht: *ymer schade were, das solche feine knaben solten vom studio komen . . . bitte ich aber mal, E. k. f. g. wolten . . . solchen feinen buben eine expectanz gnediglich verschaffen* 1532 WA Br. 6, 379, 18); und andererseits verwendet er *jungfraw*, *magd* sowie die derberen, den bezeugten Adjektiven nach mehr auf die äußere Erscheinung zielenden und nie für Maria gebrauchten Ausdrücke *dim(e)*, *metze* nebst den Deminutivformen (*jung-*)*frewlin*, *dirnleyn*, *metzlin*, ja sogar *hürlin*, das Luther einmal selbst für sein eigenes Töchterchen gebraucht: *ich kante das hürlin zu erst nicht, so schwartz deücht michs sein* 1530 (an seine Frau) WA Br. 5, 347, 6 (vgl. WA 18, 106, 30) – ein reiches Vokabular mit verschiedenen Stilwerten, doch ohne ständische Bindung. Denn *jung-herr*, *juncker* (geläufige Form) ist aus dem Feld der menschlichen Altersbezeichnungen ausgeschieden, steht nicht mehr in Opposition zu *alt-herre*, das Luther gar nicht kennt, sondern ist nun reine Standesbezeichnung eines Adligen, eines Magnaten, eines Vertreters der Obrigkeit schlechthin; *jungfraw* (oder *jungfrewlin* / *frewlin*) ist hingegen fester Bestandteil des Feldes geworden, ohne ständische Beschränkung, wenn auch zuweilen noch titelartig mit einem weiblichen Vornamen verbunden. Um anzudeuten, wie fein Luther den Sprachgebrauch beobachtet, nur ein Zitat aus dem Jahre 1523: *jungfraw ist ey*n weytleufftiges wort, das auch wol eyn weybs bilde seyn mag von funfftzig, sechtzig jaren . . ., aber *magd heyst ey*gentlich ein *jung weybs bild* . . ., das es nicht alleyn die *jungfrawschafft*, szondern auch die *jungent* und *fruchtbarn leyb* mit begreyffe, also heyst man auch auff

deutsch gemeyniglich das junge volck meyde odder meyde volck und nicht jungfrawen volck WA 11, 322, 38 ff.

Die Stufe des erwachsenen Menschen wird bei Luther wie im frühen Ostmd. vor allem durch die Antonyme *man(n)* – *weyb* / *fraw* gefaßt: *der türcke reisst man und weib von ein ander und gibt und ver-
keufft die frawen, als werens kûe oder kelber* 1541 WA 51, 621, 18. Die Geschlechtsbezeichnung *weyb* ist – anders als heute – noch geläufiger als *fraw*, was sich u. a. auch an dem lutherischen Kompositionspaar *christen-man* (1520 WA 6, 370, 27) und *christen-weyb* (1522 WA 10, 2, 282, 2) zeigt. Doch sind beide sinnverwandten Bezeichnungen, *weyb* und *fraw*, vornehmlich Gegenwörter zu *man(n)* und *magd* / *jungfraw*. Die schon im frühen Ostmd. bestehende Unklarheit, daß *man(n)* – *weyb* / *fraw* sich nicht nur als allgemeine Bezeichnungen der beiden Geschlechter gegenüberstehen, sondern daß sie außerdem – oft, aber nicht immer durch das Beiwort *êlich*, ein Possessivum oder das Verbum *haben* präzisiert – speziell auch die Partner des Ehestandes meinen, wird bei Luther durch den häufigen Gebrauch der Komposita *ehe-fraw* / *ehe-weyb* und *ehe-mann* vermieden, während im frühen Ostmd. nur *hûs-hêrre* und *hûs-vrowe* gebräuchlich sind. In der Sprache der lutherischen Bibel und Predigt, wo der Gegensatz zwischen Gott und Mensch stärkere Bedeutung erhält, kann das menschliche Gegensatzpaar – gegenüber Gott – verniedlicht erscheinen: *er schuff sie eyn menlin vnd frewlin* 1523–45 WA Bi. 8, 38 (1. Mos. 1, 27); *menlin und weyblin . . . , als gott geschaffen hatt* 1522 WA 10, 1, 1, 692, 19. Ja es kann gegenüber dem Schöpfer sogar der Gegensatz Mensch – Tier so gering erscheinen, daß er wie in der hebräischen Fassung sprachlich überspielt wird: *du sollt ynn den kasten thun allerley thier von allem fleysch ia eyn par, menlin vnd freulin* (lat. *masculini sexus et feminini*) 1523 WA Bi. 8, 52 (1. Mos. 6, 19) – zu vergleichen mit unserer heutigen Bezeichnungsweise *Männchen* – *Weibchen*, während *Männlein* – *Weiblein* in jetziger Hochsprache eindeutig dem Menschen reserviert sind und *Herrchen* – *Frauchen* speziell dem häuslichen Bereich von „Herr und Hund“. Daneben gibt es bei Luther Ausdrucksvarianten, die nicht verniedlichen, sondern den Gegensatz männlich – weiblich betonen. Dies sind weniger die im frühen Ostmd. geläufigen, von Luther selten gebrauchten Bezeichnungen *mannes-name* und *wîbes-name* (für alle, die *mannes* oder *wîbes* Namen haben oder einmal tragen

werden)³¹ als die im frühen Ostmd. noch ungeläufigen Komposita *mans-bild*, *weibs-bild* und *mans-person*, *weibs-person*. Letztere sind offensichtlich ein Ausdruck der Verwaltungssprache und daher nicht in der Lutherbibel gebraucht; man vergleiche z. B.: *wo er* (der Beauftragte des bischöflichen Gerichtsvogts) *etwas durch böse meuler und affterreder höret ynn der tabernen von mans odder weibs personen, das zeigt er dem official* 1528 WA 26, 196, 18. Hingegen werden *mans-bild*, *weibs-bild* durchaus in der Bibel gebraucht und haben keinen abschätzigen Unterton wie im heutigen Deutsch: *es ist eyn weybsbild naturlich tzur liebe und gunst geneygt. mehr denn eyn manßbild* 1522 WA 10, 1, 1, 297, 11; *Maria . . . das aller reinest weibsбилde* 1542 WA 53, 328, 21.

Ich muß es mir hier versagen, weitere Einzelbefunde auszubreiten. Es kommt ja auch mehr auf das Grundsätzliche des Modellfalls an. Daher möchte ich lieber den Rest der Zeit für *zusammenfassende* Bemerkungen und Ausblicke verwenden. Der Vergleich beider Querschnitte hat ergeben, daß der *Bestand* an geläufigen Wörtern, die diesen Bereich sprachlich erschließen, ebenso wenig unverändert geblieben ist wie die jeweils geltende *Gebrauchsnorm*. Abgebaut worden ist die Sonderskala standesgebundener Bezeichnungen *junc-hërre*, *hërre*, *alt-hërre* sowie andererseits *junc-vrowe(lin)*, *vrowe*, die der Normalskala im wesentlichen integriert worden sind: *jungfraw* oder – auch diese abgeschliffene Lautform findet sich schon bei Luther – *iunpffer* (WA 10, 1, 1, 414, 6) ist nun Gegenwort von *jungling* und (*jung-*)*gesell* geworden, wie diese nun mit dem deutlichen Inhaltsmerkmal ‚heiratsfähig, aber nicht verheiratet‘: *junglinge und jungfrawen, große kneblin und grosse meydlin, die zur ehe tüchtig sind* 1527 WA 23, 622, 36; *also werden jungfrawen auch ehe reif zu freien denn gesellen* 1532 WA Tr. 1, 173, 18 (Aurifaber). Wie *juncker* so ist auch *knecht* ausgeschieden und nur noch als Gegenwort zu *herr* und *juncker* üblich: *das sie nit iunckern, sondern knecht weren* WA 8, 183, 4; deutlich auch in den neuen Ableitungen *knecht-isch* (WA Bi. 7, 186 = Gal. 5, 1) und *knechtschafft* (WA Bi. 7, 184 = Gal. 4, 24). Als ritterlich-höfische Rangbezeichnung hat sich *knecht* – anders als engl. *knight*, dem sich manche

³¹ Zur Entstehung vgl. Hester V. 267, hg. von K. Schröder, Germanistische Studien 1, hg. von K. Bartsch, Wien 1872, S. 247–315 und: Das Buch der Maccabäer in mittelalterlicher Bearbeitung, hg. von K. Helm (= Bibliothek des Lit. Vereins in Stuttgart 233), Tübingen 1904, V. 2832.

frühen ostmd. Belege durchaus an die Seite stellen lassen,³² – nicht durchsetzen können, und als Geschlechts- und Altersbezeichnung ist es ebenso wie das Deminutivum *knechtel* (*in*) geschwunden, wenn auch in einer späten Abschrift (1512) des alten Gothaer Stadtrechts³³ noch die Formel *knechtichen oder meydichen* enthalten ist, die in mnd. *knechteken vnde . . . meydeken* eine Parellele hatte (Hallesche Schöffennb. um 1370).³⁴ Umgekehrt hat sich aus der Synonymenreihe des frühen Ostmd. *knabe* und *kneblin* durchsetzen können, weil hier die für *knecht* gefährlich gewordene Begriffskomponente abgelöst und der Formvariante *knappe* übertragen worden ist. Schon im ‚Wilhelm von Wenden‘ des Ulrich v. Eschenbach (oder Etzenbach)³⁵ wird zwischen den zu bedienenden *knaben* (V. 5427) und den dienenden *knappen* (V. 5431) unterschieden, und das Urkundenbuch von Budweis³⁵ enthält 1351 eine Wendung wie *der maister vnd der knappen der tuechmacher* 52 – ein Beleg dafür, daß sich auch im bürgerlichen Raum die für den dienenden, lernenden und mithelfenden Jungmann abgezweigte Sonderform durchzusetzen beginnt. Daß aber *magd* und *meydlin* nicht das Mißgeschick von *knecht* und *knechtlin* geteilt haben, ist verständlich, obwohl auch bei Luther noch Wendungen zu finden sind wie *herr oder knecht, fraw oder magd* 1520 WA 6,370,26. Die Bezeichnung *magd* war höherwertig als *knecht* durch die zentrale, auch Luther geläufige Formel *Maria die reine magd* 1542 WA 53,394,1 und dadurch als Entsprechung für lat. *virgo* gefestigt; andererseits wird es entlastet durch das Kompositum *dienst-magd* 1523-40 WA Bi.8,392 (3. Mos. 19,20), wie ja auch sonst ein Bestreben nicht zu übersehen ist, Polysemie durch Wortbildung abzubauen. Die Form *meydlin* aber, die vom Grundwort *magd* lautlich und inhaltlich entfer-

³² Vgl. besonders *yeder rittir mit czwen knechten . . . und yeder knecht mit eyme knecht* 1387, in: Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1381–1395, hg. von H. Ermisch (= Codex diplomaticus Saxoniae regiae I B 1), Leipzig 1899, S. 177.

³³ in: Die Stadtrechte von Eisenach, Gotha und Waltershausen, hg. von Fr. v. Strengé und E. Devrient (= Thüringische Geschichtsquellen, NF 6. Bd, der ganzen Folge 9. Bd), Jena 1909, S. 200.

³⁴ K. Bischoff, Zur Sprache des Sachsenspiegels von Eike von Repgow, in: ZfMfg 19, 1943/44, S. 61.

³⁵ Ulrich von Etzenbach, Wilhelm von Wenden, hg. von H.-Fr. Rosenfeld (Anm. 25); Urkundenbuch der Stadt Budweis, hg. von Karl Köpl, Bd I, 1. Hälfte von 1251–1391, Prag 1901.

ter ist als *knechtlin* von *knecht*, fungiert im Lutherdeutsch offenbar schon nicht mehr als Deminutivum zu *magd*, obwohl es formal in einer Reihe steht mit *frewlin*, *jungfrewlin*, *weiblin* sowie *dyrn(e)yn*, *metzlin* und *hürlin*. Man hat hier beinahe den Eindruck typisch männlicher Wortbildung, die für das einzelne – noch nicht emanzipierte – weibliche Wesen nicht zufällig gern Deminutivformen gebraucht und es damit den *kindlin* gleichstellt³⁶, den gesamten Rest der Weiblichkeit aber global mit Kollektivbildungen faßt. Denn diese sind für den Sprachstand Luthers eine ebenso typische Neuerung, die Reihe *meyde-volck* (s.o.), *frauen-volck*,³⁷ *weybis-* oder *weyber-volck*³⁸ und *weibers-chafft*³⁹. Charakteristisch sind im übrigen die Bildungen mit *jung*: *jung-fraw*, *jung-gesell*, *jüng-ling*, während Zusammensetzungen wie *alt-hërre* nicht mehr anzutreffen sind. Allerdings ist die menschliche Altersstufe insofern genauer differenziert, als dem *greis* nun die *matrone* und *vettel* gegenübersteht, wobei all diesen Bezeichnungen gern das Adjektiv *alt* beigegeben und damit die Altersstufe noch besonders betont wird, z. B. *das die allten matron sollen die iungen weyber leren* 1522 WA 10,1,1,32,8. Im frühen Ostmd. hingegen sind die lat. Lehnwörter *matrona* und *vetula* noch nicht eingebürgert, nur vereinzelt und unsicher bezeugt, und die alte Frau wird – wenn überhaupt – mit dem Adjektiv *alt* charakterisiert, z. B. *die alde quene* Passional 178,6 K.⁴⁰

An welche Traditionen hat die Luthersprache angeschlossen? Offenbar nur z. T. an die ältere Literatursprache, etwa mit *knabe* und *kneblin*. Sehr viel stärker erscheint die Wirkung der geistlichen Tradition, aus der ihm z. B. *seugling* – Lehnbildung für lat. *lactens*⁴¹ – zugekommen ist; ferner die Sprache des Rechts und der Verwaltung, man vergleiche etwa die *unmündigen* (im Eisenacher Rechtsbuch wird die Spanne von 9 bis 14 Jahren als *kintheid* bezeichnet, das Alter davor heißt *unmundikeit* 42 Ro.),⁴² sodann die in der Lutherbibel nicht gebrauchten Termini

³⁶ Vgl. WA 51, 486, 29.

³⁷ WA 10, 1, 2, 102, 29.

³⁸ WA 10, 2, 153, 15 und 11, 396, 22.

³⁹ WA 50, 398, 26.

⁴⁰ Hg. von K. Köpke (Anm. 16).

⁴¹ Vgl. z. B.: Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc, hg. von W. Ziesemer (= Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Sonderreihe Bd 1), Halle 1930, Jer. Kl. 4,4 und Nicolaus von Jeroschin, *Kronike* (Anm. 13) V. 2483.

⁴² Eisenacher Rechtsbuch, bearb. von P. Rondi (Anm. 26).

ni *mans-* und *weibs-person* (s. o.). Anschließend an die drei Personen der Trinität ist das Lehnwort *person* offensichtlich zur Zählbarkeit der spätmittelalterlichen Verwaltungssprache geworden. So treffen wir in dem Rechenbuch des Johannes Widmann von Eger (gedr. Leipzig 1489)⁴³ ein Beispiel aus dem Zollwesen: *Die 3 gereysigen geben 9 gr. vnd die 7 fußgenger 3, . . . daz . . . sind 10 person.* Und das – zu Erfurt 1500 erschienene – Büchlein der Titel aller Stände⁴⁴ zeigt mit der Wendung *nach gewonheit der landen vnd personen*, daß *person* bereits in die alte Rechtsformel *lant und leute* eingebrochen ist. Auch in die deutsche Bibel findet das Simplex Eingang, deutlich als Fachwort der Rechtssprache in Luthers Übersetzung der Sprüche Salomos 24,23: *Der person ansehen im Gericht ist nicht gut* 1525-45 WA Bi.10,2,81.⁴⁵ Das Muster von *mans-* und *weibs-bild* sowie des zurückgedrängten *mannes-*, *w(e)ibes-name* war dann maßgebend für die Prägung und Einbürgerung von *mans-* und *weibs-person* im Feld der Geschlechtsbezeichnungen, wo beide – obwohl nicht in der Lutherbibel gebraucht – noch im 17. Jh. einen durchaus positiven Wert haben: *Der Teutschen recreation oder Lust-hauß / darinn das Leben der allerfürnembsten und denkwürdigsten Mans: und Weibspersonen* (Buchtitel, Dr. 1612) Ägidius Albertinus – abgewertet erst durch das Auftreten neuer klangvoller Bezeichnungen wie *Frauensperson*, *Frauenzimmer*, *Dame*. Der *Dame* ist es übrigens im 18./19. Jh. gelungen, mit dem *Herrn* ein neues, gutbürgerliches Gegensatzpaar zu bilden, so daß dann *Herr* ,von einem jeden Mann geselliger Bildung und anständiger Erscheinung‘,⁴⁶ d. h. nun auch als Geschlechtsbezeichnung mit besonderem ,soziologischem Wertakzent‘⁴⁷ gebraucht werden kann. Bemerkenswert schließlich ist die im Lutherdeutsch auftauchende Schicht der niederen Umgangssprache, also Wörter wie *metze* und *hürlin*, die Luther keineswegs als Schimpfwörter gebraucht, doch als gefühlsbetonte, ausdrucksstarke Wörter nicht selten anzuwenden liebt: *wie*

⁴³ in: Ostmitteldeutsche Chrestomathie, hg. von J. Erben (= Dt. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für dt. Sprache und Literatur 24), Berlin 1961, S. 176.

⁴⁴ in: Ostmitteldeutsche Chrestomathie (Anm. 43), S. 13.

⁴⁵ Vgl. S. Krüger, Fremdbegriff und Fremdwort in Luthers Bibelübersetzung, in: PBB Halle 77, 1955, S. 444.

⁴⁶ M. Heyne, Deutsches Wörterbuch 2, Leipzig 1906, Sp. 135.

⁴⁷ H. Gipper, Der Inhalt des Wortes, in: Duden-Grammatik, 2. Aufl. Mannheim 1966, S. 435.

*offt nennet eyne mutter (!) yhr tochter eyn hürlin, beyde fur zorn und fur liebe? wie oft heysst der vater (!) eynen son ,du bube', du ,schalck' 1525 WA 18,106,30; und 1527 heißt es: also grüssete der engel Mariam die jungkfraw ,sey gegrüsset, du gnadenreiche' odder ,holdselige', denn was heysst gnade haben anders denn holdselig sein? als wir (!) von einer magd sagen: du feine freundliche metze WA 24,570,13. In der vertraulichen Umgangssprache und keineswegs nur in der Handwerkersprache wurzelt auch der im älteren Deutsch sehr beliebte Ausdruck *gesell(e)*, bei Luther und auch sonst mit einem weiten Anwendungsradius gebraucht, der von ,Gefährte, Helfer, Freund und Kamerad' bis zu ,Bursche, Kerl, Mensch' reicht, wobei der Plural statt *Leute* gebraucht werden kann. Darum wird *geselle* erst durch das adjektivische Beiwort (1523 WA Br. 3,90,6) und Kompositionsglied (1528 WA Br. 4,579,78) *jung* eindeutig in die Gruppe der menschlichen Alters- und Geschlechtsbezeichnungen einbezogen und nimmt nun den Platz ein, den der adelsstolze, zur reinen Obrigkeit gewordene *Junker* geräumt hat.*

Einen ähnlichen Umbau, Abbau und Ausbau zeigt die Analyse des Verwandtschaftsfeldes, über die in diesem Rahmen nicht gesprochen werden kann. Was hier skizziert und bewiesen werden sollte, ist nur dies eine: in der Periode des „Früh-Nhd.“ kommt es zum Aufbau neuer und spezifischer Normensysteme. Nicht nur im Bereiche der Laute und Formen, sondern auch im Wortschatz gelten zunehmend andere Gebrauchsnormen und Oppositionen als im „Mhd.“ und andere als im eigentlichen „Nhd.“. Darum verdient das „Früh-Nhd.“ eine eigene wissenschaftliche Behandlung, die synchronische und diachronische Betrachtung hofentlich zahlreicher Beobachter einschließt. Was aber die erreichbare Genauigkeit der Darstellung in dieser reizvollen und schwierigen Periode angeht, so möchte ich mit Goethe sagen: ,Der Historiker kann und braucht nicht alles aufs Gewisse zu führen; wissen doch die Mathematiker auch nicht zu erklären, warum der Komet von 1770, der in fünf oder elf Jahren wiederkommen sollte, sich zur bestimmten Zeit noch nicht wieder hat sehen lassen.'⁴⁸

⁴⁸ Hamburger Ausgabe Bd 12, 6. Aufl. 1967, S. 396.

Zur Frage der Synchronie und Diachronie im Fremdsprachenunterricht

Von Bruno Colbert

Da ich zum ersten Mal vor dieses hohe Gremium trete, sei es mir gestattet, daß ich zunächst auch von hier aus dem Kuratorium des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim für die hohe Ehre danke, die es mir durch die Wahl zum Korrespondierenden Mitglied des Wissenschaftlichen Rates erwiesen hat. In gleich hohem Maße gebührt mein Dank dem leitenden Gremium und besonders dem Präsidenten des Instituts, Herrn Professor Dr. Hugo Moser, für die überaus herzliche Einladung zur diesjährigen Tagung, die mir, als ausländischem Germanisten, die Gelegenheit bietet, im Mutterland der Germanistik zu einer die deutsche Gegenwartssprache betreffenden Frage das Wort zu ergreifen und meine Meinung zu äußern. Ich möchte weiterhin auch nicht versäumen, im Namen der rumänischen Germanisten den Teilnehmern an dieser Tagung die wärmsten Grüße zu entbieten und mitzuteilen, daß sie stets mit großem Interesse die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Germanistik verfolgen.

Allerdings handelt es sich bei der diesjährigen Tagung des Instituts nicht um eine rein germanistische Angelegenheit, sondern um eine allgemein-linguistische Frage, die, wenn sie auch schon einige Jahrzehnte hindurch der Zankapfel der Sprachwissenschaftler war, noch immer keine befriedigende oder gar endgültige Lösung gefunden hat. Einen Beweis dafür bilden auch die Verhandlungen beim letzten im vorigen Jahr in Bukarest abgehaltenen Linguisten-Kongreß und auch diese letzten drei Tage. Aber sobald die Frage Diachronie — Synchronie gelöst ist, wird das bestimmt auch der Germanistik wie jedem Teilbereich der Sprachwissenschaft zugute kommen.

Nach den so gehaltvollen Vorträgen und ertragreichen Diskussionsbeiträgen, die in diesen letzten drei Tagen hier gehört wurden, kann es nicht mehr in meiner Absicht liegen, das Problem Synchronie – Diachronie neu aufzurollen und es erschöpfend zu analysieren – das wäre übrigens im Rahmen eines kurzen Referats, wie ich es mir zu halten vornehme, auch nicht möglich, Professor Coseriu hat ein ganzes Buch darüber geschrieben, sondern ich werde in dieser Frage nur den Standpunkt des Fremdsprachlers vertreten, das heißt des Germanisten, der die deutsche Gegenwartssprache als Unterrichtsgegenstand im Ausland behandelt, also vom Gesichtspunkt der angewandten Linguistik. Die Frage nämlich, die sich die Germanisten im Ausland häufig stellen, ist, ob sie sich in ihren Unterrichtsmethoden der synchronischen oder diachronischen Betrachtungsweise bedienen sollen, oder ob die Möglichkeit besteht, daß beide Betrachtungsweisen harmonisch vereint würden. Um darüber entscheiden zu können, müssen ihnen jedoch die Begriffe Diachronie und Synchronie klar sein.

Es ist unstrittig das Verdienst F. de Saussures, daß er diese zwei Begriffe gegenüber- und entgegengestellt hat, man hat aber häufig übersehen, daß diese zwei Betrachtungsweisen nur zwei verschiedene Existenz- und Entwicklungsformen der Sprache betreffen. Als F. de Saussure zur Veranschaulichung der zwei Betrachtungsweisen von einem Achsensystem sprach, in dem die horizontale Achse A – B die Gleichzeitigkeit, die vertikale C – D dagegen die Aufeinanderfolge darstellt, scheint er verkannt zu haben, daß die Versinnbildlichung der Betrachtungsweisen durch ein Achsensystem die Verpflichtung mit einbeschließt, jeden analysierten Tatbestand zu beiden Achsen in Bezug zu setzen. Und das gilt besonders bei der Betrachtung einer Sprache, die sich natürlich entwickelt und an die gesellschaftliche Entwicklung der betreffenden Sprachgemeinschaft gebunden ist. Sonst würde es keinen Unterschied geben zwischen den natürlichen und den künstlichen Sprachen. Denn in den letzteren gibt es tatsächlich nur die Achse der Gleichzeitigkeit. Und wenn wir auch zugeben, daß künstliche Sprachen sich bereichern und vervollkommen können, so werden die neuen Elemente des Systems doch nicht aus dem Nichts geschaffen, je nach der Laune des Erfinders, wobei es gleichgültig bleibt, ob der Schöpfer diese Elemente aus schon bestehenden Sprachen nimmt, wie etwa Zamenhof, oder sie durchaus frei durch willkürliche Kombinationen von Lauten erfindet. Daß sich weiterhin die Vorstellung manchenorts breitmachen konnte,

das System einer Sprache sei eine Abstraktion, die der Forschung nur dann zugänglich wäre, wenn der Faktor Zeit ausgeschlossen würde, kann nur auf die von Saussure verfochtene Gegenüberstellung von „langue“ und „parole“ zurückgeführt werden. Daß aber der Faktor Zeit aus keiner Erscheinung der Wirklichkeit ausgeschlossen werden kann, ohne die Gefahr, zu Fehlschlüssen Anlaß zu geben, sollte nicht noch einer Beweisführung bedürfen. Somit kann auch keine sprachliche Erscheinung ganzheitlich anders verstanden und erklärt werden als durch ihre Bezogenheit auf beide Achsen, das heißt sowohl auf die der Gleichzeitigkeit als auch auf die der Aufeinanderfolge.

Wenn nun auch manche von Saussure ausgehende Sprachwissenschaftler ein sogenanntes *absolutes* Gleichgewicht des Systems einer Sprache in synchronischer Sicht festzustellen versucht haben, ein Gleichgewicht, das auf den wechselseitigen Oppositionen beruht, wo ein Element vom anderen abhängt und dieses wieder das andere bedingt, so ist dennoch zu beobachten und nicht schwer zu beweisen, daß es nur ein *relatives*- und bewegliches Gleichgewicht im System einer Sprache geben kann. Daß ein Gleichgewicht bestehen muß, leuchtet schon deswegen ein, weil, wenn dieses Gleichgewicht zerstört würde, die weitere Entwicklung der Sprache nur noch von explosionsartigen Sprüngen abhängig würde, und alles müßte neu ge- oder erschaffen werden, wenn auch vielleicht aus dem alten zerstörten Stoff. Die Stabilität des Systems einer Sprache ist zum anderen auch einer der bestimmenden Faktoren in der Entwicklung der Sprache, denn wenn auch eine Änderung eintritt, die zunächst von einzelnen Sprechern ausgeht und allmählich von allen Sprachteilhabern übernommen wird, so wird am System selbst doch nichts geändert. Und nur diese Stabilität macht weiterhin die Übermittlung der Sprache an die folgenden Generationen möglich. Wenn aber eine konkret-synchronische, *absolut* aufgefaßte Stabilität angenommen wird, so wird ein widersprüchlicher Begriff geschaffen, wenn man daran denkt, daß der synchronische Querschnitt einer Sprache eine Sprachwirklichkeit aufzeigt, die von der gehobenen Schriftsprache bis zur dialektal gefärbten Umgangssprache geht. Der Querschnitt würde somit nicht eine einfache – sagen wir horizontale – eindimensionale Linie ergeben, sondern vielmehr eine im Zickzack verlaufende pluridimensionale Fläche darstellen. Lassen wir aber nur eine *relative* Stabilität der Sprache gelten, so ist Raum genug für die verschiedenen Änderungen, die in der Sprache auftauchen, wenn auch die Ursachen dieser An-

derungen außerhalb der Sprache liegen und zwar vorwiegend in den so vielfältigen und wechselreichen Bedürfnissen der Kommunikation. Jeder neue Lebensinhalt, der innerhalb einer Sprachgemeinschaft auftaucht, erfordert ein neues sprachliches Zeichen, das in das bestehende System ein- und ihm untergeordnet wird. Die Anregungen also, die das System der Sprache dauernd empfängt, bringen es unausgesetzt in Bewegung, erfassen jedoch manchmal auch andere Elemente des Systems, die mit dem Ausdruck des neuen gesellschaftlichen Inhalts nicht unmittelbar in Verbindung stehen. In solchen Fällen kann man allerdings von der Wirksamkeit der sogenannten inneren Gesetze der Sprache sprechen, die natürlich mit den sozialen Bedingungen keinen direkten Zusammenhang haben, aber wenn sie nicht bestünden, könnte dem Bedürfnis nach Ausdruck eines neuen gesellschaftlichen Inhalts mit Hilfe der bestehenden sprachlichen Mittel nicht Rechnung getragen werden, und es wäre jedesmal die Schaffung durchaus neuer Ausdrucksmittel nötig.

Sobald aber der Sprache eine *relative* und *bewegliche* Stabilität zugestanden wird, ist leicht einzusehen, daß sich die Sprache den Kommunikationsbedürfnissen anpaßt, und zwar einerseits durch verschiedene Veränderungen des Lautkörpers, also durch Veränderungen materieller Art, andererseits durch die Möglichkeit, bereits bestehenden Lautkörpern (=sprachlichen Zeichen) neue Ausdruckswerte zu verleihen, ohne daß ihre materielle Beschaffenheit angetastet würde.

Dieser Sachverhalt wäre gar nicht möglich, wenn sich das System der Sprache in einem *absoluten* Gleichgewicht befände und nur hie und da durch eine beliebige Anomalie gestört würde. Denn wo Anomalien auftreten, stellen sie nicht einen Wandel des Systems dar, sondern sind nur zeitweilige Abweichungen vom System, die, wenn sie objektiv sind, von der Sprache selbst wieder korrigiert werden oder, wenn sie subjektiv sind, etwa wegen ungenügender Kenntnis der Sprache, wie das bei Fremdsprachigen der Fall ist, so werden sie von diesen selbst im Laufe der Zeit dem bestehenden System wieder angeglichen.

Eine *rein synchronische* strukturelle Analyse des Systems einer Sprache wäre nur dann durchführbar, wenn man diesem System ein absolutes Gleichgewicht zuerkennen sollte. Wenn das aber der Fall wäre, so würde sich die Sprache nicht dauernd und folgerichtig weiterentwickeln können. Die Sprache würde ihre Fähigkeit, sich den ständig wechselnden Erfordernissen des gesellschaftlichen Lebens anzupassen, verlieren und

und nicht imstande sein, diese mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu bestreiten, und würde, wenn sie diese Fähigkeit verlieren sollte, ihren natürlichen Entwicklungsgang aufgeben und eine tote Sprache werden. Deshalb ist eine lebende Sprache, die jederzeit die Möglichkeit hat, den neu auftretenden Bedürfnissen der Kommunikation Rechnung zu tragen, einer durchaus reinen, absoluten synchronischen Betrachtungsweise unzugänglich. Die rein synchronische Analyse, mit völligem Ausschluß der Diachronie, kann zu keiner ganzheitlichen Erfassung der sprachlichen Erscheinungen führen, so daß wenn sich heutzutage die rein synchronistisch eingestellten Strukturalisten nur mit der „langue“ befassen, ohne Bezug auf die bisherige Entwicklung und besonders ohne die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten in Betracht zu ziehen, so ist der Gegenstand ihrer Forschung zum Teil als eine Fiktion anzusehen.

Ich habe nur sehr kurz einige Fragestellungen zum Thema der allgemeinen Diskussion unserer Tagung gestreift, aber nur um zu zeigen, wie schwer es für einen Fremdsprachler ist, sich in diesem Für und Wider zurechtzufinden. Wenn nämlich ein Germanist in Deutschland das System der deutschen Gegenwartssprache zu analysieren und zu erklären versucht, so setzt er wohl berechtigterweise die Kenntnis der Sprache voraus, denn die Leser seiner Ausführungen sind die gegenwärtigen Sprachteilhaber und an der analysierten Sprachwirklichkeit direkt beteiligt. Ganz anders im Ausland, wo die Sprachwirklichkeit eine durchaus andere ist. Wenn für die Sprachteilhaber in Deutschland sehr viele Dinge ganz selbstverständlich sind, so können dieselben Dinge den Ausländern als fragwürdig erscheinen. Es geschieht nicht zum ersten Mal, daß auf den großen Unterschied hingewiesen wird, der zwischen einem deutschen und einem ausländischen Germanisten besteht. Nur ein ausländischer Germanist kann die Feststellung machen, daß ausländische Schüler und Studenten oft Sätze bilden und grammatische Formen gebrauchen, die im Deutschen einfach unzulässig sind.

Die deutsche Sprachwirklichkeit nämlich, mit der unsere Schüler und Studenten in Berührung kommen, sind die ihnen in den Lehrbüchern und Anthologien gebotenen Texte. Und wenn die Anfangslehrbücher ihre gute Arbeit leisten und die deutsche Gegenwartssprache vermitteln, so ergeben sich auf einer höheren Unterrichtsstufe bereits Schwierigkeiten, denn die gebotenen literarischen Fragmente gehören nicht nur der zeitgenössischen Literatur an. Und wenn zum Beispiel unsere Schüler etwa

Goethes „Legende vom Hufeisen“ zu lesen bekommen, da stoßen sie auf die Verse:

So schlendert er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.

Wie sollte man Schülern, die eben nicht Deutsch zur Muttersprache haben, dieses *was* statt *war* ohne Hinweis auf den Sprachwandel erklären? Oder wenn ein Gedicht von Geibel gelesen wird, in dem statt *fragte-frug*, statt *pflog-pflag* vorkommen?

Oder bei Lessing *kömmst* und *kömmt* statt *kommst* und *kommt*?

Oder wenn etwa bei der Wortbildung die Zusammensetzung erklärt wird und neben *Windeseile*, *Landsmann*, *Heldentat*, wo also das Bestimmungswort in der Genitivform erscheint, plötzlich *Hahnenfeder*, *Sonnenaufgang*, *Erdenrund* vorkommen; trotz der heute anders klingenden Genitivformen.

Wie sollen Formen wie *die Liebe des Vaterlandes* statt *zum Vaterland*, *entbehren* mit Genitiv und *Akkusativ*, anders erklärt werden, als durch Hinweis auf den dauernd sich vollziehenden Sprachwandel?

Wenn weiterhin bei der Erklärung des i-Umlauts Beispiele wie *täglich*, *rötlich*, *kürzlich*, einleuchten, weil das den Umlaut bewirkende *i* noch sichtbar ist, wie soll der Umlaut bei *trägst*, *hältst*, *wächst*, *wäschst*, wo also kein *i* mehr vorhanden ist, anders erklärt werden als durch Hinweis auf die im Ahd. vorhandene Flexionsendung *-is*, *-it*? Hier ist also schon aus praktischen Gründen notwendig, auf die Trennung von Synchronie und Diachronie zu verzichten.

Um aber die Behauptung, daß Germanisten im Ausland bei der Behandlung der deutschen Gegenwartssprache einen anderen Weg gehen müssen als die Germanisten in Deutschland oder im allgemeinen in deutschsprachigen Ländern, nur noch mehr zu erhärten, würde ich noch ein Beispiel bringen. Ich möchte die Fehler zeigen, die rumänische Studenten beim Gebrauch des deutschen Partizip Präsens machen. Und diese Fehler machen sie nicht etwa, weil die von den deutschen Germanisten verfaßten Grammatiken nicht erklären, wie oder wann das deutsche Partizip Präsens gebraucht wird, sondern weil diese Grammatiken nicht erklären, wann dieses Partizip Präsens *nicht* gebraucht werden darf.

Nun ist im Rumänischen folgender Sachverhalt. Das dem deutschen Partizip Präsens beiläufig entsprechende Gerundiv des Rumänischen ist eine verbale Form, mit verbaler satzbildender Funktion, wogegen das deutsche Partizip Präsens hauptsächlich eine nominale Funktion hat.

Gewiß kann das deutsche Partizip Präsens auch verbal gebraucht werden, aber bei weitem nicht in demselben Maße wie im Rumänischen. Das rumänische Gerundiv, also eine einzige Form, kann Temporal-, Kausal-, Konditional- und Attributsätze ausdrücken, kann weiterhin im Deutschen durch Hauptsätze, Partizipial- und Infinitivkonstruktionen, durch den absoluten Akkusativ, durch ein Verbalsubstantiv mit Präposition, aber manchmal auch durch ein Partizip Präsens wiedergegeben werden. Bei dieser Vielfalt von Möglichkeiten ist es verständlich, daß sogar Übersetzer rumänischer literarischer Werke oft nicht das richtige treffen, denn sie übertragen die rumänische Sprachnorm auf die deutsche Sprache.

Ich möchte, wenn Sie es gestatten, nur einige Beispiele anführen.

- *Croind ursul, din fața unei scurteici, croitoreasa nu se gîndise că-i dă niște năravuri . . .* (Tudor Arghezi)

Die Schneiderin hatte, *als* sie das Bärenfell aus der . . . Jacke *zuschnitt*, wohl nicht daran gedacht, daß sie ihm Unarten verlieh . . .

- *Drumeții dădeau din cap și întorcîndu-se acasă, spuneau că este la Cocorăști un cimpoieș.* (Ion Slavici)

Die Wanderer schüttelten ihre Köpfe, und *wenn* sie *heimkamen*, erzählten sie, daß es in Cocorăști einen Dudelsackpfeifer gibt.

- *Si zicîndu-le acestea, Budulea rîdea ca omul gata de a face o pozna din cele mai minunate.* (Ion Slavici)

Und *während* er dies *sagte*, lachte Budulea wie einer, der im Begriff ist, einen gelungenen Streich zu spielen.

- *Vezi că nu știu ungurește, răspunse el, privind deznădăjduit la mine.* (Ion Slavici)

Siehst du, ich kann ja nicht Ungarisch, antwortete er, *indem* er mich verzweifelt *anblickte*.

- *Simțînd apropierea timpului de seceră, pădurile se pun în mișcare.* (Ion Slavici)

Sobald sie das Annähern der Erntezeit *wittern*, setzen sich die Wälder in Bewegung.

- *Grăind aceste, el se repezi pe cal . . .* (Ion Slavici)

Nachdem er dies *gesprochen hatte*, sprang er aufs Pferd . . .

- *Intrînd, ea s-a dat un pas înapoi, strîngînd pumnul, ca și cum ar fi trebuit să lovească.* (Tudor Arghezi)

Mit geballter Faust, als wollte sie zum Schläge ausholen, wich sie *beim Eintreten* einen Schritt zurück.

- *Sosînd în comună, trage firește la arendaș.* (Ion Luca Caragiale)

In der Gemeinde *angekommen*, kehrt er natürlich beim Pächter ein.

- Drept că băieții erau mari, dar *fiind* tot *bolnavi*, nu puteau munci. (Ion Agârbiceanu)
- Drept că băieții erau mari, dar *fiind* tot *bolnavi*, nu puteau munci. (Ion Agârbiceanu)
Tatsächlich waren die Buben groß, aber *da* sie *kränkelten*, waren sie zu keiner Arbeit zu gebrauchen.
- Aceasta e treaba lui, și cine știe dacă nu l-aș supăra, dacă nu l-aș păgubi, poate *spunându-le* altora, c-a trecut aici. (Ion Slavici)
Das ist seine Sache, und wer weiß, ob er's mir nicht übel nehmen würde, *wenn* ich anderen Leuten davon *erzählte*, das er hier vorbeigekommen ist.
- Si după ce ne-ați calicit *luându-ne* moșia și *închizându-ne* biserica cu zid, închideți acum în ciudă și poarta spitalului. (Ion Creangă)
Und nachdem ihr uns *dadurch* ruiniert habt, *daß* ihr uns das Gut *weggenommen* und uns vor die Kirche eine Mauer *gesetzt* habt, schließt ihr uns zum Trotz auch noch das Spitaltor zu.

Natürlich könnten noch weitere solche und viele andere Beispiele aufgezählt werden, aber auch schon diese genügen, um zu zeigen, daß der Germanist im Ausland vor anderen Aufgaben steht und besondere Wege gehen muß, um seinen Landsleuten ein richtiges Bild von der deutschen Gegenwartssprache zu vermitteln. Ich kann Sie jedoch versichern, daß die rumänischen Germanisten sich ernst und eifrig darum bemühen, der Pflege und Verbreitung von deutscher Sprache und Literatur die Wege zu ebnen.

Diesen Bemühungen kommen die im vorigen Jahr bei uns getroffenen Verfügungen entgegen, die vorsehen, daß Deutsch schon in der fünften Klasse, das entspricht bei Ihnen der Sexta, unterrichtet wird, und daß sich im letzten Universitätsjahr an den vier von den fünf Universitäten Rumäniens eine viel größere Anzahl von Studenten dem Studium der Germanistik zugewandt hat. Ich möchte nachdrücklich betonen, daß wir den in den letzten paar Jahren immer stärker ausgebauten Kontakt zwischen rumänischen und deutschen Germanisten freudig begrüßen und hoffen, daß auch auf diese Weise der großen Sache des Friedens gedient wird.

Das Institut für deutsche Sprache in den Jahren 1967/68

I. Äußerer Aufbau

1967 ist seit der Gründung des Instituts (1964) wohl das wichtigste Jahr in der Entwicklung des Instituts gewesen. Es brachte die Übernahme des Instituts in den Haushalt des Bundesministeriums für wissenschaftliche Forschung und damit die seit langem erhoffte finanzielle Sicherung; auch das Land Baden-Württemberg beteiligt sich neben der Stadt Mannheim und privaten Förderern an der Finanzierung. Die Bedeutung des Instituts, besonders auch unter kulturpolitischem Aspekt, wurde wiederholt gewürdigt.

Dem Wissenschaftlichen Rat¹ ist im Jahre 1967 als ordentliches Mitglied Univ.-Professor Dr. G. Heilfurth, Marburg, beigetreten. Als korrespondierende Mitglieder wurden berufen: Univ.-Professor Dr. B. Colbert, Bukarest, Univ.-Professor Dr. Marthe Philipp, Nancy, Univ.-Dozent Dr. V. Schwanzer, Preßburg, CSR.

Während die wissenschaftlichen Kontakte mit Forschern in Osteuropa erfreulicherweise weiter verstärkt werden konnten, wurde die Zusammenarbeit mit Kollegen aus dem anderen Teil Deutschlands von dort aus völlig unterbunden. Es konnten wiederum neue Mitarbeiter eingestellt und die Forschungsarbeiten ausgebaut werden. Ende 1967 waren im Institut 8 hauptamtliche wissenschaftliche Mitarbeiter, im Rahmen des Sonderunternehmens „Grundstrukturen der deutschen Sprache“ (s. u.) weitere 8 teilweise halbtägig tätige Mitarbeiter beschäftigt.

¹ Zu seiner Zusammensetzung vgl. Jahrbuch 1 („Sprache der Gegenwart“, Schriften des Instituts für deutsche Sprache 1), 1967, S. 10 f.

II. Veranstaltungen

Der Wissenschaftliche Rat tagte vom 15. – 18. März 1967 und vom 29.2. – 2.3.1968; die Teilnehmerzahl betrug jeweils über 80. Das Generalthema war 1967 „Sprachnorm, Sprachkritik und Sprachpflege“, 1968 „Diachronische und synchronische Sprachbetrachtung“; die Vorträge sind im Jahrbuch 2 der Schriftenreihe des Instituts „Sprache der Gegenwart“, 1968 und in dem vorliegenden Jahrbuch 3 veröffentlicht. Wiederholt traten Kommissionen zu Sitzungen zusammen, so die Kommission für datenverarbeitende Maschinen und Sprachforschung (Leitung Professor Eggers, Saarbrücken), die für gesprochene Sprache (Leitung Professor Boesch, Freiburg i. Br.), die für Dokumentation der deutschen Gegenwartssprache (Leitung Professor von Polenz, Heidelberg), die für Grundstrukturen der deutschen Sprache (Leitung Professor Moser, Bonn). Bei der Zentrale in Mannheim werden zur Klärung linguistischer Probleme und zur Erörterung der laufenden Untersuchungen wöchentlich Colloquien veranstaltet. Von Professor Gerold Ungeheuer und Dr. Dieter Krallmann (Bonn) wurde ein Kurs über statistische Linguistik abgehalten.

Am 20. und 21. 2. 1967 tagte eine Delegation des Instituts in Nancy, gemeinsam mit Germanisten der Universität, unter der Leitung der Professoren Jean Fourquet und Albert Schneider. Erfreulich eng war wieder die Zusammenarbeit mit der germanistischen Arbeitsstelle der Universität Saarbrücken (Leiter: Professor Eggers), dem Institut für Phonetik und Kommunikationsforschung, Bonn (Leiter: Professor Ungeheuer), dem Deutschen Rechenzentrum in Darmstadt und dem Institut für angewandte Mathematik, Bonn, sowie mit dem Goethe-Institut, München.

III. Forschungsarbeiten des Instituts

Die Mannheimer Arbeiten zum verbalen Bereich (Gabriele Beugel, Dr. Hermann Gelhaus, Dr. Siegfried Jäger, Dr. Ulrike Suida) wurden weitergeführt, wobei das Quellenmaterial erheblich erweitert wurde. Im Jahre 1970 wird eine umfangreiche Dokumentation des Tempus- und Modusgebrauchs in der deutschen Gegenwartssprache vorliegen. Im Zusammenhang mit der Untersuchung der Syntax der Alltagssprache (Dr. Ulrich Engel) erwies sich besonders die Klärung der Wortstellungsver-

hältnisse als außerordentlich zeitraubend (s. u.). Bei der Innsbrucker Arbeitsstelle (Leitung: Professor Erben, Mitarbeiter: Dr. Ingeburg Kühnhold, Dr. Hans Wellmann) nahmen die Untersuchungen zur Wortbildung ihren Fortgang, zunächst mit dem Ziel, Funktionsgruppen der Verbalpräfixe und -suffixe darzustellen.

Das in Mannheim aufgenommene Quellenkorpus (s. u.) wurde durch eine erheblich größere Anzahl von Texten ergänzt; außerdem wurde von der Dudenredaktion in dankenswerter Weise die dort vorhandene Wortkartei mit über einer Million Zetteln zur Verfügung gestellt.

Bei der Arbeitsstelle *Bonn* des Instituts (Leitung: Professor Moser) werden vor allem *Wortschatzuntersuchungen* gemacht, wobei besonders die Verschiedenheiten der Sprachentwicklung in beiden Teilen Deutschlands beobachtet werden. Eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten entstanden auf Grund der unter Leitung von Dr. Manfred Hellmann elektronisch gespeicherten Quellentexte und von Exzerptionen. Dr. Inge Kraft führte Untersuchungen über das attributive Adjektiv², den Gebrauch des Wortes „Arbeit“ und die Sprache der Landwirtschaftssendungen durch. Von Dr. Arne Schubert wurde an einem Vergleich der Mannheimer und der Leipziger Duden-Ausgabe und an einer Bibliographie zum Thema „Sprache in beiden Teilen Deutschlands“ sowie an einem Überblick über die sowjetrussische Forschung zur deutschen Sprache³ gearbeitet.

Die *gesprochene deutsche Sprache* wurde in der Arbeitsstelle *Kiel* (Leitung: Professor Hugo Steger, Professor Werner Winter; Mitarbeiter vor allem Dr. Müller, Karin Unsicker, Karl-Heinz Bausch) untersucht, und zwar im Rahmen des Forschungsunternehmens „*Grundstrukturen der deutschen Sprache*“ („Grunddeutsch“).

Dieses Forschungsunternehmen, das von der Stiftung Volkswagenwerk finanziert wird, erstreckt sich vorwiegend auf die Syntax der deutschen Sprache. Es soll auf Anregung des Goethe-Instituts die linguistischen Grundlagen für die Lehrbücher des Deutschunterrichts für Ausländer schaffen; die Arbeit erfolgt in enger Konsultation mit dem Goethe-Institut.

² Veröffentlicht in *Muttersprache*, 78, 1968, H. 3, S. 65–78.

³ Sowjetische Germanistik bibliographisch kurz skizziert. In: *ZfdPh* 88, 1969, H. 1, S. 78–93.

daß sich aus den syntaktischen Untersuchungen der Satzstruktur neue Möglichkeiten der Gliederung des Wortschatzes zu ergeben scheinen. Dr. Alex Ströbl arbeitete an einem Verfahren zur Lösung der übrigen Probleme der Wortstellung, wobei er sich zunächst auf Nominalgruppen beschränkte. Aus Termingründen entschloß man sich zu einem von Dr. Ulrich Engel vorgeschlagenen, verkürzenden Verfahren, nach dem von diesem, seit Mai 1968 zusammen mit Ursula Winkelstern, gearbeitet wird.

Die Arbeiten zur gesprochenen Sprache, für die im Rahmen des Unternehmens „Grundstrukturen der deutschen Sprache“ Professor Steger (jetzt Freiburg i. Br.) die Leitung übernommen hat, konzentrierten sich zunächst auf die Gewinnung eines brauchbaren und repräsentativen Korpus der gesprochenen Sprache. Die Texte wurden entgegenkommenderweise teils von Rundfunkanstalten, teils von anderen Institutionen, so vom Deutschen Spracharchiv in Münster (Leitung Professor Zwirner), zur Verfügung gestellt, zu einem großen Teil aber mußten Neuaufnahmen in Angriff genommen werden. Weitere Überlegungen galten der theoretischen Grundlegung und dem Transkriptionsverfahren; es fanden verschiedene Besprechungen mit der Mannheimer Zentrale statt. Die seit Frühjahr 1968 transkribierten Texte wurden auf Lochstreifen übertragen und maschinell ausgewertet. Professor Dr. Christian Winkler, Marburg, führt an den transkribierten Texten Intonationsuntersuchungen durch, deren Ergebnisse ebenfalls für die maschinelle Verarbeitung aufbereitet werden.

Herr Dr. phil. habil. Grebe legte zu dem von ihm vorgeschlagenen syntagmatischen Wörterbuch eine erste Ausarbeitung vor, die weiter diskutiert werden soll. Für die damit zugleich angestrebte Erforschung der syntagmatischen Beziehungen im Deutschen wurde eine neue Kommission gebildet. Untersuchungen dieser Art, für welche die Errichtung einer neuen Abteilung erforderlich wird, werden auch für das „Grunddeutsch“ von Bedeutung sein.

IV. Datenverarbeitende Maschinen im Dienst linguistischer Forschung

Infolge der Einstellung zweier Linguisten mit Programmierkenntnissen (Ingeborg Zint M. A. im September 1966 und Paul Wolfangel M. A. im Oktober 1967) konnte die Textbearbeitung beschleunigt werden. Das

Zu Gebrauch und Funktion des Passivs (Dr. Klaus Brinker) konnten vorläufige Ergebnisse vorgelegt werden. Dr. Bernhard Engelen arbeitete, unterstützt von Professor Marvin Folsom (Provo, Utah, USA), an der Beschreibung einzelner Satzbaupläne; es konnte auch eine auf 28000 Verben beruhende Valenzliste vorgelegt werden. Bemerkenswert ist, Korpus der Mannheimer Zentrale umfaßt etwa 1,5 Millionen, das der Bonner Außenstelle ungefähr 0,9 Millionen Wörter. Die in Mannheim auf Lochstreifen aufgenommenen Texte wurden im Deutschen Rechenzentrum in Darmstadt verarbeitet. In der Arbeitsstelle Bonn konnten mit tatkräftiger Unterstützung des dortigen Instituts für Phonetik und Kommunikationsforschung eine Reihe spezieller Programme entwickelt werden; die Rechenarbeiten der Außenstelle werden vom Institut für instrumentelle Mathematik an der Universität Bonn erledigt.

Dr. Dieter Krallmann, Bonn, erarbeitete für das Institut den ersten „Grundformenindex“; dabei wurden neben den Lexikonformen auch die flektierten Formen mit Belegstellen angegeben. Weitere Grundformenindices werden folgen. Dr. Hübner von der Firma IBM, Sindelfingen, stellte dem Institut 3 Exemplare eines rückläufigen Wörterbuchs zur Verfügung, das auf der Magnetbandaufnahme des Mackensenschen Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache beruht.

V. Veröffentlichungen und wissenschaftliche Kontakte

Neben der Schriftenreihe „Sprache der Gegenwart“ tritt das Institut mit Forschungsberichten im Rotaprintdruck in Erscheinung (Herausgeber H. Glinz, P. Grebe, H. Moser, P. v. Polenz), die nicht in den Buchhandel gelangen; sie sind beim Institut erhältlich. Das 1. Heft liegt vor. Zahlreiche Mitglieder und Mitarbeiter des Instituts hielten Vorträge im In- und Ausland.

Neben vielen kurzen Besuchen, die das Institut vor allem auch aus dem Ausland erhielt, weilten zu längeren Studienaufenthalten im Institut: Professor M. A. Folsom, Provo (USA), als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung, Professor E. Iwasaki, Tokio, Professor Takeshi Ozeki aus Osaka (Japan) und cand. phil. Debré, Löwen.